<36611759880016

<36611759880016

Bayer. Staatsbibliothek

Ph. Pr. 485 i – 1

Garve

Philos. Ethica popul. 2222.

R

Philos.

CHRISTIAN GARVE.

Ueber

Gesellschaft und Einsamkeit

von

Christian Garve.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Bayerische Staatsbibliothek München

Erster Band.

Breßlau 1797.
bey Wilhelm Gottlieb Korn.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

An den

Herrn Consistorialrath

Spalding.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Verehrungswürdiger Mann,

Sie haben in einem langen, den Wissenschaften und einem gemeinnützigen Berufe gewidmeten Leben, vielfache Gelegenheit gehabt, die Gesellschaft und die Einsamkeit kennen zu lernen. Da Sie von jeher das Studiren und Nachdenken liebten, und den ruhigen Selbstgenuß allen andern Vergnügungen vorzogen: so haben Sie sich

oft von der Gesellschaft in Ihr Cabinet zurückgezogen. Und da Sie gern Andern nützlich seyn wollten, so haben Sie sich Vielen im Umgange mitgetheilt. Sie wurden an allen Orten, wo Sie sich aufhielten, geschätzt: und es wurde Ihnen also leicht, mit den Vorzüglichsten, oder Angesehensten der Einwohner in Verbindung zu treten. Einen beträchtlichen Theil Ihres Lebens brachten Sie, in einer der größten und geselligsten Städte Deutschlands, zu: und es war, von den Höfen bis zu den niedrigsten Classen, keine, welcher Sie nicht, als Gesellschafter oder als Religionslehrer, sich genähert hätten. Sie sind also ein competenter Richter der

Untersuchungen, welche ich in diesem Buche angestellet habe.

Sie sind überdieß mein alter Freund; von dem ersten Augenblicke unsrer Bekanntschaft mir mit Zärtlichkeit zugethan, wie ein Vater, von mir verehrt, wie von einem Sohne. Wir sind beyde, Sie als Greis, ich als Kranker, vielleicht dem Ende unsrer Laufbahn nahe. Ich muß eilen, ein öffentliches Denkmahl unsrer Freundschaft zu stiften, wenn eines nach uns vorhanden seyn soll. Und es ist ein erlaubter Ehrgeitz von meiner Seite, wenn ich dieses wünsche.

Nehmen Sie also das Geschenk dieses Buches, welches ich Ihnen widme, obgleich für jetzt nur der erste

Theil davon herauskommt, mit der Güte auf, mit welcher Sie bisher alles von mir, meine Briefe und meine Gespräche, annahmen. Ich werde aber jetzt vielleicht noch Ihrer besondern Nachsicht nöthig haben: theils, weil ich mit sehr ungleichen Kräften und bey sehr veränderlichem Zustande meiner Gesundheit dieß Buch ausgearbeitet habe; theils, weil ich genöthiget war, das Meiste davon Andern in die Feder zu dictiren, und der Stil jedes Menschen sehr verschieden ist, wenn er selbst schreibt und wenn er sich einer fremden Hand bedient. Im letzteren Falle können die Gedanken vielleicht origineller werden, weil der Geist, ganz concentrirt auf die Sachen, durch keine me-

chanische Nebenarbeit zerstreut wird. Aber die Schreibart wird gewiß etwas weitschweifiger und weniger vollkommen, weil das Auge den Verstand nicht so gut leiten kann, und weil man sich vor seinem Schreiber scheut und, um ihn nicht zu lange warten zu lassen, sich mit einem mangelhaften Ausdrucke begnügt. Vielleicht finden Sie jene Weitschweifigkeit auch nicht bloß in der Schreibart, sondern selbst in den Gedanken. Jemand entschuldigte sich, daß er nicht kürzer in seinem Schreiben hätte seyn können, weil er zu wenig Zeit zum Schreiben gehabt hätte. Und ich möchte mich eben so gern damit entschuldigen, daß ich zu schwach war, meine Ideen mit wenigen simpeln Wor-

ten aufs Reine zu bringen, und daher lange daran künsteln mußte.

Unterdessen wenn Sie mit einigen überflüssigen Worten nur nützliche Wahrheiten gesagt finden, wenn ich nach Ihrem Urtheil nur die Hauptgesichtspuncte nicht verfehlt, und hin und wieder auch einige verborgnere Seiten des Gegenstandes aufgedeckt habe: so wird Ihre Freundschaft das Uebrige thun, Ihren Beyfall mir zu erwerben, und Ihnen die Durchlesung dieses Buches angenehm zu machen.

Ich werde thun, was in meinem Vermögen steht, um den künftigen Winter den zweyten Theil dieses Buches zu Stande zu

bringen. Die meisten Ideen zu demselben sind gesammelt: aber die letzte Ueberarbeitung, die überhaupt ihre große Schwierigkeiten hat, und nie den Geistes-Genuß gewährt, mit welchem die erste Meditation, und die Erfindung der Ideen verbunden ist, kostet einem Schriftsteller, der seiner Augen so gut als beraubt ist, eine ermüdende Anstrengung. Ich wünsche Ihnen nur, in dem Zustande noch einige Zeit zu verharren, in welchem Sie bisher gewesen sind. Es ist eine Freude, einen verdienstvollen Mann, durch ein hohes gesundes Alter, ungewöhnliche Munterkeit des Geistes, Freude an seinen Kindern und allgemeine Werthschätzung beym Publicum, belohnt zu sehen. Möch-

te diese Freude mir und so vielen Ihrer Verehrer noch lange vergönnt seyn! Ich bin zufrieden, wenn ich ohne große Schmerzen meine Heiterkeit des Kopfs, welche, Dank sey es der Vorsehung, bey einer zerrütteten Gesundheit, doch noch fortdauert, zu Untersuchungen wie diese, welche ich Ihnen hier darbiethe, und zur Unterhaltung mit Freunden, wie der, an welchen ich schreibe, anwenden kann. Leben Sie wohl.

Garve.

Breßlau,
den 21. Sept. 1797.

Ueber Gesellschaft und Einsamkeit.

Nach so vielen einzelnen Aufsätzen und ganzen Büchern, die in allen Sprachen über den Umgang erschienen sind, und nach einem Werke von vier Bänden, das in der unsrigen von einem berühmten Manne über die Einsamkeit geschrieben worden ist, könnte diese Materie wohl erschöpft scheinen. Aber es ist ein Vorzug moralischer Materien, daß sie niemahls ganz neu sind und niemahls ganz erschöpft werden. Niemand kann in der Behandlung derselben Erfinder seyn; und niemand darf bloß seinen Vorgängern nachsprechen. Mit jedem Menschen, der gebohren wird, erscheint die menschliche Natur immer wieder in einer etwas veränderten

Gestalt. Vor tausend Jahren hatten die Pflanzen dieselben Formen und Farben, wie heute. Aber die Menschen der damahligen Zeit, — wie erstaunlich sind sie von den unsrigen verschieden! Die Aehnlichkeiten wachsen allerdings, wenn die Entfernungen abnehmen: aber immer hat jeder seine eigne Welt, in der er lebt, und jeder sieht diese Welt mit eignen Augen. Und wer also die menschliche Natur zum Gegenstande seiner Untersuchungen wählt, findet, wenn er seine Erfahrungen und nicht bloß Bücher zu Rathe zieht, einen in dem Grade neuen Stoff, daß auch seine Betrachtungen darüber ihm eigen seyn können.

Die Ordnung, in welcher diese Betrachtungen am besten anzustellen sind, wird durch die Natur des Gegenstandes deutlich genug angegeben. Gesellschaft und Einsamkeit wird für das Leben der Menschen wichtig und also auch der Untersuchung des Philosophen werth: entweder, insofern sie auf die geistige Bildung des Menschen, oder insofern sie auf seine Glückseligkeit Einfluß hat. Die Glückseligkeit ist etwas einfaches; aber die Bildung des Menschen zerfällt in drey, deutlich von einander verschiedne, Theile, in die Bildung des Verstandes, in die

des Charakters und in die der äußern Sitten.

Auf alle diese Puncte hat Einsamkeit und Gesellschaft im Allgemeinen Einfluß. Aber auch eine Art der Gesellschaft ist von der andern, eine Art der Einsamkeit von der andern, in Absicht ihrer Wirksamkeit, verschieden. Eine große Verschiedenheit ist zwischen dem Umgange, den die Geschäfte des bürgerlichen Lebens von selbst veranlassen, und zwischen dem, welchen die Menschen, des geselligen Vergnügens wegen, veranstalten. Es ist billig, in einer Abhandlung über diesen Gegenstand, nicht bloß die Gesellschaft des Menschen in den Zeiten, die er der Erholung, sondern auch in denen, die er der Arbeit widmet, zu betrachten. Andre kleinere Schattirungen in den Methoden und Anstalten zu den gesellschaftlichen Vergnügungen selbst werde ich dann erst aufzählen, wenn ich zu diesem Theile meiner Untersuchung komme. Die verschiedenen Arten der Einsamkeit sind eben so mannigfaltig in ihrem Einflusse auf den Menschen, entweder durch die Verschiedenheiten der Absichten, in welchen man sie wählt, oder durch die Verschiedenheit der Umstände, von welchen sie begleitet werden. Die Einsamkeit des

Einsiedlers hat einen andern Charakter und andre Folgen, als die Einsamkeit des Mönchs oder des Gelehrten. Die selbst gewählte Einsamkeit in einer volkreichen Stadt ist von der unvermeidlichen in einer Wildniß, sowohl in ihren Wirkungen auf den Menschen, als in ihren Ursachen, verschieden. Aber auch diese Unterschiede sind zu mannigfaltig und zu klein, um hier schon im Allgemeinen angegeben zu werden. Es ist genug, die Folge der Haupttheile von diesem Aufsatze zu bestimmen. Ich werde, in drey Abschnitten, von dem Einflusse der Gesellschaft und Einsamkeit überhaupt auf Verstand, Sittlichkeit und äußre Sitten reden. Ich werde, in einem vierten, die verschiednen Arten der Gesellschaft und Einsamkeit classificiren, und das Eigenthümliche jeder Art in Beschaffenheit und Einflusse aufsuchen. Ich werde endlich mit der Beziehung beyder auf die menschliche Glückseligkeit schließen.

Erster Abschnitt.

Einfluß von Gesellschaft und Einsamkeit auf die Bildung des Verstandes.

Die erste Frage ist also: wie wirkt Gesellschaft und Einsamkeit im Allgemeinen auf die Bildung des Verstandes der Menschen?

Es gehören zwey Sachen zur Bildung des Verstandes: die Einsammlung von Kenntnissen, und die Uebung seiner Kräfte. Der Mensch lernt andre Sachen in der Gesellschaft, als bey einem einsamen Leben: und er wird auf eine andre Weise im Denken geübt.

Erste Abtheilung des ersten Abschnitts.

Einfluß von Gesellschaft und Einsamkeit auf die Einsammlung von Kenntnissen.

Unter die wichtigsten Gegenstände der menschlichen Erkenntniß gehört der Mensch selbst. Und den Menschen kann man nicht anders, als unter Menschen und im Umgange mit ihnen, kennen lernen.

Zwar läßt sich die theoretische Erkenntniß der menschlichen Natur im Allgemeinen aus Beobachtungen schöpfen, welche der Philosoph über sich selbst anstellt: und ihre Erwerbung scheint also auch in der vollkommensten Einsamkeit möglich zu seyn. Aber man bedenkt nicht, wenn man dieses behauptet, daß das Selbstbeobachten ursprünglich dadurch veranlasset, und zu allen Zeiten dadurch befördert wird, daß wir uns mit andern vergleichen. Der Mensch ist dazu gemacht, außer sich zu leben, ehe er in sich selbst zurückkehrt, — zuerst die Gegenstände, welche ihn umgeben, zu besichtigen, und dann erst, durch

ein von den Gegenständen auf ihn zurückgeworfenes Licht, sich selbst zu betrachten. Die Vorstellungen und Gefühle des innern Sinns sind gleichsam der Nachhall der Eindrücke, welche von den äußern Sinnen herkommen; durch diese müssen jene zuerst erweckt, — nur durch starke Abwechselungen der letztern können die feinern Unterschiede der ersten bemerkbar werden.

Dadurch, daß uns das Betragen gewisser Menschen gefällt und Achtung einflößt, das Betragen andrer uns beleidiget oder unser Mißfallen erregt, werden wir zuerst auf die moralischen Unterschiede unsrer eignen Handlungen, und durch diese noch später auf die ihnen zum Grunde liegenden Tugenden oder Fehler des Charakters aufmerksam. Verstand, Witz, Artigkeit, gutes Herz, Wohlwollen und Großmuth, alle die Eigenschaften, welche die menschliche Natur veredeln, und die entgegengesetzten, welche sie erniedrigen, kurz alle die Aeußerungen, aus welchen wir die Bestandtheile des Genies und des Charakters nach und nach sammeln, fallen uns zuerst bey andern Menschen in die Augen, ehe wir sie bey uns selbst gewahr werden.

Ein Mensch, der in der Einsamkeit lebt, oder einen zu kleinen Kreis von Menschen,

durch den Umgang, zu seiner nähern Beobachtung um sich hat, ermangelt der Gelegenheit, von jenen Charakterzügen der menschlichen Natur eine große Mannigfaltigkeit zu sehen, durch die Extreme in denselben frappirt, oder, durch die Abwechselung des Zufälligen in ihnen, auf die Kenntniß des Wesentlichen geleitet zu werden. Es bleiben ihm also nicht nur viele Eigenschaften der menschlichen Natur, weil ihm nie Beyspiele derselben vorkommen, völlig verborgen: sondern, indem es in seinen Erfahrungen an auffallenden Unterschieden, an Mustern hoher Vortreflichkeit, oder an Beyspielen außerordentlicher Schlechtigkeit fehlt: so wird er auch weniger gereizt, die Menschen, mit denen er in Verbindung steht, genau zu beobachten. Die anscheinende Gleichförmigkeit der Gegenstände und das Matte und Schläfrige in seiner gewohnten Empfindungsart macht, daß er nicht einmahl diejenige Menschenkenntniß erlangt, zu welcher er die Mittel vermöge seiner Lage in Händen hat. Wer auf dem großen Schauplatze des alten Roms die Tugend eines Cato und die Verbrechen eines Catilina in der Nähe sah, die Einsichten und den Patriotismus eines Cicero mit den Thorheiten und den Ausschweifungen

eines Clodius neben einander setzen konnte, mußte nothwendig zum Nachdenken über geistige und sittliche Vollkommenheiten und Verderbniß eine unwiderstehliche Aufforderung erhalten. Aber diese so entfernten Abstufungen finden sich, wie alles, was außerordentlich ist, nur selten, und müssen also in einer größern Anzahl von Fällen aufgesucht werden. Man muß mit vielen Menschen in Verbindung seyn, wenn man diejenigen ausgezeichneten Fähigkeiten und Charaktere darunter finden soll, welche die Aufmerksamkeit auf das Studium der menschlichen Natur hinziehen, und die Untersuchung derselben erleichtern.

Ein Mensch ist aber für den andern nicht bloß ein wichtiger Gegenstand der Erkenntniß, sondern er ist auch der natürliche Lehrer desselben. Aller Unterricht, durch welchen, in der ersten jugendlichen Erziehung, und in den Instituten der Gelehrsamkeit, der Geist des Menschen gebildet und bereichert wird, besteht in der Mittheilung der Ideen andrer Menschen, welche vor ihm über die Dinge nachgedacht, und hinwiederum die Kenntnisse ihrer Vorgänger gesammelt hatten. Wenn also der Umgang der Menschen mit einander die natürliche Veranlassung zur wechselseitigen Mittheilung ihrer Ge-

danken ist: so ist er auch die älteste, von der Natur angewiesene, Schule, worin sie unterrichtet werden sollen.

Die Wahrheit hievon zeigt sich in einem noch auffallendern Lichte, wenn wir zu den Zeiten zurückgehn, wo die Schreibekunst noch nicht erfunden war; — und selbst nur bis zu denen, wo der Bücher wenig, und diese nur in den Händen weniger waren. In diesen Zeiten gab es gar kein anderes Mittel sich zu belehren, als den persönlichen Umgang mit Personen, welche die gesuchten Kenntnisse besaßen: und der einsam lebende Mensch mußte nothwendig ein unwissender Mensch seyn. Wollte jemand auch nur die Geschichte seiner Zeit, und die Begebenheiten seiner Nachbarschaft wissen: so mußte er diese Nachrichten durch die Erzählung von Personen erhalten, welche entweder die Vorfälle selbst mit angesehen, oder sie von Augenzeugen, mittelbar oder unmittelbar, immer aber durch mündliche Ueberlieferung, erfahren hatten. Von den verschiedenen Ländern der Erde und ihren Bewohnern konnte er nicht anders unterrichtet werden, als wenn er mit Reisenden, welche sie besucht, oder mit Personen, die von den Reisenden gelernt hatten, in Umgang gerieth. Die

Geschichte der Vorzeit war nur aus dem Munde alter Staatsmänner und Krieger, oder aus den Gesängen der Barden, welche die Thaten und Reden derselben aufgesammelt hatten, zu lernen. Und wenn es in diesem Zeitraume etwas gab, was den Namen von Kunst oder Wissenschaft verdiente: so war der Umgang mit den Weisen der Zeit und der von ihnen ertheilte mündliche Unterricht der einzige Weg, in den Besitz davon zu gelangen.

Diese Umstände haben sich zwar jetzt sehr geändert. Seit der Erfindung der Schreibekunst, und noch mehr seit der Einführung des Bücherdrucks, haben sich die Mittel des Unterrichts auch für den Einsamen vervielfältigt. Zeitungsblätter und geschriebene Nachrichten aller Art melden uns auf unsern Zimmern, was in der ganzen Welt vorgeht. Wir lernen jetzt die entlegensten Länder und ihre Bewohner kennen, ohne daß wir sie selbst bereisen, und ohne daß wir mit gereisten Leuten persönlichen Umgang pflegen dürften. Wir können endlich die Weisheit unsrer Vorfahren einsammeln, ohne zu den Füßen unsrer Alten zu sitzen; und die Untersuchungen der Gelehrten und Weisen benutzen, ohne selbst bey ihnen in die Schule zu gehn. Es

bleibt indeß auch noch jetzt die mündliche Mittheilung der Ideen, welche nur bey der persönlichen Zusammenkunft mehrerer Menschen möglich ist, ein vorzügliches Mittel des Unterrichts, und, in Absicht gewisser Gegenstände und gewisser Vorzüge der Erkenntniß, das einzige.

Unter jenen Gegenständen steht die praktische Menschenkenntniß, d. h. diejenige oben an, welche man zu Verhandlung häuslicher und bürgerlicher Geschäfte, und zu Erreichung solcher Endzwecke braucht, bey welchen Menschen mitwirken müssen. Diese Menschenkenntniß läßt sich durchaus nicht aus Büchern oder durch Selbstbetrachtung, sondern nur durch wirklichen Umgang erhalten.

Die Menschen werden nehmlich in ihren Entschlüssen durch das Eigenthümliche ihrer Denkungsart, ihrer Leidenschaften und ihrer Charaktere bestimmt. Diese individuellen Unterschiede aber sind zu fein, als daß sie sich mit Worten deutlich ausdrücken, und zu mannigfaltig, als daß sie sich im Allgemeinen aufzählen ließen. Man muß als Augenzeuge bey den Handlungen und Reden, durch welche sich die Beschaffenheit ihres Geistes verräth, gegenwärtig seyn, — man muß den Ausdruck der Mienen und der Geberden-

sprache zu Hülfe nehmen, um jene Aeußerungen richtig auszulegen. Diese Aufmerksamkeit muß man auf viele Personen und viele ihrer Handlungen wenden können, um das, was in dem einen Falle zweydeutig ist, sich durch einen andern deutlichern zu erklären. Zu der Gelegenheit diese Beobachtungen zu machen, muß noch ein lebhaftes Interesse hinzukommen, sie anzustellen. Alles dieses giebt der Umgang, wenn er ausgebreitet und zugleich in einem gewissen Grade vertraut ist. Er macht uns zu Zuschauern des Lebens vieler Menschen. Er macht uns zugleich von ihnen in so fern abhängig, als sich, ohne ihre Vergünstigung, die Verbindung mit ihnen nicht erhalten, wenigstens das in ihrer Gesellschaft beabsichtigte Vergnügen nicht genießen läßt. Es ist natürlich, daß man denen, mit welchen man umgeht, zu gefallen sucht; es ist oft unvermeidlich, daß man etwas von ihnen zu erhalten wünscht. Zu dem einen und zu dem andern, ist es nöthig, daß man ihre Launen und Leidenschaften schone, daß man ihrem Steifsinne ausweiche, ihre schwache oder nachgiebige Seite ausfündig mache, mit einem Worte, daß man sie kennen lerne.

Für alle Arten der Erkenntniß ist es sehr

verschieden, ob ihr sinnliche Eindrücke und Bilder der Phantasie zum Grunde liegen, über welche der Verstand hintendrein nachgedacht hat, — oder ob sie gleich mit allgemeinen und abgezognen Ideen angefangen hat, und dann zu dem Individuellen, als zu Beyspielen, fortgeschritten ist. Zum praktischen Gebrauche ist sie im ersten Falle immer weit geschickter, als in dem zweyten. Dieß ist besonders bey Gegenständen wahr, die sehr reich an innerm Gehalt, sehr mannigfaltig in ihren Beschaffenheiten, sehr abwechselnd in ihren Zuständen sind. Die Armuth der Sprache und die Einschränkung der menschlichen Denkkraft macht bey diesen die allgemeine und wissenschaftliche Erkenntniß im vorzüglichen Grade mangelhaft. So ist wenigstens unsre wissenschaftliche Kenntniß vom Menschen beschaffen. — So vieles muß bey der Auffassung und bey der Beziehung dieser Theorie ausgelassen werden, was sich bey der Beobachtung wirklicher Menschen durch Auge und Ohr dem Gemüthe klar genug darstellt, aber nicht bis zur Deutlichkeit des wörtlichen Ausdrucks erhoben werden kann! Kein Wunder, daß nun umgekehrt diese Theorie, angewandt auf die wirkliche Behandlung der Menschen im gesellschaftlichen Leben,

uns doch nicht vor großen Fehlgriffen bewahrt, wenn sie nicht durch die Erinnerungen vieler einzelner Thatsachen unterstützt und ergänzt wird.

Diese Unvollkommenheit nun der abstracten Begriffe vom Menschen überhaupt, kann nur die Mannigfaltigkeit und Klarheit der Bilder von dem Betragen vieler einzelner Menschen ersetzen.

Je einen ausgebreitetern Umgang mit Menschen aus vielerley Professionen, Ständen und Nationen wir haben: desto mehr Ideale von den verschiednen Arten und Abarten der menschlichen Natur prägen sich unserm Gedächtnisse ein; und desto eher werden wir in den Stand gesetzt, ein neues uns vorkommendes Subject unter eine bestimmte Classe zu bringen, und die Handlungsart desselben nach der Analogie der ihm ähnlichsten vorherzusehn.

Insbesondre aber ist der Vortheil derjenigen Menschenkenntniß, die durch den Umgang mit großen, weisen und kraftvollen Männern, — mit Männern von Genie und einem festen Charakter erhalten wird, durch kein anderes Hülfsmittel zu ersetzen. Wer das Glück gehabt hat, Personen dieser Art auf dem Wege seines Le-

bens zu begegnen, wird wissen, welchen tiefen und nützlichen Eindruck sie machen, wie belehrend selbst ihr Anblick ist, welchen Saamen zu eignen Betrachtungen ihre mitgetheilten Ideen ausstreuen, und wie sehr ihre Gesinnungen unsre guten Vorsätze befestigen. In dem Umgange solcher Männer lernen wir vieles, was uns durchaus ihre Schriften nicht sagen können. Wir lernen wenigstens auf den Inhalt vortreflicher Werke erst recht Acht geben, wenn wir die ähnlichen Ideen vortreflicher Männer aus ihrem Munde vernehmen.

Aber nicht nur in Absicht der Menschenkenntniß, sondern in Ansehung aller Arten von Kenntnissen überhaupt gewährt der Umgang gewisse Hülfsmittel, die auf keinem andern Wege zu erhalten sind.

In der Gesellschaft zuerst ist es, daß die Wißbegierde im menschlichen Geschlechte ursprünglich erweckt wurde; und in ihr wird auch die eines jeden einzelnen Menschen am meisten genährt. Die Eitelkeit, unsere Einsichten andern zeigen zu wollen, ist es unstreitig, was uns anfänglich bewegt, die Mühe des Studirens zu überwinden. Die Reize der Wissenschaft, so wie die der Tugend, werden erst alsdann empfunden,

wenn

wenn man in beyden schon beträchtliche Fortschritte gemacht hat: die ersten Antriebe zu ihrer Cultur müssen von aussen her, von fremden, damit bloß verknüpften, Vortheilen kommen. Solche Vortheile liegen vornehmlich in dem günstigen Urtheile, das uns Kenntnisse und eine sittliche Aufführung bey andern Menschen verschaffen. Diese günstigen Urtheile sind uns aber nur dann erst wichtig, wenn wir wirklich mit jenen Menschen zusammenleben.

Wer immerwährende Gelegenheit hat, andern seine Gedanken mitzutheilen: der hat auch immerwährende Aufforderung, nachzudenken. Wer für einen guten Gedanken auf der Stelle durch den Beyfall der Zuhörer belohnt wird, und dessen thörichte Einfälle sogleich verspottet, oder getadelt werden, wird dadurch zu einer weit schärfern Beurtheilung dessen, was er denkt und sagt, gereizt, als wenn er bloß mit sich selbst redete. Die Einsamkeit ist an sich dazu gemacht, den Geist erschlaffen zu lassen: und nur auf dem Schauplatze der Welt, und unter Menschen (es sey in Geschäften, es sey in Gesellschaft) wird er erweckt sich anzustrengen, um einen Einfluß über die Gemüther andrer zu bekommen.

Die Dichtkunst und die Beredsamkeit waren vor der Erfindung der Schreibekunst die einzigen Lehrmeister der Menschen: und sie blieben noch lange die vornehmsten, da diese Kunst schon erfunden, aber noch wenig ausgebreitet war. Aber für wen sangen die ältesten Dichter? Nicht für sich selbst und die Musen. — Dieser stille, einsame Genuß seiner eignen Fähigkeiten ist für den Menschen nur in den Zeiten der größten Verfeinerung aufbehalten. Nein, an der Tafel ihrer Großen, der Helden und Heerführer, oder auf dem Markte vor versammelten Volkshaufen, belebten sie die Privat- oder öffentlichen Feste mit ihren Liedern. — Für die Gesellschaft, für die Unterhaltung andrer, und in der Absicht von ihnen dafür Bewunderung oder Belohnung zu erhalten, sammelten sie die Sagen der Vorzeit, und schmückten sie mit Rhythmus und Gesang aus. — Wie die Dichtkunst den auf Vergnügen abzweckenden Zusammenkünften der Menschen gewidmet war: so war es die Beredsamkeit denjenigen Versammlungen, welche, des Ernstes und der Geschäfte wegen, zusammenkamen. Nur das Vergnügen, welches dem Redner sein sichtbarer Einfluß auf gegenwärtige Zuhörer gewährt, nur diejenige Erhöhung aller Seelen-

kräfte und diejenige Belebung aller Triebe, welche aus der Theilnahme einer großen Anzahl von Menschen an seinen Reden und Handlungen entstehen, konnte zuerst dem noch stummen und schüchternen Menschen die Schwierigkeit des Selbstdenkens, und die nicht minder große, seine Gedanken in die Form einer verständlichen und anmuthigen Rede zu bringen, überwinden helfen. Selbst da, in etwas spätern Zeiten, die eigentliche Wissenschaft oder die Philosophie entstand: erschien sie zuerst nur unter der Gestalt einer gesellschaftlichen Unterhaltung. Für die Vernunft hatten die Griechen keinen andern Nahmen, als den der Rede; wissenschaftliche Untersuchungen anstellen hieß bey ihnen, sich über die Gegenstände derselben unterreden; und zu Folge ihres ältesten Nahmens ist die Logik nichts anders, als die Kunst eines gelehrten Gesprächs.

Die Lage der Dinge zu unsrer Zeit ist freylich dieser Schilderung nicht mehr ähnlich. Die Uebungen der Denkkraft, und die Mittheilungen der Kenntnisse beruhen bey weitem nicht mehr so sehr, als ehedem, auf dem mündlichen Vortrage, und also auf der persönlichen Zusammenkunft derer, welche einander belehren können. Wir haben

gewissermaßen den Ernst und die ernsthaften Gegenstände in die Einsamkeit verwiesen, und für unsre gesellschaftlichen Zusammenkünfte nur den Scherz, oder die leichtesten und oberflächlichsten unsrer Kenntnisse aufbehalten. Die gewöhnlichen Gegenstände unsers Gesprächs, besonders, wenn beyde Geschlechter sich in Gesellschaft vereinigen, sind theis einförmig, theils geringfügig: und der Gelegenheiten zu lernen giebt es darin nur wenige. Auch in der geistreichsten Gesellschaft werden die Materien niemahls erschöpft. Man springt von einem Gegenstande auf den andern; man begnügt sich an einzelnen guten Gedanken und Winken. Dieß verlangt selbst der Wohlstand und der sogenannte gute Ton. Indessen werden diese Mängel wieder durch andre Vorzüge des gesellschaftlichen Unterrichts ersetzt.

Das, was man im Gespräche lernt, hat auch gleich die Form und den Ausdruck, in welchen es sich am leichtesten wieder an andre im Gespräche mittheilen läßt. Dasjenige hingegen, was man durch eigne stille Meditation, oder durch Bücherfleiß lernt, muß erst von neuem bearbeitet und gleichsam umgebildet werden, ehe es zu einer leichten und anmuthigen Belehrung

andrer brauchbar wird.*) Daher kommt es, daß oft Personen, welche große und gründliche Kenntnisse, aber diese nur in ihrem Studirzimmer gesammelt haben, wenn sie in die Welt und in die Kreise des gesellschaftlichen Lebens kommen, unfähiger und unwissender scheinen, als andre, welche ihre weit seichtern Kenntnisse in der Welt selbst und im Umgange erworben haben. Ehe jene aus dem tiefen Schatze ihrer Gelehrsamkeit diejenigen Gedanken hervorhohlen, die sie an die schnell vorübereilenden Wendungen des Gesprächs auf eine passende Weise anschliessen; ehe sie denjenigen Ausdruck dazu finden, der jedermann verständlich ist, und mit dem in

*) Das, was man mündlich auszudrücken gelernt hat, kann man auch sehr leicht schriftlich ausdrücken. Das, was man in einem Gespräche deutlich zu machen versteht, wird man noch weit leichter in einem Buche auf eine genugthuende Weise erklären. Aber nicht, umgekehrt, wird man mündlich zu sagen wissen, was man, umgeben von Büchern mit der Feder in der Hand mühsam aufs Reine bringt. Und viele der Vorstellungen, welche wir am Ende eines langen Studiums deutlich gefaßt zu haben glaubten, erscheinen uns selbst nur wie ein Nebel, wenn wir einen Versuch machen, sie andern, in kurzen und einfachen Worten, beyzubringen.

der Gesellschaft herrschenden Tone übereinstimmt, ist vielleicht die Gelegenheit diese Gedanken anzubringen schon vorüber. Dahingegen haben die andern ihre Ideen, völlig entwickelt und in schickliche Ausdrücke eingekleidet, bey der Hand. Diese sind kurz und deutlich: so daß sie Aufmerksamkeit erwecken; und sie haben vielleicht einen Anstrich von Witz, oder sie enthalten einen satyrischen oder launigen Zug, wodurch sie anmuthiger werden.

Diese leichte und gefällige Einkleidung der Gedanken, die auch selbst dem Schriftsteller einen vorzüglichen Werth giebt, läßt sich nirgends sichrer, als in guter Gesellschaft, d. h. unter verständigen und weltklugen Menschen, die sich zum Gespräche unter einander versammeln, erlernen. Von den meisten der Werke, welche als die Muster eines populären Vortrags angesehen werden, waren die Verfasser Weltleute, oder hatten Gelegenheit frühzeitig des Umgangs mit der Welt zu genießen.

Hierzu kommt noch ein andrer Vorzug, den die mündliche Mittheilung von Ideen vor der Belehrung aus Büchern hat. Die lebende Rede

wird durch den Accent und die Geberdensprache unterstützt, und wird dadurch theils verständlicher, theils eindringlicher. Es gehört ein höherer Grad von Fähigkeit und Aufmerksamkeit dazu, um in den Sinn dessen, was man liest, bis auf seine feinsten Schattirungen einzudringen, als nöthig ist, um einen Redenden vollkommen zu verstehen. Die Schrift ist ein todter Buchstabe, den nur die Einbildungskraft und der Verstand des Lesens beleben kann. Aus seiner eignen Kenntniß des Gegenstandes, oder durch sein richtiges Gefühl des Zusammenhangs muß er alle die Feinheiten des Sinns, alle die Nebenideen ergänzen, welche, durch Worte nur angedeutet, aber erst durch Declamation und Action ausgedrückt werden können. Wie leicht ist es hier zu irren, wie noch weit öfter geschieht es, daß man Sachen übersieht! Daher kommt es auch, daß der Umgang mit vernünftigen Männern, oder auch nur der mit vielen Menschen, die Absicht selten verfehlt, den Verstand dessen, welcher diese Schule besucht, wenigstens in einigem Grade aufzuklären und zu bereichern. Das Studiren hingegen, — das Lesen der besten und lehrreichsten Bücher, läßt zuweilen den Menschen, der Jahre lang damit

zubringt, wenn er nicht recht davon Gebrauch zu machen versteht, so roh und unaufgeklärt, als er zuvor war.

Wenn man in den Büchern die Früchte reifer und langer Meditationen, über die Gegenstände, wovon sie handeln, findet: so findet man dagegen im Gespräche die augenblicklichen Erzeugnisse eines schnellen, kurzen, aber durch die Umstände geschärften Nachdenkens; — die Einfälle des Witzes, oder die Eingebungen eines glücklichen Zufalls. In Büchern hört man größtentheis Leute vom Handwerke über diejenigen Dinge reden, die sie auf eine schulgerechte Weise gelernt haben. Im Umgange hört man oft die Aussprüche des bloß gesunden Menschenverstandes. Man erfährt, wie die Gegenstände Menschen erscheinen, welche nicht gewöhnlich mit denselben umgehn. Jede von diesen beyden Arten der Vorstellungen hat ihre eigenthümlichen Vorzüge und Mängel. Ein anhaltendes, regelmäßiges Studium bringt ohne Zweifel allein vollständige und gründliche Kenntnisse hervor. Aber ein glücklicher, im Gespräche hervorgelockter, Einfall eines guten Kopfs klärt zuweilen dem Gelehrten selbst eine Sache plötzlich auf, über die er lange umsonst nachgedacht hatte. In der Fröhlichkeit

eines angenehmen Umgangs, unter gutmüthigen und doch lebhaften und geistreichen Freunden sind wir oft weit mehr zum Denken aufgelegt, und fassen die Gegenstände schärfer ins Auge, als in den Stunden der Einsamkeit und der Arbeit, auf unsrer Studirstube. Und die Urtheile eines scharfsinnigen Layen über eine ihm ganz fremde Materie sind dem darin Eingeweihten nicht selten, wegen ihrer Unbefangenheit und Originalität, schätzbar.

Doch nicht in Absicht aller Arten der Kenntnisse ist der Umgang gleich lehrreich. Hauptsächlich sind es politische und ökonomische Kenntnisse, welche wir durch ihn zu erhalten hoffen können. Die Ursache ist, weil, in jeder Gesellschaft, Vorfälle des häuslichen, oder des öffentlichen Lebens, Angelegenheiten des Staats, oder Angelegenheiten der mit den Mitgliedern in Verbindung stehenden Familien, den vornehmsten Inhalt der Gespräche ausmachen.

Durch den Umgang mit der großen Welt, — worunter ich entweder einen sehr ausgebreiteten, oder den mit den Vornehmsten des Landes verstehe, — kann man zuförderst Anekdoten und einzelne kleine Züge aus der Zeitgeschichte, Aufklärungen über den Charakter der Regenten,

Minister, Heerführer, und aller auf die Staatsgeschäfte Einfluß habenden Personen, Aufschlüsse über die geheimen Ursachen bekannter Begebenheiten, kurz Unterricht über die Verbindung des Moralischen mit dem Zufälligen in den Auftritten der Politik erhalten. Wer lange und vertraut mit Fürsten, Ministern, Heerführern, Gesandten und andern Geschäftsträgern der öffentlichen Macht gelebt hat, bekommt nach und nach eine geheime Geschichte der Begebenheiten seiner Zeit, die er nie so vollständig und zuverläßig aus Büchern würde erlernt haben, und die, wenn sie einem, zuvor durch Theorie und Nachdenken gebildeten, Verstande überliefert wird, seine politischen Einsichten allerdings weit vollkommner, — besonders praktischer, zur Anwendung auf einzelne Fälle geschickter, und, wegen der Menge dazu gelieferter Beyspiele, zur angenehmen Mittheilung brauchbarer macht, als wenn sie bloß aus den schriftlichen Denkmählern der Geschichte wären geschöpft worden.

Doch ist es auch unstreitig, daß nicht alle Geschichtsanekdoten, die man in der höchsten und besten Gesellschaft, ich meine in der Gesellschaft der Theilhaber an den Verhandlungen der Staaten, auffsammelt, deßwegen als ächt zu verbürgen

sind. Auch die Könige irren sich, wenn sie über ihre Regierungen, die Heerführer, wenn sie über ihre Feldzüge schreiben: wie viel mehr, wenn sie davon reden! Wie oft stellten sie sich, da sie doch weder im Felde, noch im Kabinet, alles mit eignen Augen übersehen, noch ohne Mittelspersonen ausführen konnten, gleich anfangs die Sache falsch vor; — wie viel vergaßen sie mit der Zeit; — wie viel verstellen sie vorsätzlich! Es ist daher nicht unwahrscheinlich, daß der spätere Geschichtforscher, aus Büchern und Acten, und besonders aus der Zusammenhaltung vieler einseitigen Nachrichten, die Begebenheiten, wo nicht vollständiger in den Umständen, doch der Wahrheit in den Hauptsachen gemäßer, kennen lernt, als sie der gleichzeitige Weltmann aus dem Munde der Fürsten, Minister und Feldherrn erfährt, welche Augenzeugen oder handelnde Personen bey denselben waren.

Zweytens sind in eben diesem Umgange mit Vielen oder mit den Großen, für die theoretische Kenntniß der Politik, einzelne kleine Bemerkungen, Behutsamkeitsregeln, die Maximen, oder Warnungen der Staatsmänner, oder andrer praktischen Geschäftsleute, kurz solche Re-

sultate ihrer Erfahrungen zu erlernen, die sich nicht bis zu einer vollständigen Theorie ausgebildet haben. Bücher enthalten größtentheils nur völlig entwickelte und zu ganzen Systemen an einander gereihete Vorstellungen. Die isolirten, an einzelne Begebenheiten geknüpften, von der eigenthümlichen Lage der Personen eingegebnen, mehr geahndeten als durchdachten Ideen sind dem Umgange vorbehalten. Und im Politischen machen doch gerade diese, — machen die einzelnen Beobachtungen und auf das Besondre der Vorfälle hinweisenden Fingerzeige, die eigentlich praktische Weisheit aus; die daher, auch ohne Bücher, durch einen solchen von Jugend auf genossenen Umgang, verbunden mit einer frühen Theilnehmung an den Geschäften selbst, sehr wohl erworben werden kann.

Auf dieselbe Weise, wie die große Gesellschaft in Absicht des politischen Lebens Unterricht giebt, kann jede Gesellschaft für die Kenntnisse des Privat- und häuslichen Lebens lehrreich werden. Nur im Umgange kann man das Innere der Familien, die geheimen Ursachen des häuslichen Glücks oder Mißvergnügens, die Quellen der Einigkeit oder des Zwistes zwischen Eheleuten, Geschwistern und Haus-

genossen, die Hindernisse oder die Beförderungsmittel einer pflichtmäßigen und anständigen Aufführung kennen lernen. — Wem auch die große Geschichte der Welt unbekannt bleibt: der kann doch schon durch die Familiengeschichten seiner Stadt sehr weise, und für die Verhältnisse eines Privatmanns hinlänglich unterrichtet werden: und solche Geschichten lehrt kein Buch. Wenigstens haben sie in Büchern kein Interesse, wenn sie von ganz unbekannten, oder erdichteten Familien erzählt werden: oder sie geben, durch Erweckung von Leidenschaften, ein falsches Interesse, wenn sie von uns bekannten und ganz nahen Familien die Blößen öffentlich aufdecken, oder die Tugenden öffentlich preisen.

Neben diesem Unterrichte für die Klugheit und Sittlichkeit des Privatlebens, biethet nun noch, besonders der weiblichen Welt, der Umgang Gelegenheit dar, unmittelbar ökonomische Kenntnisse zu erlangen, und manche Hülfsmittel und Kunstgriffe in der Verwaltung häuslicher Angelegenheiten zu lernen, wovon entweder in Büchern nie die Rede ist, oder die man nie gern in denselben aufsucht.

Die Unterredungen der Weiber über Putz, den Ankauf von Galanterie-Waaren, über den Schnitt der Kleider, die Kochkunst und über die Zänkereyen mit dem Gesinde sind oft von satyrischen Moralisten gerügt worden. Und sie zeigen allerdings, wenn sie die Zeiten ihrer Zusammenkünfte ganz ausfüllen, und wenn sie besonders mehr Nachforschungen der Eitelkeit und der Eifersucht, oder Herzenserleichterungen der Schwäche, als gesuchte oder ertheilte Rathschläge der Freundschaft sind: daß es diesen versammelten Schönen an derjenigen Geistesbildung fehlen müsse, welche allgemeinern und wichtigern Gegenständen etwas Anziehendes für sie geben könnte. Auf der andern Seite wäre es aber auch höchst thöricht, eine Sache, dle so ganz natürlich, und die, wenn sie auf die rechte Weise geschieht, so nützlich ist, ohne Einschränkung zu tadeln. Ist es nicht für die Frauenzimmer eben so vernünftig und billig, als für die Männer, sich von denjenigen Geschäften zu unterreden, mit welchen sie am meisten zu thun haben, und bey einander über diejenigen Gegenstände Rath, Unterricht, oder Trost zu suchen, die, wenn sie auch klein scheinen, doch zu ihrem eigentlichen Berufe gehören, und auf das Wohl der Familien

einen wesentlichen Einfluß haben? Und in der That ist es ein wichtiger Gewinn des gesellschaftlichen Umgangs, wenn durch denselben die Kunst einer nicht kargen, und doch genauen und sparsamen Haushaltung, von einer erfahrnen Frau zu den Unerfahrnern, übergeht, oder durch die Berathschlagungen mehrerer kluger Weiber vervollkommnet wird. Diejenige Zusammenkunft ist nicht unnütz, in welcher von vernünftigen Hausmüttern über den Grad des Aufwandes, den sie schicklicher Weise in ihrem Hausgeräthe, in der Besetzung ihrer Tafel, ihrer Kleidung und der Kleidung ihrer Kinder machen müssen, debattirt wird, und jede über den Stoff und die Form dieser Sachen, und über die vortheihafteste Art, jenen anzuschaffen und diese dem Stoffe zu geben, den Beytrag ihrer Erfahrungen zu der allgemeinen weiblichen Wissenschaft hinzufügt. Und kann endlich nicht selbst ein Mann einer Unterredung mit Nutzen und Vergnügen beywohnen, in der über die Tugenden und Fehler der Dienstbothen, über das vernünstige oder thörichte Betragen der Herrschaften gegen sie, über den Ernst, welchen die Erhaltung des Ansehens fordert, und über die Nachsicht, welche zur Erhaltung des Hausfriedens nothwendig ist, verschiedne Mei-

nungen mit ihren Gründen gegen einander abgewogen, und Beyspiele zur Unterstützung oder Bestreitung derselben angeführt werden?

Politische und ökonomische Thatsachen und Betrachtungen sind die gewöhnlichen, in jeder Gesellschaft zu erwartenden, Gegenstände aller Gespräche. Aber außer diesen giebt es nun noch, nach Verschiedenheit der Gesellschaften, verschiedne Gelegenheiten zum Unterricht in besondern Fächern.

Durch Umgang mit Reisenden lernt man entfernte Länder eben so wohl, als aus Reisebeschreibungen, kennen: — zwar nicht mit gleicher Vollständigkeit, aber oft mit mehrerer Wahrheit; theils weil die Erzählungen, welche für das Publicum bestimmt sind, oft verschönert oder aus der Imagination ergänzt werden; theils weil die unbefangnen Bemerkungen derer, die nicht aufs Beobachten der Länder im Allgemeinen ausgingen, sondern mit Rücksicht auf individuelle Zwecke reiseten, selten anders als durchs Gespräch in Umlauf kommen.

Personen von gleichem Studium vermehren, wenn sie mit einander umgehen, ihre Kenntnisse durch gemeinschaftliche Erörterung oder durch den Streit über die beyden schon bekannten und

von

von ihnen durchdachten Gegenstände. Die Gedanken, welche auch bey den, zur einsamen Meditation fähigsten, Köpfen, in den Unterredungen mit ihres Gleichen, durch den Widerspruch der Meinungen, oder vermöge der Begierde sich deutlich zu machen, aus dem Stegreife entstehn, haben ein gewisses eignes, originelles Gepräge, und geben dem Mitredner eine Art der Belehrung, die er in seinem Cabinet, weder durch Lesen, noch durch Nachdenken würde bekommen haben.

Außerdem lassen sich auch Erklärungen einzelner Theorieen in der Naturlehre, Aufklärungen einzelner Thatsachen in der Geschichte, kurz Belehrungen über solche Bruchstücke aus den Wissenschaften, die, abgesondert von ihren übrigen Theilen, doch verstanden werden können, sehr wohl in der Gesellschaft geben und empfangen. Doch gehört dazu immer gleichsam ein Lehrer. Es ist nicht Sache der Gesellschaft überhaupt, sondern nur Sache des einen Mannes, welcher, in jenen Fächern vorzüglich bewandert, die Anwesenden für dieselben zu interessiren weiß. Diese Art der Unterhaltung entfernt sich schon etwas von der wahren Natur des Umgangs, und nähert sich dem Unterrichte in Lehrstunden. — Es ist indessen sehr wohl möglich,

aus einigen Fächern gemeinfaßlicher und gemeinnützlger Kenntnisse, die vornehmsten Entdeckungen, sie seyen durch Beobachtung oder durch Schlüsse gemacht, im gesellschaftlichen Gespräche kennen zu lernen: wofern man das Glück gehabt hat, mit solchen Leuten zu leben, die fähig waren, abgerissene Stücke aus Wissenschaften in ein auch für Unwissende genugthuendes Licht zu setzen, — eine eigene Gabe, die von der die Wissenschaft systematisch ihren eigentlichen Zöglingen vorzutragen, wesentlich unterschieden ist.

So viel von dem Einflusse des **Umgangs** auf die Erwerbung von **Kenntnissen**. Um über die Beziehung der **Einsamkeit** auf den nehmlichen Zweck zu urtheilen, kommt es auf die Beantwortung zweyer Fragen an: einmahl, welche Gegenstände der Beobachtung und der Untersuchung uns noch übrig bleiben, wenn wir den Menschen und die menschliche Gesellschaft aus dem Gesichte verloren haben; und zweytens, welche Mittel des Unterrichts, außer der mündlichen Mittheilung der Ideen des einen Menschen an den andern, vorhanden sind.

Der Einsame hat nur die Beobachtung seiner selbst, oder den Anblick der Natur, aus

welchen er unmittelbar Kenntnisse schöpfen kann: und das einzige Mittel sich fremde Kenntnisse zuzueignen *) ist das Studium, oder die aufmerksame und mit Nachdenken verbundne Lesung von Büchern.

Der Anblick der Natur und ihrer abwechselnden Auftritte kann allerdings das Gemüth mit Ideen erfüllen, und Stoff zu solchen Betrachtungen, oder Empfindungen, woraus Kenntnisse entstehn, mittheilen. Daher ist für die Geistescultur ein großer Unterschied, zwischen der Einsamkeit in der Stadt und der auf dem Lande. In seiner Stube ohne Menschen eingeschlossen zu seyn, auch wenn man Bücher zu Gesellschaftern hat, bringt doch auf die Länge eine gewisse Leer-

*) Der Unterricht durch förmliche Lectionen eines Lehrers scheint, auch bey einer sehr eingezogenen Lebensart, statt zu finden. Man muß indeß die Einsamkeit, wenn man ihren Einfluß richtig beurtheilen will, an sich und also als absolut betrachten. Mündliche Lehrer für den Einsamen sind nur in einem sehr gesellschaftlichen Zeitalter nur in großen Städten zu finden. Für den Erwachsenen, von dem hier die Rede ist, werden diese Lehrer immer zugleich Gesellschaft seyn. Die Art aber, wie Vorlesungen auf den Verstand, und zur Erwerbung der Kenntnisse wirken, kommt mit der Art, wie die Lesung von Büchern wirkt, überein.

heit und Trockenheit des Geistes hervor: weil die Sinne, die erste und natürlichste Quelle von Vorstellungen, durch gar keine anziehenden Gegenstände unmittelbar gerührt werden; weil alles Große und Wichtige, womit sich das Gemüth beschäftigt, abwesend, und alles Gegenwärtige klein und unbedeutend ist. In der freyen Luft hingegen, bey dem Anblicke des Himmels und der Erde, unter den Schätzen des Pflanzen- und Thierreichs, welche in einem angebauten Lande durch den Fleiß der Menschen zusammengehäuft worden sind, läßt sich die Einsamkeit nicht nur viel leichter ertragen, sondern sie hat auch viel weniger Gewalt, den Geist träge zu machen und den Fortgang seiner Ideen aufzuhalten.

Vielleicht kommt es daher, daß wir in den schönsten und reichsten Ländern, *) und beson-

*) Der Reichthum von Producten, die zum Unterhalte des Lebens gehören, kann, bey noch völlig rohen Einwohnern eines Landes, den Fortgang ihrer Cultur insofern verhindern, als er sie von der Nothwendigkeit zu arbeiten um leben zu können, befreyt, — dem ersten Antriebe des Fleißes, der vor der Begierde zu arbeiten, um sich zu verfeinern, gewöhnlicher Weise vorhergeht. Es ist auch wahr, daß in uncultivirten

ders in den durch Naturschönheiten sich auszeichnenden Gebirgsgegenden, die muntersten, thätigsten und geistreichsten Menschen finden. Es ist in der That nicht zu verwundern, wenn Leute, welche von den merkwürdigsten Erscheinungen und von den reitzendsten Ansichten der Natur allenthalben umgeben sind, mehr Begriffe von dem, was schön und erhaben ist, und überhaupt einen reichern Vorrath von Ideen und mehr Anlaß zum Nachdenken erhalten, als die Einwohner unfruchtbarer oder doch einförmiger Ebnen,

Ländern die Gebirge oft die Sitze der wildesten Völker sind, die ihre Barbarey am spätesten ablegen, weil sie den gesitteten weniger zugänglich sind. Aber von Europa, und in dem Zeitalter, wo die ersten Schwierigkeiten der Erziehung des Menschengeschlechts überwunden sind, ist es unstreitig wahr: daß unter einem freundlichen Himmel, und unter dem Schutze einer freygebigen und zum Vergnügen einladenden Natur, die feinern Bedürfnisse der Wißbegierde zuerst merklich wurden; daß Wissenschaften und Künste, aus den glücklichen, warmen Himmelsstrichen, erst später in die rauhern nördlichern verpflanzt worden sind: und daß, selbst mitten in unsern durchaus angebauten Reichen, die Einwohner von Sand- Moor- und Heideländern, kurz die Einwohner einsamer Flächen hinter den Einwohnern der schönen Thäler unserer Gebirge zurück sind.

welche an keinem Gegenstande ihre Augen weiden, durch keinen ihre Einbildungskraft begeistern können.

Doch der Anblick der Natur kann das Gemüth zwar einigermaßen beschäftigen, und zum Nachdenken auffordern: aber er unterrichtet es doch nur wenig, wenn man nicht die Naturproducte, oder die Naturerscheinungen einzeln untersucht; das heißt, wenn man nicht aus der Naturgeschichte oder der Naturlehre ein eignes Studium macht. Diese Wissenschaften sind daher Wissenschaften des Einsamen. Sie lassen sich, ohne Hülfe der Menschen, unter den Gegenständen der leblosen Schöpfung weit verfolgen, und ohne Lehrer, bloß durch die fleißige Aufsuchung und sorgfältige Besichtigung der Dinge selbst, erlernen. Hinwiederum treiben sie auch ihren Liebhaber weniger zur Gesellschaft an, weil sie weniger fähig sind, andern ohne Vorzeigung der Objecte mitgetheilt zu werden, und weder von dem bloß gesunden Verstande, und den gemeinen Erfahrungen, die allein in der Gesellschaft das Wort führen, viel Licht erhalten, noch zu den häuslichen und öffentlichen Angelegenheiten, die darin allein erörtert werden, viele belehrende Beyträge liefern. Roußeau wandte sich da-

her an die Kräuterkunde, als er, mit der Gesellschaft der Menschen unzufrieden, mit ihr zugleich auch die Studien des geselligen Lebens, die Moral und die schönen Wissenschaften, verlassen wollte.

Wenn es auch zu keinem andern Endzwecke nützlich wäre, die Naturgeschichte, besonders die Kenntniß der Pflanzenwelt, in den allgemeinen Erziehungsplan für die gesitteten Stände einzuführen: so würde es schon aus der Ursache anzurathen seyn, weil diese Wissenschaften so treffliche Hülfsmittel abgeben, sich an einem einsamen Orte und bey einem einsamen Leben zu unterhalten.

Aber was eigentlich die Arbeit des Einsamen seyn, und seinem Geiste eine langdauernde Nahrung geben kann, ist entweder das Studiren, oder mechanische Arbeit. *)

*) Es giebt zwar Geschäftsmänner in allen Regierungskollegien, die weit mehr einsam in ihrem Kabinet, als mit und unter Menschen beschäftigt sind. Aber auch diese Stuben-Arbeit wird sich, wenn man sie genau untersucht, in diese beyden Zweige abtheilen lassen. Sie wird entweder eine Art gelehrter Untersuchung, ein Studium, oder sie wird eine mechanische Arbeit seyn.

Alle andere Arbeiten und Geschäfte der Menschen werden unter und mit Menschen getrieben. Der Kaufmann kann nicht handeln, ohne mit seinen Kunden — der Richter nicht Recht sprechen, ohne mit den Parteyen und mit seinen Amtscollegen zusammen zu kommen. Der Soldat lebt, der Natur seines Berufs nach, immer in einem Getümmel. Alle Regierungs- und Verwaltungs-Geschäfte erfordern die vereinigte Wirkung vieler Menschen. Nur die Arbeiten des Gelehrten und Philosophen, welche lediglich mit dem Kopfe geschehen, und die Arbeiten des Handwerkers und mechanischen Künstlers, welche bloß eine geübte Hand erfordern, — diese beyden einander so entgegengesetzt scheinenden Beschäftigungen — sind darin einander ähnlich, daß sie die einzigen sind, die in der Einsamkeit verrichtet werden können.

Was die Arbeit des Handwerkers betrifft: so ist der nachtheilige Begriff, den die Menschen schon im Alterthume von dem Einflusse derselben auf die Geistesbildung gehabt haben, hauptsächlich aus diesen beyden Betrachtungen entstanden: einmahl, daß der Kreis von Gegenständen, welche der Mensch dadurch kennen lernt, sehr klein sey, oder daß eine solche Arbeit den

Geist zu arm an Ideen lasse; zweytens, daß der Handwerker durch seinen Beruf von den geselligen und politischen Verbindungen zu sehr entfernt, und zum Umgange mit Menschen untüchtig werde. Beyde Vorwürfe treffen die mechanischen Arbeiter desto mehr, je einfacher und kunstloser sie sind.

Dieß Hinderniß, welches für das Fortschreiten der untern Classen in Einsichten und Sittlichkeit, aus dem Mechanischen und Ungeselligen ihrer Beschäftigungen entsteht, wird bey dem wachsenden Flor der Gewerbe und des Handels eher vermehrt, als vermindert. Eben die Theilung der Arbeiten nehmlich, welche zur möglich größten Vollkommenheit der Manufacturen unentbehrlich ist, schränkt jeden Arbeiter immer mehr auf die bloße Wiederhohlung einfacher Operationen ein, bereichert seinen Geist also mit immer wenigern Kenntnissen, und giebt ihm zu einer lebhaften Aeußerung seiner Kräfte immer geringere Veranlassung. *)

*) In England, wo in einigen Manufacturen diese Theilung am weitesten getrieben, so wie die Vollkommenheit der verfertigten Werke aufs Höchste gebracht worden ist, in eben dem England, in wel-

Indeß, jedes Handwerk, auch das einfachste und leichteste, unterrichtet doch den Menschen zu der Zeit, wenn er es erlernt. Es macht ihn mit gewissen Naturproducten bekannt; es lehrt ihn die Werkzeuge und die mechanischen Grundsätze seiner Arbeit; es lehrt ihn auch diejenigen Bedürfnisse des menschlichen Lebens kennen, für welche sein Handwerk zu sorgen bestimmt ist. Er wird überdieß fast nothwendig auf einige Ideen von Schicklichkeit oder Schönheit, in der Form und den Verzierungen seiner Werke, geleitet. Er bekommt ferner in gewisser Maße die Kenntnisse und den Geist eines Handelsmannes: weil er, bey dem Ankaufe seiner Materialien und Werkzeuge und bey dem Verkaufe seiner verfertigten Waaren, alle die Aufmerksamkeit und Vorsicht nöthig hat, welche

chem sich die größte Masse von Einsichten und Kenntnissen findet, in deren Besitz irgend eine Nation gewesen ist, steht doch eben jene Classe der gemeinen Manufactur-Arbeiter, nach dem Zeugnisse wohlunterrichteter Schriftsteller, an Aufklärung weiter, als ihres Gleichen in andern Ländern, z. B. in Deutschland, zurück. Dieß beweisen auch die Sonntagsschulen, welche erst vor wenigen Jahren, durchs ganze Reich, durch den wohlthätigen Eifer guter Patrioten, eben für jene Classe errichtet worden sind.

der Handel überhaupt erfordert. Endlich kann er diejenigen Fertigkeiten der Hand, oder überhaupt seiner körperlichen Gliedmaßen, durch welche er eigentlich Meister seiner Kunst wird, nicht erlangen, ohne den Verstand, die Einbildungskraft und das Gedächtniß zu beschäftigen.

Aber wenn die Erlernung jedes einfachen Handwerks, das die Einsamkeit eines Menschen zeitlebens beschäftigen soll, den Kreis seiner Vorstellungen erweitert: so läßt ihn doch die Ausübung desselben, nachdem es einmahl erlernt ist, keine weitere Fortschritte machen. Ja an sich ist die immerwährende Wiederhohlung einer und derselben Verrichtung recht dazu gemacht, den Geist zu tödten, und Gedankenlosigkeit hervorzubringen: es sey denn, daß dem Menschen aus andern Quellen Ideen zufließen, und er Nebenbeschäftigungen habe, die lehrreicher und ermunternder sind, als seine Berufsarbeit.

Je mehr also überhaupt die Arbeit eines mechanischen Künstlers seinen Geist nährt und beschäftiget; mit je mannigfaltigern Gegenständen er dabey zu thun hat; je mehr Abwechselungen seine Arbeit erlaubt; je mehr, bey der Hervorbringung seiner Werke, seiner Erfindungskraft und seiner Wahl überlassen bleibt: desto

weniger schadet ihm auch die Einsamkeit, in welcher er, während der Ausübung seines Berufs, zu leben gezwungen ist; und desto weniger ist er in Gefahr, dadurch zum Umgange mit Menschen unbrauchbar zu werden. Denn so wie Bereicherung und Belebung des Geistes die vornehmsten Vortheile sind, welche uns die Gesellschaft gewährt: so macht auch alles, was auf irgend eine Art den Geist mit Vorstellungen anfüllt, und ihn in einer gewissen Spannung erhält, zum gesellschaftlichen Umgange geschickt.

In der Maße, als die Handarbeit sich der Kunst nähert, und Nachahmung der Natur oder Hervorbringung des Schönen mit ihren besondern Endzwecken verbindet: in der Maße kann sie auch, in Absicht der Geistesbildung, den Mangel des Umgangs ersetzen. Desto geselliger aber ist sie auch gemeiniglich: und desto mehr führt sie den Künstler aus seiner Werkstatt unter die Menschen. Dieß thun die eigentlich schönen Künste, die Mahlerey, die Bildhauerkunst und die Musik, sogar in einem höhern Grade, als die Wissenschaften. Zwar giebt auch bey jenen die viele Zeit, welche der Lehrling der bloß mechanischen Uebung der Hand widmen muß, auch dem Geiste des Ausgelernten eine gewisse Ein-

förmigkeit und Trockenheit, die sie immer von den Welt- und Geschäftsmännern unterscheiden wird. Aber wenn diese Fertigkeit einmahl erworben ist: so sind ihre nachfolgenden Arbeiten stets abwechselnde Unterhaltungen ihres Geistes, entweder mit natürlichen, oder mit gesellschaftlichen Gegenständen; und ihr Gemüth ist immer mit eben solchen Begriffen, oder Empfindungen erfüllt, als man im Umgange eigentlich aufsucht, und als man auch zu einer angenehmen Unterhaltung andrer bedarf.

Kann der bildende Künstler, welcher die bleibenden Züge menschlicher Charaktere, oder die vorübergehenden menschlichen Leidenschaften glücklich durch Pinsel und Meißel ausdrückt, unwissend in der Philosophie des Lebens seyn, welche der Grund der wahren Geselligkeit und der Hauptstoff des interessanten Gesprächs ist? Läßt sich eine edle und ausdrückende Darstellung wichtiger Auftritte aus der Geschichte auf der Leinwand denken, ohne daß der Mahler sich in die Verhältnisse der Politik und des Krieges hineingedacht habe; — oder eine getreue Abbildung reitzender Naturscenen, ohne daß sein Verstand die Gesetze der Natur kenne, und sein Herz ihre Schönheiten empfunden habe? Der große

Tonkünstler beschäftigt sich mit eben diesen Gegenständen, nur auf eine andre Art. Sie selbst läßt er aus den Augen, und hält sich bloß an das dunkle Gefühl, welches sie im Gemüthe zurücklassen. In diesem unterscheidet er viel mehr als andre, und drükt dieses Mannichfaltige in einer eignen Sprache, in melodischen Tönen aus.

Nur das einzige fehlt ihrer Arbeit, daß sie nicht, mit ihrem Geiste, ihre Rede zugleich bildet; daß sie ihnen einen andern Weg als den allen Menschen gemeinen, ihre Gedanken mitzutheilen anweiset; daß sie sogar der Entwickelung ihrer Begriffe durch Worte, — auf welche am meisten der Umgang hinarbeitet, und die zum gesellschaftlichen Verkehr mit andern Menschen unentbehrlich ist, Hindernisse in den Weg legt. Daher kommt es, daß der Geist und die Kenntnisse vieler Mahler bloß an der Spitze ihrer Pinsel zu seyn scheinen; daß musikalische Componisten, die die zärtesten Saiten des Herzens durch ihre Töne zu treffen wissen, durch ihre Rede niemanden zu interessiren und an sich zu ziehn verstehn. So sehr also auch die Ausübung der schönen Künste den Geist des Menschen mit Vorstellungen bereichern und durch Empfindungen veredeln mag; so kann doch nur

die Gesellschaft und das Studiren die Rede desselben bilden, und jene Vorstellungen und Empfindungen zu der Deutlichkeit allgemein mittheilbarer Kenntnisse erhöhen.

Unter allen einsamen Beschäftigungen also ist es das Studiren, welches mit dem Umgange am schicklichsten in Vergleichung gesetzt werden, und dessen Einfluß auf die Belehrung des Menschen gegen den Einfluß des Umgangs abzuwägen, am nützlichsten seyn kann. Bücher sind es, welche am besten die Stelle der Menschen zu unserm Unterrichte vertreten können, und nichts hat mit einem angehörten Gespräche mehr Aehnlichkeit, als das Lesen. In den Büchern reden auch Menschen mit uns, und theilen uns über die Materien, welche darin abgehandelt werden, ihre Ideen ganz ausführlich mit. Die Bücher versetzen uns zugleich oft in gesellschaftliche Auftritte, und lassen uns an dem Geschäftleben, und an den Unterhaltungen entfernter, oder längst verstorbener Personen Theil nehmen.

Der Unterschied, zwischen den Einsichten eines einsam lebenden und eines im Umgange mit der Welt aufgewachsenen Menschen, muß in ei-

nem Zeitalter, wo es an Büchern fehlt, und der Geschmack am Lesen noch wenig verbreitet ist, unendlich größer seyn, als in einem, wo es eben so leicht ist, Schriften über alle Arten von Gegenständen zu bekommen, als gewöhnlich, sich in Stunden der Einsamkeit mit Lesen zu beschäftigen. Ja jener Unterschied muß noch groß seyn, solange die meisten Bücher nur von wissenschaftlichen Gegenständen handeln und nur von Gelehrten für Gelehrte geschrieben werden: und er verliert sich erst dann, wenn es fast keinen Zweig des menschlichen Wissens giebt, der nicht in Büchern sey abgehandelt, keinen Auftritt des Lebens, der nicht darin sey geschildert worden; und wenn zugleich durch den Gebrauch der Landessprachen, und durch die Faßlichkeit und Anmuth des Vortrags dieser Unterricht auch den ungelehrten, aber gesitteten Ständen zugänglich gemacht wird.

Es ist unverkennbar, daß diese letztern Merkmahle unser Zeitalter bezeichnen. Ein Mensch, welcher lieset, und zu lesen versteht, kann jetzt, auch wenn er in der tiefsten Einsamkeit lebt, das menschliche Leben nach allen seinen Formen und Abwechselungen kennen lernen, und durch die Schilderungen der Geschicht-

schreiber

schreiber, der Dichter und der Philosophen von den mannigfaltigen Verhältnissen und Verhandlungen der Menschen allen den Unterricht einsammeln, den er nur immer auf dem großen Schauplatze der Welt, wenn er auch darauf eine bedeutende Rolle spielte, durch eigne Beobachtung sich verschaffen konnte.

Es bleibt indeß doch in der Art des Unterrichts, welchen Bücher, und dessen, welchen die wirkliche Gegenwart gesellschaftlicher Auftritte, und das Mitwirken bey gesellschaftlichen Verhandlungen, — mit andern Worten, welchen die Geschäfte und der Umgang gewähren; — es bleibt auch zwischen der Art der Geistesbildung, die auf die eine und die andre Art erworben wird, ein so merklicher Unterschied: daß es wohl der Mühe werth ist, ihn aus einander zu setzen.

Zuerst fällt in die Augen, daß man sich, durch das eigentliche Studiren und das Lesen von Büchern, weit vollständiger und gründlicher über alles, was zu Wissenschaften gehört, unterrichten kann, als es im Umgange auch mit den aufgeklärtesten und geistvollsten Männern möglich ist. Das gewöhnliche Gespräch unsrer

Gesellschaften ist gar nicht dazu bestimmt, einen wissenschaftlichen Unterricht über irgend etwas zu ertheilen: sondern nur dazu, sich entweder gegenseitig zu erheitern, oder sich gelegentlich Bruchstücke von Ideen über einzelne Gegenstände und Vorfälle mitzutheilen. Aber auch selbst diejenigen Unterredungen, welche unmittelbar auf Unterricht abzielen, (dergleichen in älteren Zeiten und bey gewissen philosophischen Schulen häufiger waren,) machen eine viel unvollkommenere Art der Unterweisung aus, als der zusammenhängende Vortrag ist, welcher sich in Lehrbüchern findet. Das vollkommenste Muster, welches wir aus dem Griechischen Alterthume von einem belehrenden Umgange haben, ist in den Sokratischen Gesprächen aufgestellt. Und man ist, in neuern Zeiten, in der Bewunderung derselben so weit gegangen: daß man sie bey dem Vortrage der Wissenschaften in den gelehrten Schulen hat nachahmen wollen. Eine genauere Prüfung dieser schätzbaren Denkmähler zeigt aber, daß bey allen den vorzüglichen Gaben, welche Sokrates hatte, dem Geiste seiner Schüler, bey Hervorbringung ihrer Ideen als Geburtshelfer zu dienen, er doch weit geschickter war, in seinen Unterredungen Vorurtheile

und Irrthümer zu widerlegen, als Wahrheiten zu lehren. *) Wenn er es daher nicht mehr mit Sophisten, sondern mit seinen Schülern zu thun hat, so verläßt er oft selbst die dialogische Form und nimmt den Ton des Lehrers an. Oder wenn er jene doch beybehält, und bestimmte Begriffe und Meynungen durch Frage und Antwort seinen Mitrednern ablocken will: so wird er nicht selten eben durch diese Form zu Sophistereyen und schwachen Beweisen verleitet.

So lange die Weisheit der Menschen nur in der Kenntniß einzelner getrennter Wahrheiten, in Erfahrungssätzen, die nicht mit einander zusammenhingen, und in Regeln, die nicht auf ihre Principien zurückgeführt waren, bestand: so lange war die mündliche Ueberlieferung ein schickliches Mittel, die Einsicht des Lehrers auf seine

*) Die dialogische Form, welche die Schüler Sokrates, die Stifter fast aller seit der Zeit bestehenden Griechischen Schulen der Philosophen, in ihren Schriften und Unterweisungen angenommen hatten, verlor sich schon in der dritten Generation, unter dem Aristoteles, durch die Fortschritte der Philosophie selbst. Die vermehrte Anzahl und die entdeckte Unterordnung der Begriffe erlaubte im Vortrage nicht mehr den umherschweifenden Gang des Gesprächs.

Schüler fortzupflanzen; und die Jugend konnte zu dieser Zeit durch den bloßen Umgang mit den Erfahrnern und Aeltern unterrichtet und gebildet werden. Nachdem aber ganze Reihen von Erfahrungen gemacht, und ganze Systeme von Wahrheiten erfunden worden sind, die dem Lehrlinge vollständig beygebracht werden müssen, wofern er zu den seinem Zeitalter angemessenen Einsichten gelangen soll: so sind Unterredungen nicht mehr die beste Methode des wissenschaftlichen Unterrichts, sondern dieser muß in einem eben so zusammenhängenden Vortrage gegeben werden, als die Kette der menschlichen Begriffe selbst zusammenhängend geworden ist.

Nicht nur findet der einsam studirende Gelehrte in seinen Büchern, über alles, worüber er sie befragt, einen vollständigern Unterricht, als der Weltmann in der besten Gesellschaft, welche er besucht: sondern er findet auch einen vollkommner ausgearbeiteten Vortrag darin. Ob es gleich Personen giebt, welche besser reden, als schreiben: so ist doch gewöhnlicher Weise das, was ein geistvoller Mann fürs Publicum schreibt, weit sorgfältiger durchdacht und besser ausgedrückt, als das, was er unter seinen Freunden im Gespräche vorbringt. Man kann sicher an-

nehmen, daß die Schriftsteller aller Zeiten ihre besten Gedanken in ihre Schriften niedergelegt haben; und daß, wenn wir das Glück gehabt hätten, mit Plato, Cicero, Baco oder Leibnitz umzugehn, wir nichts lehrreicheres und angenehmeres von ihnen würden gehört haben, als wir jetzt in ihren Büchern lesen können.

In der That versetzt uns die Lesung jedes guten Buchs in die Gegenwart eines verständigen Mannes: und es fehlt uns zum vollständigen Umgange mit ihm nichts, als daß auch wir unsre Zweifel und Bemerkungen ihm vortragen, und neue Belehrungen, nach unserm besondern Bedürfnisse, von ihm erhalten könnten.

Wer seine Lectüre durch die Kenntniß mehrerer Sprachen erweitert, und das Studium der Alten mit dem der Ausländer verbindet: der lebt, obgleich in seinem Zimmer eingeschlossen, in der Gesellschaft der größten Männer aller Zeiten und Nationen.

Eben in dieser Auswahl seiner Lehrer hat der, welcher sich durch einsames Studiren unterrichtet, den Vorzug vor dem, welcher seinen Unterricht bloß im Geschäftsleben und in der Gesellschaft sucht. Die Bücher, welche wir lesen, können wir selbst wählen. Die Menschen, mit

welchen wir umgehen sollen, werden uns größtentheils durch den Ort, worin wir leben, durch unsern Stand und Beruf, durch unsre Verwandschaften, oder durch solche Zufälle angewiesen, die wir weder veranlassen noch verhindern können. Ob in diesem Kreise unsrer Bekanntschaften sich mehr, oder weniger Leute von vorzüglichen Talenten befinden, ob wir in den Gesellschaften, die wir besuchen, viel oder wenig Gelegenheit antreffen sollen, uns zu unterrichten und nützliche oder anmuthige Ideen einzusammlen: das hängt fast gänzlich vom Glück und Schicksal ab. Selbst diejenigen Personen, welche auf den höchsten Stufen der bürgerlichen Gesellschaft stehn, und dadurch in den Stand gesetzt werden, ihre Verbindungen zu vervielfältigen, oder ihre Gesellschafter aus einer großen Anzahl auszusuchen, sind doch in ihrem Umgange auf einen gewissen Kreis von Menschen eingeschränkt, unter welchen der Mittelmäßigen und Leeren viele, der Geistreichen und Anziehenden wenige sind. Kein Wunder also, daß, wenn durch ein wohl eingerichtetes Studiren ein Mensch die Gelehrtesten und Weisesten aller Zeiten und Länder um sich her versammelt, und sich von diesen ihre Einsichten mittheilen läßt,

er tiefer in die Kenntniß der Dinge eindringt, als wenn er in der besten Gesellschaft gelebt, und den Stoff seines Unterrichts sowohl, als seine Lehrer, bloß unter den Menschen, welche Zeit, und Verhältnisse zufällig mit ihm verbanden, aufgesucht hätte.

Es sind indeß, um von diesem Umgange mit Todten oder Abwesenden, worin das Studiren und Lesen eigentlich besteht, alle die Vortheile, welche er gewähren kann, zu ziehen, gewisse Schwierigkeiten und Hindernisse zu überwinden, die bey dem Umgange mit Lebendigen nicht obwalten. Dort sind größere natürliche Fähigkeiten, es ist ein anhaltenderer Fleiß nöthig, als hier, wenn aus der Ursache ihre erwartete Wirkung erfolgen soll. Von der andern Seite ist es nicht weniger schwer, und erfordert eben so eigne Geschicklichkeiten und Uebungen, mitten unter den Zerstreuungen des gesellschaftlichen Lebens einen so gesammelten und aufmerksamen Geist zu erhalten, als zur Bemerkung und Auffassung jeder guten Idee, zur Ergreifung jeder flüchtig vorübereilenden Gelegenheit etwas zu lernen nöthig ist. Die Stille und Ruhe hingegen, welche um den einsamen Gelehrten in seiner Studirstube herrscht, läßt seinem Geiste vollkommne Frey-

heit, sich auf jeden Gegenstand, den er vor andern zu seiner Betrachtung ausgewählt hat, ungetheilt zu richten — und ist ihm daher, sowohl zur Erwerbung, als zur treuern Aufbewahrung seiner Kenntnisse, ausnehmend behülflich.

Die erste und die gewöhnlichste Ursache, warum Leute, die viel in Gesellschaft leben, weit weniger dadurch unterrichtet und weise werden, als sich bey dem so reichen Stoffe, den sie zu Beobachtungen über den wichtigsten Theil der Schöpfung, — den Menschen — haben, erwarten ließe, ist, daß sie nicht verstehen aufmerksam zu seyn. Und in der That wird im gesellschaftlichen Leben, die Menschen mögen zum Prunke, zum Vergnügen, oder zu Abmachung ihrer Geschäfte zusammenkommen, die Aufmerksamkeit mannigfaltig gestört. Bald ist es, wenn die Gesellschaft zahlreich ist, das bloße Geräusch, bald sind es die sinnlichen Ergötzungen, die man mit dem Umgange verbunden hat, — die Vergnügungen der Tafel, Spiel und Tanz, — bald sind es endlich die bey jeder Verbindung mit Menschen so leicht entstehenden Leidenschaften der Liebe, des Hasses, der Schüchternheit, des Neides oder der Eifersucht, welche unser Gemüth während der Zeit, da wir mit andern ver-

sammelt sind, einnehmen und uns unfähig machen, auf die weniger sinnlichen, oder weniger leidenschaftlichen Gegenstände, die uns unterrichten könnten, aufzumerken. Der Jüngling, der Mensch von schwachem Kopfe, der von einem unbestimmten Charakter wird in der Gesellschaft leicht berauscht, und zu einer Vergessenheit seiner selbst und aller ernsthaften Gegenstände gebracht: und dieser Zustand, der ihm anfangs vielleicht lästig war, fängt nach und nach an, ihm zu gefallen; und wird zuletzt von ihm als der Endzweck angesehn, warum er in Gesellschaft geht. Der Ehrgeitzige findet im Umgange bald Anlaß sich für beleidigt zu halten, bald Ursache sich über seine vermeinte Größe und Erhabenheit, und über die vortheilhafte Meinung, die er glaubt bey andern erweckt zu haben, zu freuen. In beyden Fällen ist er nur mit sich selbst beschäftigt, und nicht mehr unbefangner Beobachter dessen, was um ihn herum vorgeht. Der Eigennützige und Herrschsüchtige sieht in den Personen, mit welchen er umgeht, nur ihre größere oder mindere Brauchbarkeit, zur Ausführung seiner Entwürfe, und hält selten etwas, das ihm weder nutzen noch schaden kann, seiner Aufmerksamkeit werth. Kurz, jede Lei-

denschaft, die in der Einsamkeit schläft, wacht in der Gesellschaft auf, weil sie hier entweder Mittel zu ihrer Befriedigung, oder Hindernisse, die sich ihr entgegen setzen, oder Nebenbuhler, mit welchen sie wetteifert, oder endlich ähnliche Leidenschaften andrer Menschen findet, durch die sie bald gereitzt und bald verstärkt wird. Wie könnte aber, wenn das Herz so unruhig ist, der Verstand seiner selbst mächtig genug seyn, um die Gelegenheiten zum Unterrichte, die sich von Zeit zu Zeit in der Gesellschaft darbiethen, aber plötzlich entstehn und schnell vorübereilen, auf der Stelle zu ergreifen und zu benutzen?

Woher kömmt es, daß in der sogenannten großen Welt, viele von Jugend auf, mit Stadt und Hof, *) wie man sonst in Frankreich zu sagen pflegte, gelebt haben, mit Regenten, Mi-

---

*) Auch in der republikanischen Verfassung Frankreichs wird etwas von dieser Eintheilung der Gesellschaften in große und kleine Welt bleiben: und sie wird sich wahrscheinlich noch bestimmter zu erkennen geben, wenn die Verfassung mehr Festigkeit erhalten, und eine Zeitlang gedauert haben wird. Diejenigen Gesellschaften, an welchen die bedeutendsten Personen bey der Regierung, die thätigsten Mitglieder der legislativen Versammlungen, und die ersten Staats-

nistern, Heerführern, Gesandten, merkwürdigen Fremden und vielen durch ihre Talente oder ihre Begebenheiten ausgezeichneten Personen umgegangen sind, und doch weder die Menschen, die Verschiedenheiten der Nationen, der Stände, und der natürlichen Anlagen kennen gelernt, noch von bürgerlichen und kriegerischen Geschäften hellere Begriffe, als der in seinem Umgange eingeschränkteste Privatmann, erlangt haben? Die Ursache ist diese. Sie haben alle diese Menschen zwar gesehn, mit ihnen gegessen, getrunken, ge-

---

diener Theil nehmen, werden immer einen gewissen größeren Glanz und ein höheres Interesse haben, als Gesellschaften, worin Privatleute, die ohne allen öffentlichen Einfluß sind, zusammen kommen. So lange die Neugier der Menschen vornehmlich auf die politischen Gegenstände gerichtet ist, und so lange ihr Ehrgeitz durch Mitwirkung bey politischen Geschäften am meisten befriedigt wird: so lange werden sie auch den Rang der Gesellschaften darnach bestimmen, ob sie in ihnen mehr oder weniger Gelegenheit des Unterrichts in Absicht jener Gegenstände, und mehr oder weniger Hülfsmittel zur Erlangung dieser Mitwirkung finden. In der Monarchie ist der Hof diejenige Gesellschaft, worin diese beyden Endzwecke am besten befriedigt werden: und daher kommt der hohe Rang, den sie sich selbst zueignet und der ihr von den übrigen Staatsbürgern stillschweigend zugestanden wird.

spielt; sie haben sich vielleicht mit den Männern in Cabalen eingelassen, und mit den Frauenzimmern Liebeshändel unterhalten: aber sie haben nie mit Aufmerksamkeit angehört, was die Verständigen unter ihren Gesellschaftern sagten, und nie mit Aufmerksamkeit angesehn, was in den äußern Handlungen andrer ihnen Aufschlüsse über deren innere Beschaffenheiten hätte geben können. Sie sind zwar, Zeit ihres Lebens, Zuschauer eines großen Schauspiels gewesen: aber sie haben, wie die Italiäner in ihren Opern, auf das aufgeführte Stück und die handelnden Personen wenig Acht gegeben, sondern sind in ihren Logen beschäftigt gewesen, selbst zu figuriren, oder mit Spiel und Tändeleyen eine Zeit auszufüllen, die, bey allem zu ihrer Verkürzung gemachten Aufwande, ihnen immer noch lang und leer blieb.

Ein vorzügliches Hinderniß der Aufmerksamkeit auf das, was andre in Gesellschaft sagen, und also des Nutzens, den wir aus ihren Einsichten, und zuweilen auch aus ihren Irrthümern ziehen könnten, ist die Aufmerksamkeit auf das, was wir selbst sagen wollen. Wir suchen den Umgang mit Menschen, nicht bloß

in der Absicht, daß wir sie kennen lernen, und ihre Gedanken erfahren wollen, — sondern noch viel mehr in der, uns ihnen zu zeigen, und von unsern Fähigkeiten, oder Einsichten Proben abzulegen. Diese Bemühung, in der Gesellschaft selbst eine bedeutende Rolle zu spielen, nimmt, besonders wenn Eitelkeit das Verlangen nach Beyfall, oder Eigendünkel den Anspruch darauf vermehrt, einen so großen Theil von der Aufmerksamkeit des Menschen hinweg: daß ihm nur wenig für das, was andre sagen und thun, übrig bleibt.

Ich kenne viele Menschen, die in der Gesellschaft gut zu reden wissen: aber ich kenne wenige, die gut zu hören verstehen. Und noch geringer ist die Anzahl derer, welche beydes vereinigen; und im Stande sind bey einer Unterredung wechselsweise außer sich und bey sich zu seyn, — sich, so lange der andre redet, ganz der Gedankenfolge desselben hinzugeben, ohne sie durch irgend einen eignen Gedanken zu unterbrechen; und dann wieder, wenn die Reihe zu reden an ihnen ist, zu ihrem Vorrath eigenthümlicher Ideen zurückzukehren, und diese eben so rein und unverändert dem andern mitzutheilen, als sie die seinigen aufgefaßt haben. Und

dennoch ist dieses doppelte Talent demjenigen unentbehrlich, der die Gesellschaft zu seiner Belehrung recht benutzen will. Ist er so voll von seinen eignen Gedanken, oder kostet es ihm so viel, sie zurückzuhalten, daß er den mit ihm sich Unterredenden nur zerstreut und ungeduldig anhört: so macht das Beste, was dieser sagen mag, nur einen geringen Eindruck auf ihn. Aus den Erzählungen schöpft er dann immer nur verstümmelte und unsichere Nachrichten; die deutlichsten Erklärungen lassen ihm die Sache dunkel, und die stärksten Gründe verlieren für ihn ihre Kraft. Selbst das Vergnügen, welches die Einfälle des Witzes und der Scherz der übrigen Gesellschaft machen, wird von ihm nur unvollkommen genossen. — Wird er hingegen von den Reden des andern so angezogen: daß er darüber vergißt, was er selbst ehedem über den Gegenstand gedacht hat, und unfähig wird, sein eignes Urtheil über denselben vorzutragen: so bringt er die Unterredung in kurzem zu einem Stillstande, wofern sie nicht in eine Vorlesung ausarten soll.

Ich habe immer die Regel, welche sich Marc-Aurel, in einem seiner Selbstgespräche, vorschreibt, „auf jeden Menschen, der mit ihm

reden würde, auch wenn er ihm unbedeutende Sachen sagte, genau und ununterbrochen Acht zu geben," als die Frucht einer sehr feinen Beobachtung, und eines sehr gründlichen Nachdenkens angesehen: das erste, weil der entgegenstehende Fehler so gemein, und doch den Menschen, welche ihn haben, so verborgen; das andre, weil die Pflicht, welche er sich auflegt, für das gesellschaftliche Leben so wichtig, und doch so wenig anerkannt ist. „Eine solche Aufmerksamkeit, sagt der weise Kaiser, ist Pflicht der Vernunft. Denn dazu ist die menschliche Rede bestimmt, daß sie die Verbindung unter den Menschen durch die gegenseitige Mittheilung ihrer Gedanken unterhalten soll: und die Erreichung dieses wohlthätigen Endzwecks verhindere ich an meinem Theile, wenn ich der Rede andrer mein Ohr leihe, ohne daß mein Verstand von dem Sinne derselben etwas vernimmt. Sie ist zweytens Pflicht der Menschenliebe. Nichts beleidiget mehr, als Verachtung: und es ist immer eine Art derselben, wenn wir das, was andre der Mühe werth geachtet haben uns vorzutragen, nicht eines aufmerksamen Anhörens werth halten. Eine volle Aufmerksamkeit ist zuletzt auch das beste Mittel, aus ei-

ner unbedeutenden Rede Vergnügen oder Nutzen zu ziehn. Schon die Anstrengung, die wir uns selbst geben müssen, die Aufmersamkeit bey einem Vortrage, der uns nicht von selbst an sich zieht, festzuhalten, ermuntert den Geist und schützt ihn vor der langen Weile. Wir kommen dadurch oft auf die Spur eigner guter Gedanken, die wir an die Stelle der uns mitgetheilten seichten setzen können. Ueberdieß findet der Aufmerksame fast unfehlbar, entweder in der Person des Redenden, oder in dem, was er sagt, etwas bemerkenswürdiges, das ihn für die aufgewandte Zeit schadlos hält; dahingegen der Zerstreute nur lange Weile und Ungeduld empfindet."

Vielleicht treibt der philosophische Kaiser seine Gewissenhaftigkeit zu weit, wenn er sich vornimmt, auch diejenigen aufmerksam anzuhören, deren Zudringlichkeit er mit Recht von sich abweisen konnte. Aber wenn er zu den Personen, die er entweder zu seinem Umgange gewählt hatte, oder in den Geschäften seines Berufs zu sprechen verbunden war, den festen Vorsatz mitbrachte, ihre Reden aufmerksam anzuhören: so handelte er gewiß als ein weiser Mann. Denn was ist widersinniger, als die Gesellschaft

der

der Menschen zu suchen, und sich durch Unaufmerksamkeit auf das, was sie sagen, im Geiste wieder von ihnen zu entfernen? Oder was kann in die Geschäfte mehr Verwirrung bringen, als wenn man die Meinung derer, mit welchen man sie verabredet, falsch oder nur halb versteht?

Doch ist, wie ich schon gesagt habe, die Befolgung dieser Vorschrift weit schwerer, als man denken sollte.

Besonders sind Personen von lebhaftem Geiste, die über jeden Gegenstand sich auf der Stelle ihr eignes kleines System machen, oder denen wenigstens gute Einfälle zuströmen, dem Fehler einer unwillkührlichen Abwesenheit des Geistes mitten unter den Gesprächen, die sie führen, unterworfen. Kömmt noch Stolz hinzu, welcher macht, daß sie wenige Personen für vornehm, oder für verdienstvoll genug halten, um sie einer anhaltenden Aufmerksamkeit auf ihre Reden werth zu schätzen, oder sich dazu als zu einer Pflicht der Höflichkeit verbunden zu achten: so kann man sicher darauf rechnen, daß ihnen ein großer Theil von dem, was in ihrer Gegenwart und zu ihnen geredet wird, entgeht.

Dieser Stolz, welcher auf andrer Reden unaufmerksam macht, ist wie ich glaube bemerkt zu haben, vornehmlich solchen Personen eigen, welche natürliche Fähigkeiten besitzen, aber in ihrer Jugend wenig Unterricht erhalten, — die wenig aus Büchern gelernt, und das, was sie wissen, erst spät durch ihr eignes Nachdenken herausgebracht haben. Weil sie nicht wissen, was andre kluge Leute, schon vor ihnen, über den Gegenstand, der sie jetzt beschäftigt, gesagt und geschrieben haben, sind sie geneigt, alle ihre Gedanken für neue Entdeckungen zu halten. Und mit der Selbstbewunderung, welche daraus bey ihnen entsteht, ist die Geringschätzung dessen, was andre zu gleicher Zeit über die nähmliche Materie vorbringen, fast unvermeidlich verbunden. Bey unterrichteten und gelehrten Selbstdenkern kann der Fall weit seltner eintreten, wo sie einen ihrer Einfälle für wichtig und neu genug halten, um ihm, mit Vernachläßigung der Gesellschaft worin sie sich befinden, ihre ganze Aufmerksamkeit zu schenken.

Aus welcher Ursache auch bey einem Menschen diese so gemeine Unaufmerksamkeit auf die mit ihm sich Unterredenden entstehe: so ist sie für ihn immer ein großes Hinderniß, den aus

dem Umgange sonst zu erwartenden Nutzen zu ziehen. In dieser Schule kann niemand lernen, als der jedes lehrreiche Wort, das, unter so vielen nichtsbedeutenden Gesprächen, einem verständigen Manne entfällt, sogleich aufzufassen, und einzelne zerstreute Bemerkungen und bloße Winke zu verstehen und zu benutzen weiß.

Von allen diesen Ursachen der Zerstreuung ist der einsame Gelehrte, der seine Einsichten aus Büchern und aus seiner eignen Meditation schöpft, völlig frey. Er ist mit seinen Lehrern allein. Um ihn herrscht die vollkommenste Stille; von ihm werden keine Pflichten der Höflichkeit, keine Bemühungen andre zu unterhalten, gefordert. Seine Sinnlichkeit wird durch nichts gereitzt; seine Leidenschaften werden durch nichts aufgeregt. Er ist nicht der Rival des Mannes, der im Buche mit ihm redet; und die Begierde selbst zu glänzen kann ihn nicht von dem Vorsatze, sich belehren zu lassen, abwendig machen. Indem er ununterbrochen denselben Gegenstand verfolgt, wird sein Gemüth immer mehr und mehr von ihm erwärmt. Auch macht es der weit größre Zusammenhang, der in einem guten Buche, als der, welcher in einem Gespräche

herrscht, bey dem Lesen des ersten leichter, als bey dem Anhören des andern, die Zerstreuung zu vermeiden. Was man im Gespräche einmahl überhört hat, ist verloren: was man beym Lesen übersehen, oder mißverstanden hat, kann man von neuem lesen, und vor seinen Augen so festhalten, als in seinem Gemüthe.

Alles demnach, was Stille, Muße und Beharrlichkeit der Beschäftigung zur Cultur des Geistes beytragen kann: das hat der Philosoph bey seiner einsamen Lampe vor den Reichen und Großen, wenn sie in ihren erleuchteten Prunkzimmern versammelt sind, und selbst vor den Herrschern der Erde, wenn sie an der Spitze ihrer Heere stehen, oder in ihren Rathsversammlungen die Schicksale der Völker abwägen, zum voraus. Aber dafür hat er eine andre Klippe zu fürchten, welche für die wahre Belehrung, und noch mehr für die Veredlung des Geistes eben so gefährlich, als die Zerstreuung und die gereitzte Sinnlichkeit ist; — ich meine die Erschlaffung, die Trägheit, und eine gewisse Niedergeschlagenheit desselben.

Im gesellschaftlichen Leben ist der Mensch wechselsweise leidend und thätig, Hörer und Redner, Zuschauer und handelnde Person. Er

muß doch etwas über die Sache, welche man zu ihm sagt, nachdenken: weil er genöthigt ist zu antworten. Er muß doch zuweilen etwas aus seinem eignen Schatze von Ideen hervorbringen, und einen verständlichen Ausdruck dafür suchen, damit er nicht als ein ganz unnützes Glied der Gesellschaft erscheine. Sein Geist wird also durch die Gegenwart andrer Menschen, durch die Furcht vor ihrem Tadel, durch die Begierde nach ihrem Lobe, und durch die Meinung von gewissen Pflichten, die er in Gesellschaft zu erfüllen habe, in einem Zustande des Wachens und der Munterkeit erhalten, welcher auch der Aufnahme neuer Ideen günstig ist.

Bey dem einsamen Studiren ist von allem diesen das Gegentheil. Während des Lesens verhält sich der Mensch bloß leidend. Wenn er es lange fortsetzt, ohne seinen Autor durch eigne Betrachtungen zu unterbrechen: so muß der Inhalt des Buchs sehr anziehend, und mit seinen eignen Gedanken und Gefühlen sehr nahe verwandt seyn, oder er wird nach und nach darüber ermatten, und in einen Zustand übergehen, welcher der langen Weile und der Uebellaunigkeit ähnlich ist, und über allen zu der Zeit empfangnen Unterricht eine Dunkelheit verbrei-

tet. Zu jenen eignen Betrachtungen aber, welche allein die Lectüre recht nützlich machen, wird er durch keinen so nahen Endzweck, durch keinen so dringenden Bewegungsgrund aufgefordert, als in der Gesellschaft das Verlangen ist, am Gespräche Theil zu nehmen. Nur die allgemeine und entfernte Absicht seine Muße zu seiner Geistesbildung zu nutzen, nur das Interesse, das er an Wahrheit und Erkenntniß überhaupt nimmt; oder die eigne Elasticität seines Geistes, die, durch den Druck gleichsam gespannt, um desto stärker zur Hervorbringung eigner Ideen zurückwirkt, je länger sie, bey der anhaltenden Aufmerksamkeit, auf fremde Ideen, in einer erzwungnen Ruhe erhalten worden war: nur diese Ursachen können es seyn, welche den einsamen Gelehrten eben so beleben, — ihn eben so munter, heiter und gedankenvoll erhalten, als wenn er mitten unter Menschen wäre, die er zu unterhalten gedächte.

Daher ist auch die Wirkung, welche die Einsamkeit und das einsame Studiren auf den großen, den mittelmäßigen und den gemeinen Kopf äußert, so ausnehmend verschieden. Der Mann von großen Fähigkeiten findet in der Gesellschaft nur wenige Personen, die ihn belehren,

ja nur wenige die ihn verstehen *) und ihn mit ihrem Beyfalle ehren können. Hingegen findet er eine Menge Hindernisse, seinen eignen freyen Gedankenlauf zu verfolgen. In der Einsamkeit hingegen findet sich dieser Mann nicht abgespannt, nicht unbelebt, sondern nur von Fesseln frey und in der Wahl seiner Gegenstände unbeschränkt. Da das Denken sein natürlicher Zustand ist: so verwandelt sich bey ihm das Lesen von selbst in ein Gespräch mit dem Autor. Der Reichthum von Ideen, den er aus dieser Beschäftigung zieht, ist um desto größer, weil er das zweyfache Talent besitzt, in den Sinn dessen, was er liest, aufs vollkommenste einzudringen, und doch zugleich seiner eignen Denk- und Urtheilskraft den freyesten Spielraum zu lassen. Wo konnte ein

*) Eben deswegen ziehn sich die Leute von Genie sehr zeitig aus der Welt zurück, wenn auch die Umstände sie darein verflochten, oder Neugierde, Ehrgeitz oder die unruhige Begierde nach Genuß sie in der Jugend dahin gelockt haben. Sie werden mit der Zeit immer mehr gewahr, daß ihre bessere Seite, die, um derentwillen sie sich selbst schätzen, dem großen Haufen, von welchem Stande er immer sey, ewig verborgen bleibe: und sie schränken sich also zuletzt ein, nur denen gefallen zu wollen, die wirklich ihren Werth einsehen können.

Cicero leicht eine Gesellschaft finden, in der er sich so lehrreich ergetzte, als wenn er die Schriften des Plato und Theophrast las, und dessen Gedanken, mit seinen eignen bereichert, in Latiums Sprache übertrug? Selbst Friedrich der zweyte, der doch die guten Gesellschafter aus mehrern Ländern herbeyrufen konnte, zog doch oft die Einsamkeit und das Studiren ihrer Unterhaltung noch vor. Alle Männer von Genie werden ein ähnliches Bedürfniß empfinden. — Auch schadet ihnen die längste Absonderung von den Menschen weit weniger, als gemeinen Köpfen. Einbildungskraft und Nachdenken kann bey ihnen die Stelle der Erfahrung ersetzen. Aus wenigem Gegebnen können sie sehr viel schließen; und so treten sie oft aus ihrer Einsamkeit in die Welt mit einer Kenntniß derselben zurück, welche diejenigen in Erstaunen setzt, die von keiner andern Quelle der Erkenntniß, als der sinnlichen Gegenwart der Objecte etwas wissen.

Zwar kann ein höherer Grad natürlicher Verstandeskräfte auch des Hülfsmittels der Bücher und des Studirens mit minderm Nachtheile entbehren. Ein Mann, der stark am Geist und Nerven ist, wird von dem Geräusche der

Gesellschaft und dem Tumultuarischen der Geschäfte weniger betäubt, wenn er auch unaufhörlich in dem Kreise beyder umherläuft. Wenn er einen schärfern Blick hat, die Dinge zu beobachten: so können ihm Menschen und Vorfälle, welche für andre ganz unbedeutend sind, einen reichen Stoff des Unterrichts darreichen. Wenn er eine vorzügliche Fähigkeit zur Verknüpfung der Ideen besitzt: so kann er eher aus den zerstreuten Belehrungen, welche der Umgang mit der Welt giebt, ein brauchbares Ganze machen. Und daher sehen wir auch Männer ohne alle gelehrte Bildung, wenn die Natur sie mit ihren Gaben ungewöhnlich freygebig ausgestattet, und das Glück sie auf einen Platz gestellt hat, wo sie als Zuschauer in einer größern Nähe das Schauspiel des gesellschaftlichen Lebens ansehen, oder als handelnde Personen selbst die Auftritte davon mit aufführen helfen, zu großen moralischen und politischen Einsichten gelangen. Ja es ist nicht zu leugnen, daß diese Art der Weisheit, welche ganz auf dem eignen Boden des Menschen, gleichsam in freyer Luft, bloß unter dem Einflusse der Natur und der Gesellschaft erwachsen ist, einen gewissen eigenthümlichen Character, — gleichsam einen höhern

Grad von Reife, — und insbesondere eine Annehmlichkeit für andre habe, welche der in dem Schatten einer Schule oder der Studierstube auferzogenen fehlt.

Indeß ist doch für einen großen Geist der Zustand, wo er ganz sich selbst, seinen Gedanken, oder selbstgewählten Beschäftigungen ungestört überlassen ist, ein so angemessener Zustand: daß er ohne Zweifel in seiner Vervollkommung schneller fortrückt, wenn er sich in denselben wenigstens zuweilen zurückziehn kann, als wenn er beständig außer sich, und mit Leuten, die unter ihm sind, leben muß. Je reicher und klärer die Quelle ist, aus welcher seine eigenthümlichen Ideen fließen: desto mehr verliert er, wenn er dieselbe nicht zuweilen ununterbrochen fortströmen lassen, und ihre Wasser von fremder Mischung rein erhalten kann. Je feuriger seine Einbildungskraft, und je thätiger sein Verstand ist: desto weniger kann ihm, bey den Arbeiten des Kabinets, die Ruhe des Körpers und das Unbeschäftigt seyn der Sinne schädlich werden: dahingegen eine zu große Zerstreuung seine, ohnedas schon beweglichen, Lebensgeister bis auf einen Grad erhitzen kann, welcher sowohl seiner

geistigen als moralischen Ausbildung hinderlich. ist *).

Der Mensch von mittelmäßigen Fähigkeiten hingegen kann die Einsamkeit weniger nutzen, und er verliert weniger durch die Zerstreuung. Ihm ist es am nothwendigsten, beyde Zustände oft mit einander abwechseln zu lassen, wenn er von dem kleinern Talente, das ihm die Natur verliehen hat, den besten Gebrauch machen soll.

---

*) Daher sind so viele Männer von Genie in ihrer Jugend zu Ausschweifungen verleitet worden; daher hängt so manchem Virtuosen der Kunst ein Hang zur Zügellosigkeit zeitlebens an. Wenn sich, mit einer so lebhaften Phantasie, einem so empfindsamen Nervensystem, einer für den Genuß jedes gröbern und feinern Vergnügens so empfindlichen Seele, als zu einem ausgezeichneten Talent in den schönen Wissenschaften und Künsten gehört, nicht ein anhaltender und das Feuer des Temperaments ein wenig dämpfender Fleiß verbindet; wenn nicht die freywillige Eingezogenheit eines dem Studium oder den Uebungen der Kunst gewidmeten Lebens die Neigungen ruhiger und die Sinne weniger reizbar macht: so müssen jene herrliche Gaben der Natur dem Menschen, den sie zu außerordentlichen Successen in seinem Berufe führen sollten, zu mehr als gewöhnlichen Verirrungen Anlaß geben.

Ich habe schon oben gesagt, daß es eine gewisse Kunst giebt, die Lesung eines Buchs in einen Umgang mit dem Autor zu verwandeln, und durch eigne freywillige Thätigkeit diejenigen Vortheile zu erhalten, welche in der Gesellschaft durch die äußern Umstände gewährt werden. Der eine dieser Vortheile betrifft das Verstehen des Autors: der andere betrifft die Beförderung des Selbstdenkens durch Hülfe desselben.

Was nähmlich, nach meiner obigen Bemerkung, die lebendige Rede eines Menschen vor der todten Schrift voraus hat, ist: daß Ton, Mine und Geberde des Redenden uns tiefer in seinen Geist und in den Sinn dessen, was er sagt, eindringen lassen; daß sie uns auch mit den Gemüthsbewegungen bekannt machen, von welchen jene Gedanken begleitet werden. Dadurch werden wir zugleich in den Stand gesetzt, aus gleichem Gesichtspuncte mit ihm die Gegenstände anzusehen, und an der Wärme, mit welcher er für sie eingenommen ist, Theil zu nehmen. Jenes ist zu einer richtigern Beurtheilung, — dieses zu einer tiefern Einprägung des Gesagten nützlich. — Eine solche volle Sympathie mit den Vorstellungen eines Schriftstellers bey dem Lesen seines Buchs zu erhalten,

ist allerdings weit schwerer. Bey moralischen und ästhetischen Gegenständen, wovon hier hauptsächlich die Rede ist, gehört dazu, daß wir uns den Autor gleichsam als gegenwärtig vorstellen; und daß wir, in der Wahl seiner Ausdrücke, in der Stellung seiner Worte, in der ganzen Farbe seines Styls, die Bezeichnung seines Charakters und des Gemüthszustandes, in welchem er schrieb, und die den Hauptgedanken begleitenden Nebenideen zu erkennen wissen. Dazu gehört, daß unsre Einbildungskraft durch die Lectüre bis auf den Grad erwärmt, oder unser Verstand so helle dadurch erleuchtet werde: daß sie das, was durch die Schrift nur dunkel angedeutet werden kann, errathen, oder das, was diese gar nicht auszudrücken vermag, aus ihren eignen Mitteln zusetzen. Dieses Talent ist es, welches die guten Vorleser macht, vorausgesetzt, daß es mit biegsamen Sprachwerkzeugen, und einer mit dem innern Gefühl harmonisch abwechselnden Stimme verbunden ist. Und diese Gabe gut zu lesen, die Gabe sich wenigstens in seiner Einbildungskraft den richtigen Accent, welchen jedes Wort verlangt, die Abwechselungen der Stimme, welche dem Inhalte und dem Zusammenhange der Rede gemäß sind, zu denken,

ist eines der nothwendigsten Erfordernisse, welche zur vollkommnen Benutzung der Lectüre gehören. Nach der Anlage zum guten Vorlesen würde ich, als Lehrer, geneigt seyn, die jungen Leute, welche sich den Wissenschaften widmen, zu beurtheilen, und ihre wahrscheinlichen Fortschritte vorher zu sagen. Denn da, in der Laufbahn eines Gelehrten, das Lesen in der Einsamkeit eine seiner Hauptbeschäftigungen und das vornehmste Mittel seines Unterrichts ist: so muß erstaunlich viel darauf ankommen, ob er durch das Lesen vollständige, bestimmte und lebhafte Vorstellungen, begleitet mit den ihnen angemessenen Empfindungen erhält; oder ob er nur halb versteht, was er liest, und nur schwach davon gerührt wird. Eine Geschichtserzählung, welche den Eindruck auf mich macht, als wenn ich den Begebenheiten beywohnte, und selbst eine mithandelnde Person wäre, — eine philosophische Abhandlung, welche meinen Verstand so lebhaft beschäftigt, als wenn ich mit dem gegenwärtigen Autor in Untersuchung der Sache wetteiferte, muß eine ganz andre Wirkung zu meiner Belehrung thun, als eben diese Geschichte oder diese Abhandlung, wenn ich die Thatsachen der ersten, die Lehrsätze der andern, nur obenhin

und ohne Theilnehmung durchlaufe, um sie meinem Gedächtnisse einzuprägen.

Es ist aber, um die Beschäftigung des Geistes beym Lesen, der bey dem Umgange näher zu bringen, und also in der Einsamkeit die Vortheile der Gesellschaft zu genießen, noch nicht genug, den Autor in seiner Schrift gleichsam zu sehen und zu hören: es ist auch nöthig mit ihm zu reden. Denn eben dadurch wird der Umgang lehrreicher, als das Lesen, daß er uns die Nothwendigkeit auflegt, mitten unter der Einsammlung fremder Gedanken, etwas von unsern eignen der Gesellschaft mitzutheilen. Man kann lange in einem fortlesen, ohne ein einziges mahl über die Sachen, wovon die Rede ist, zu urtheilen. Aber ein Gespräch kann nicht lange bestehn, wenn nicht jeder, nachdem er die Begriffe und Meinungen andrer angehört hat, zu erkennen giebt, daß auch er über den Gegenstand etwas gedacht habe. Das nun, wozu uns im Umgange die Gewohnheit, der gute Anstand, und die Schaam nöthigt, müssen wir beym Studiren aus freyem Vorsatze thun. Wir müssen von Zeit zu Zeit die Lectüre unterbrechen, um uns von den Eindrücken, welche sie auf uns machen, Rechenschaft zu geben. Wir müssen den Ge-

genstand selbst, wovon die Rede ist, unmittelbar ins Auge fassen, und uns fragen, wie er uns nach den erhaltnen Belehrungen erscheine. Unsre ehemaligen Ideen und Kenntnisse von ihm müssen ins Gedächtniß zurückgerufen, und mit den neuen uns mitgetheilten verglichen, und eben so unsre Grundsätze des Wahren und unsre Ideale des Schönen mit dem Geiste und dem Vortrage des Buchs in Verbindung gesetzt werden. Daraus wird eine, mit der Lectüre zugleich fortlaufende, Kritik entstehn, die unentbehrlichste Begleiterinn der erstern, wenn sie zum Unterrichte abzweckt. Wir werden dann dem einen Satze unsers Autors Beyfall geben und einen andern verwerfen; uns durch den einen seiner Beweise überzeugt erkennen, und gegen einen andern Einwendungen machen; Bewunderung und voller Genuß des Schönen wird mit dem Tadel der Fehler, die wir zu entdecken glauben, abwechseln. Je deutlicher wir diese Urtheile bey uns selbst aus einander setzen, je mehr wir sie mit Gründen unterstützen, je sorgfältiger wir bey diesem Selbstgespräche sogar unsre Ausdrücke wählen: desto mehr Thätigkeit uud Lebhaftigkeit des Geistes wird beym einsamen Studiren statt finden; und desto ähnlicher wird

der

der Unterricht, welchen uns die Bücher geben, demjenigen werden, den wir im Umgange mit der Welt erhalten.

Welche Arten der Kenntnisse, welche Zweige der Wissenschaften am besten, oder nur allein durch einsamen Fleiß angebaut werden können, läßt sich schon, nach dem Grundsatze des Entgegengesetzten, aus der obigen Angabe derer, welche vorzüglich in dem Umgange Quellen und Hülfsmittel finden, schließen. Es giebt deren, welche sich durchaus nur durch Hülfe eines eigentlichen Lehrers, aus Büchern, oder durch stille, fortgesetzte Meditation erlernen lassen. Nie hat jemand im Umgange, selbst in einem philosophischen, die Mathematik und Physik, nie die Erdbeschreibung und Geschichte erlernt. Sokrates konnte durch Frage und Antwort einen Unwissenden zur Einsicht eines besondern Falls der allgemeinen Wahrheit, welche der pythagoräische Lehrsatz enthält, — und doch nur auf eine sehr unvollkommne Weise, — bringen. Aber ein ganzes Menschenleben würde nicht hinreichen, einen Schüler der Mathematik die Elemente des Euclides auf eine ähnliche Weise zu lehren. Und auch bey dieser Methode würde das Gespräch

nur auf die Personen des Lehrenden und Lernenden eingeschränkt, und auf den einen Gegenstand ohne Abwechselung geheftet, — also nicht Umgang, sondern Lehrvortrag seyn. Philosophie mit allem, was im weitesten Umfange der Bedeutung zu ihr gehört, — Politik und Haushaltungskunst — kann man im Nothfalle, und wenn natürliche Fähigkeiten und Wißbegierde dem Unterrichte zu Hülfe kommen, aus gelegentlichen und fragmentarischen Belehrungen erlernen. Hier kann man, nach dem Sprüchworte, leonem ex ungue, den Löwen an einer Klaue erkennen, und wenn die Hauptfacta, oder einige der leitenden Ideen angegeben worden sind, die übrigen durch eignes Beobachten und Nachdenken ergänzen. Aber in der Mathematik muß der ganze Zusammenhang der Wahrheiten, von der ersten bis zur letzten, in bestimmter Ordnung vorgetragen und durchdacht werden: oder man versteht keine aus der ganzen Reihe. Je mehr eine Wissenschaft der Mathematik ähnlich ist, oder von ihren Lehrsätzen aufnimmt: desto unentbehrlicher ist bey ihr die systematische Lehrmethode, die nothwendig von dem gesellschaftlichen Leben ausgeschlossen ist. Eben so bleiben der Einsamkeit alle Studien vorbehalten, welche viele Hülfsmittel von Charten, Werkzeugen und me-

chanischen Zurüstungen fordern. Aus beyden Ursachen, als Zögling der Mathematik und als Handarbeiterinn in einer großen Werkstätte voll Maschinen, hat die neuere Physik sich in die Hörsäle und in die Studirstuben zurückziehn müssen, da die alte auch auf dem Markte, oder unter den Säulengängen der Gymnasien ihren Unterricht ertheilte. So lange man die Natur bloß mit seinen Sinnen befragte, und mehr den Zusammenhang aller Erscheinungen aus allgemeinen Vernunftbegriffen zu errathen, als die Bestandtheile und die Ursachen einzelner aus Thatsachen zu schließen suchte: so lange war die Physik, wie die Philosophie, bloß Sache des gemeinen Menschenverstandes, jedermann zugänglich, der mit offnen Augen in der Welt gelebt hatte, und mit den Gemeinbegriffen versehen war, die, nach und nach von den alltäglichen Erfahrungen abgezogen, schon großen Theils mit der Sprache erlernt wurden. Sie konnte daher auch ein allgemeiner Gegenstand des Gesprächs unter Personen, welche die gewöhnliche Aufklärung des Zeitalters erhalten hatten, werden. Sobald man aber die Natur erst durch Kunst zu verändern, ihre Producte entweder zu zergliedern, oder neu zu verbinden suchte, um

sie genauer kennen zu lernen; so wie man durch Maschinen neue Erscheinungen selbst veranstaltete, vervielfältigte, modificirte, um die, welche die Natur ohne unser Zuthun, in ihrer für uns unzugänglichen Werkstätte, hervorbringt, durch Analogie zu beurtheilen: sobald mußte sich auch hier der Fleiß der Menschen theilen. Diese physikalischen Untersuchungen konnten nur der Beruf, — und die daraus erwachsenden Kenntnisse konnten nur der Antheil einer gewissen Classe von Menschen werden. Und die übrigen, sonst noch so erleuchteten, konnten durch natürlichen Verstand und Erfahrung weder im Stande seyn, Erklärungen, die so viele vorhergehende Operationen erforderten, zu begreifen, noch weniger etwas zu ihrer Bestreitung oder Bestätigung beyzutragen. Die Physik entzog sich also immer mehr der gesellschaftlichen Untersuchung, und forderte immer mehr einen sich ihr allein widmenden Fleiß. — Geschichte und Erdbeschreibung haben in ihrem Fortgange etwas ähnliches erfahren. So wie sie an Umfange und an Genauigkeit der Kenntnisse zugenommen haben: so haben sie sich auch von der allgemeinen Masse der, ganzen Nationen oder Ständen gemeinschaftlichen, Kenntnisse, welche

den eigentlichen Stoff der gesellschaftlichen Unterhaltung ausmachen, getrennt.

Man kann daher auf gewisse Weise auf den Umgang anwenden, was ich oben von dem Geiste der Manufacturisten gesagt habe, daß er ärmer an Stoffe der Unterhaltungge worden sey, so wie der Reichthum der Kenntnisse im menschlichen Geschlecht zugenommen habe. Der Manufacturist, sagt man, verliert an persönlicher Vollkommenheit, indeß die Manufacturen vollkommner werden: weil dieses nicht ohne eine immer weiter getriebne Theilung der Arbeiten möglich ist, welche zuletzt jeden Arbeiter auf einen für die Geistesbildung zu engen Kreis von Gegenständen einschränkt. Auf gleiche Weise ist es eine Folge von den Fortschritten der Wissenschaften, daß jede ihren Mann fast allein beschäftigt und jede ihren eignen Mann erfordert. Der Gegenstände also, welche alle kennen, womit sich alle beschäftigen, sind jetzt wirklich weniger, als im Alterthum. Die Menschen kommen jetzt weniger wie ehedem, in einer gemeinschaftlichen Summe seichter und oberflächlicher Kenntnisse über viele Dinge, zusammen; und trennen sich vielmehr durch gänzliche Unwissen-

heit in Absicht einiger, und die tiefe Kenntniß andrer Zweige. Und da nun der Umgang sich keiner andern Gegenstände, zur Unterhaltung im Gespräche, bemächtigen kann, als über welche die Vorkenntnisse aller gut erzognen Leute ungefähr gleich sind: so hat sich dieser Kreis zu unsrer Zeit, im Verhältnisse gegen den im Alterthum, in der That mehr verengt, als erweitert.

Ueberhaupt je mehr ein Studium, wenn es gelingen soll, ununterbrochen fortgesetzt werden muß: desto mehr ist ihm die einsame Lage des Studirenden günstig. Je eher es auch bey Unterbrechungen verfolgt werden kann: desto eher erlaubt es das gesellschaftliche Leben.

Die Neigungen und Gewohnheiten der Menschen richten sich im Ganzen nach ihren Beschäftigungen. Der Mathematiker wird daher die Einsamkeit am besten ertragen können, und am geflissentlichsten suchen; der schöne Geist wird nach Gesellschaft streben, und in derselben sowohl am meisten gefallen, als in ihr die meiste Befriedigung finden. Der Philosoph steht zwischen beyden in der Mitte. Die Menschenkenntniß, welche das eigenthümliche Gebieth desselben ist, so wie sie durch

die Moral einen Endzweck bestimmt, auf welchen sich alle andre Kenntnisse vereinigen, schließt sich auch, durch die Methoden ihres Unterrichts, an alle andre Zweige der Kenntnisse an. Sie hat einen Theil der bloß Beobachtung, einen andern der tiefsinnige Wissenschaft ist. Jene Beobachtungen erfordern nothwendig Umgang; *) diese Wissenschaft kann nur in der Ruhe der Einsamkeit erlernt werden.

Von allen wirklichen und einzelnen Dingen können durch Worte immer nur einige Merk-

*) Was Smith, in seiner Theorie der moralischen Empfindungen von dem Unterschiede des moralisch Guten und Bösen, vielleicht mit zu großer Allgemeinheit und Bestimmtheit, sagt: "daß wir ihn immer zuerst in dem Betragen andrer, gegen uns oder gegen einander, — und erst später in unserm eignen wahrnehmen, und daß, ganz von der menschlichen Gesellschaft getrennt, wir von moralischer Beurtheilung der Handlungen gar nichts wissen würden: „ das ist doch in hohem Grade von allen Eigenschaften unsers Geistes und seinen Wirkungen wahr. Das Auge ist gemacht, andre Dinge zu sehen: und von sich selbst lernt es erst durch Vergleichung urtheilen. So muß auch die größte Fähigkeit zu beobachten, erst durch den Glanz vieler merkwürdigen Erscheinungen an andern Dingen geweckt und geübt werden, ehe sie sich in die dunkeln Tiefen des eignen Herzens kehrt.

mahle angegeben werden, wodurch wir an die übrigen erinnert werden sollen, oder aus welchen wir die andern schließen können. Keine Beschreibung einer Pflanze, eines Thiers, oder eines Minerals kann uns vollständig die sinnlichen Eindrücke geben, welche der Anblick, — und noch mehr welche eine fortgesetzte Beobachtung dieser Naturproducte in uns zu erwecken im Stande ist. Daher läßt sich auch die Naturhistorie nicht aus Büchern allein lernen: sondern man muß aufs Feld hinausgehn, die Wälder durchstreichen, in die Klüfte der Erde hinabsteigen, oder wenigstens die von andern aufgesuchten Naturproducte um sich herum versammeln, und gleichsam unter Pflanzen, Thieren und Mineralien leben, wenn man eine gründliche und brauchbare Erkenntniß von ihnen erlangen will. Der Mensch ist auch ein Naturproduct. Seine Leidenschaften, seine Tugenden und Laster, die Aeußerungen seiner Talente und die Ausbrüche seines sittlichen Characters sind ebenfalls Naturerscheinungen, die, in der vollkommensten Schilderung mit Worten, doch noch sehr mangelhaft dargestellt werden. Auch hier muß man selbst sehn, empfinden und beobachten, wenn man die Erklärungen, welche in Büchern gege-

ben werden, theils recht verstehn, theils bis zu dem Grade der Vollständigkeit ergänzen soll, bey welchem ein praktischer Gebrauch derselben möglich ist.

Von der andern Seite besteht die Wissenschaft vom Menschen in der Zergliederung seiner Begriffe, in der Zurückführung derselben auf ihren ersten Ursprung, in der Verfolgung der Kette, durch welche sie alle unter einander, und die Begriffe mit den Neigungen zusammen hängen. Ueberdieß ist das, was wir von andern Menschen sehen, immer nur eine körperliche Form, oder Bewegung, oder Stimme, durch welche sich ein Geist ausdrückt: und wir lernen diese Sprache erst dadurch auslegen, wenn wir sie mit den thätigen und leidenden Veränderungen unsers eignen Geistes, die wir auf eine ähnliche Weise bezeichnen, vergleichen. Nur die Selbstbeobachtung enträthselt uns die Geheimnisse, die wir sonst in den Reden und Handlungen andrer finden würden. Endlich können wir die Menschen, so glücklich wir für die Beobachtung derselben gestellt seyn mögen, immer nur auf einem zu kleinen Raume und eine zu kurze Zeit hindurch sehen: und das Studium der Geschichte muß uns schlechterdings zu Hülfe kommen, wenn wir in unsre Erfahrungen einiges

Licht, und den Zusammenhang von Ursachen und Wirkungen bringen sollen. Jene Zergliederung der Ideen nun führt auf die eigentliche Wissenschaft vom Menschen. Sie sowohl, als die Selbstprüfung, und das Geschichtsstudium sind nur Früchte einer einsamen Muße.

Man kann aber die Vergleichung, die wir zuvor zwischen der Kenntniß der Natur und des Menschen anstellten, noch etwas weiter treiben. So wie es in der Kräuterkunde die beste Methode des Unterrichts ist, eine Linnäische Beschreibung und ein Exemplar der Pflanze neben einander zu legen, und durch die Vergleichung von beyden sich sowohl die wahre Bedeutung der botanischen Kunstwörter aufzuklären, als sich von der Richtigkeit der angegebnen Merkmahle zu überzeugen; wobey man zugleich die ganze Gestalt, den habitus der Pflanze, wie die Botaniker zu sagen pflegen, der durch Beschreibungen nicht deutlich gemacht werden kann, durch aufmerksames Anschauen faßt: so ist es auch eine sehr gute Methode den Menschen kennen zu lernen, wenn man die Theorie der Philosophen und die Schilderungen der Dichter von menschlichen Eigenschaften und Angelegenheiten, mit dem wirklichen Anblicke der Menschen und mit der Theilnahme an ihren Ver-

gnügungen und Geschäften verbindet. Die Lehrsätze und Bilder, die wir aus den erstern uns eingeprägt haben, werden uns, wenn wir unter die Menschen selbst kommen, als Leitfaden unsrer Beobachtung dienen. Durch Hülfe einer Sentenz aus dem Montaigne oder Wieland, einer Speculation aus Hume oder Kant, die uns zu rechter Zeit einfällt, werden wir zuweilen an den Personen, die wir am besten kennen, Sachen gewahr werden, die uns, ohne diese Muster fremder Beobachtungen und Schlüsse, entwischt wären. Von der andern Seite aber werden wir auch erst dann jene Schilderungen recht verstehn, und durch die Ueberzeugung von ihrer Wahrheit erfreuet werden. Es ist unglaublich, wie sehr das Gegeneinanderhalten wohlgetroffner Bildnisse mit den Originalen die Kenntniß der menschlichen Physionomie erweitert. Auf gleiche Weise gewinnt man viel an Kenntniß der menschlichen Charaktere, wenn man die Menschen, wie sie in den Büchern der Moralisten, in den Werken dramatischer oder epischer Dichter, und in den Denkmählern der Geschichte erscheinen, mit denen vergleicht, mit welchen man in Raths- und Gerichtsstuben, im Handel und Wandel, oder in Gesellschaftszimmern und bey fröhlichen Mahlen

zusammen kommt. Nirgends biethet das Studium der Erfahrung so sehr die Hand: zu Erwerbung keiner Kenntniß ist die Abwechselung von Muße und Geschäftigkeit, von Einsamkeit und Gesellschaft so nützlich, als zur Erwerbung der Menschenkenntniß.

Zweyte Abtheilung
des ersten Abschnitts.

Von dem Unterschiede der Einsamkeit und Gesellschaft in Absicht der Uebung des Geistes.

In Absicht der Uebung des Verstandes hat die Einsamkeit den unstreitigen Vorzug, daß man in ihr ganze, große Reihen von Ideen ungestört verfolgen kann: dahingegen man bey Geschäften und im Gespräche immer nur kurze Meditationen anstellt; bey welchen nie die Absicht ist, den Gegenstand vollständig zu ergründen, sondern nur einen kleinen Theil davon, der ge-

rade zu der vorliegenden Angelegenheit oder der Neuigkeit des Tages gehört, aufzuklären.

Es ist aber klar, daß nur diejenigen Köpfe die Einsamkeit zu ihren Uebungen brauchen können, welche zu dieser Beharrlichkeit im Nachdenken, zu dieser ununterbrochnen Fortsetzung einer und derselben Ideenreihe, die nöthige Fähigkeit von der Natur erhalten haben.

Es giebt in dieser Rücksicht einen großen Unterschied unter den Menschen. Einige brauchen lange Zeit, ehe sie das innere Auge ihres Geistes auf irgend einen Gegenstand dergestalt heften können, daß sie das mindeste von seiner Gestalt erblicken. Aber dann sind sie auch im Stande, ihn lange Zeit unverwandt anzuschauen. Diese Art von Menschen hat der Einsamkeit und der Muße nöthig, um irgend einen deutlichen, oder eigenthümlichen Gedanken über eine Sache zu fassen: und in der Einsamkeit bringen sie auch ihre Einsichten sehr weit, weil, wenn sie einmahl für einen Gegenstand erwärmt sind, sie die Verfolgung der angefangnen Schlußreihen leicht finden, und hier in derselben durch nichts gestört werden. — Andre Menschen hingegen können nicht anders denken, als wenn sie von äußern Veranlassungen gereitzt werden.

Ihre Gedanken sind schnelle Blicke, die sie auf einen Gegenstand werfen: aber er verschwindet ihnen wieder, wenn sie längere Zeit ihre Aufmerksamkeit auf ihn richten. Sie sind sehr wohl fähig, wenn ihnen einige Thatsachen oder Grundbegriffe gegeben werden, scharfsinnige und wahre Folgerungen daraus zu ziehn: aber sie sind gänzlich unvermögend, Schlüsse auf Schlüsse zu häufen, oder selbst zu den Principien zurückzugehn. Menschen dieser Art haben das Geschäfts- und gesellschaftliche Leben zur Ausübung ihres Geistes nöthig, und die Einsamkeit kann ihnen wenig nutzen. Hier fehlt es ihnen zuerst an der äußern Aufforderung, welche ihr Geist braucht, wenn er sich mit Erfolg thätig erweisen soll. Und selbst der Umstand, daß sie hier bey einer und derselben Sache mit ihrem Nachdenken verweilen sollen, und weniger mit ihren Beschäftigungen abwechseln können, schwächt ihre Kraft und trübt ihre gute Laune. Was hilft es, daß sie in ihren Meditationen ungestört sind? Der beste Gedanke kommt ihnen immer zuerst ein, und die längste Betrachtung eines Gegenstandes bringt sie in seiner Kenntniß nicht weiter.

Wer hingegen diese Fähigkeit hat, Idee an Idee, und Bild an Bild zu reihen: der würde

allerdings viel verlieren, wenn er niemahls, oder selten in einer Lage wäre, wo er sich diesem Flusse seiner Gedanken frey überlassen könnte. Daher haben alle philosophischen und dichterischen Genies von jeher die Einsamkeit geliebt: und die Gesellschaft ist für sie immer mehr Erhohlung, als Beschäftigung ihres Geistes gewesen. Nur in der Einsamkeit sind die edelsten Erzeugnisse des menschlichen Verstandes, — die großen Entdeckungen in den Wissenschaften, und die wichtigern Werke der Dichtkunst und Beredsamkeit zu Stande gebracht worden.

So viel ist begreiflich, daß der Verstand, als Fähigkeit zu denken, das heißt, Begriffe mit einander zu verknüpfen, betrachtet, einen höhern Grad von Stärke und Vollkommenheit erreicht, wenn er geübt wird in dieser Arbeit lange ununterbrochen fortzufahren, als wenn er sich gewöhnt, nach jedem kleinen Versuche abzubrechen, und eine neue Gedankenreihe von vorn anzufangen. Mit der Einbildungskraft verhält es sich auf gleiche Weise. Wenn sie nur so viel Zeit auf jeden Gegenstand wendet, als nöthig ist, einige wenige Bilder gegen einander zu halten: so entstehen daraus nichts, als witzige Einfälle. Wenn sie aber Beharrlichkeit genug hat

eine ganze Galerie zusammen gehöriger Gemälde vor sich aufzustellen: so wird sie zur Erfindungs- und Dichtungskraft. *)

Der eigentliche Vortheil also, welchen der Mensch zu seiner Geistesübung von der Einsamkeit erhält, ist, daß er, von äußern Eindrücken ungestört, auf die oft leisen Eingebungen seines Genius gleichsam horchen, und diesem Führer, so weit er zu gehen vermag, folgen kann. Hieraus ergeben sich schon von selbst die Schwierigkeiten und Abwege, die bey diesen einsamen Beschäftigungen zu fürchten sind. Das eine ist das Versinken in ein leeres Gedankenspiel, oder die Träumerey: das andre ist die unmäßige Erhitzung der Einbildungskraft und der Lebensgeister, oder die Schwärmerey.

Im

*) In diesem Sinne verstand es Büffon, wenn er zum Heraut de Sechelles sagte, daß die Geduld in einer Arbeit so lange auszuharren, bis man seinen Endzweck erreicht hätte, das Wesen des Genies ausmachte. Nicht, je länger man unbeweglich in seinem Arbeitszimmer sitzt; sondern je länger man seine Aufmerksamkeit unbeweglich auf demselben Gegenstande, oder auf einer Reihe verwandter Gegenstände festhalten kann: desto mehr entdeckt sich in ihnen, und desto leichter ergiebt sich auch Ausdruck und Styl.

Im thätigen Leben, und im gesellschaftlichen Umgange wird der Mensch theils durch die Gegenstände, die sich seinen Sinnen darbiethen, theils durch den Willen, die Urtheile und die Ideen der Personen, mit welchen er zu thun hat, theils endlich durch die Natur der Angelegenheiten, welche er mit ihnen verhandelt, in seinem Nachdenken unterstützt, aber auch zugleich bey demselben im Zaume gehalten, und auf einen bestimmten Ideengang eingeschränkt. Er kann freylich seinen Verstand und seine Einbildungskraft nicht frey fortwirken lassen, wie es ihrer Natur am gemäßesten wäre: aber er kann sie auch nicht ganz zügellos umherschweifen lassen, wenn er sich nicht dem Tadel aller Anwesenden aussetzen will. Eine zu lange Abwesenheit des Geistes, eine zu sichtbare Zerstreuung, oder ein zu wildes Gemisch nicht zur Sache gehöriger Gedanken würde ihn bald als untauglich zu allen Geschäften auszeichnen, und selbst von dem gesellschaftlichen Vergnügen ausschließen. Wird also auch in dieser Lage das Genie des Menschen nicht zu großen Unternehmungen angefeuert: so wird doch sein gesunder Verstand vor großen Verirrungen bewahrt.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Von diesen Schranken ist der Einsame befreyt: aber er ist auch dieser heilsamen Zucht entnommen. Seine Augen und Ohren sind unbeschäftigt. Er hat keine Zeugen seiner Thorheiten, die er fürchten dürfte. Er hat keine bestimmte Absicht, welche dem Laufe seiner Ideen die Richtung gäbe. Er ist ganz sein eigner Herr, der Schöpfer und Beurtheiler seiner Gedanken. Nichts bestimmt die Art und Weise und das Ziel seiner Selbstunterhaltungen, als die Fähigkeiten und Anlagen seiner eignen Natur, und die Fertigkeiten die er schon früher erworben hat.

Findet sich nun in diesen Anlagen irgendwo eine Lücke, oder Schwäche; oder ist sein Studiren unrichtig geleitet worden: so werden diese Fehler um desto mehr zum Vorscheine kommen, je ungehinderter und je länger er in seinem freyen Ideenlaufe fortgeht. Ist seine Denkkraft nur schwach; — ist er nur einer mäßigen Aufmerksamkeit fähig, und läßt seine Einbildungskraft sich durch kleine, nichtsbedeutende Verhältnisse von einem Gegenstande auf den andern führen: so wird er, indem er sich vornimmt zu meditiren, nur bloß mit seinen Gedanken spielen. Ehe er sich dessen versieht, wird er den Gegenstand seiner Untersuchung aus den Augen

Bayerische Staatsbibliothek München

verloren haben, und mit seinen Gedanken in der ganzen Welt umherschweifen. Anstatt deutlicher und vollständiger Begriffe, die er zu irgend einem Zwecke brauchen könnte, wird sich in seine Seele nur ein Haufen dunkler, verworrener und zerstückelter Erinnerungen und Einbildungen eindrängen, die seine Zeit ausfüllen werden, ohne ihn sehr angenehm zu beschäftigen, und ohne eine Spur ihres Daseyns in irgend einem nützlichen Resultate zu hinterlassen.

Einem etwas lebhaften Temperamente bleibt ein solcher Zustand nicht lange erträglich. Deswegen fliehen eben die meisten Menschen die Einsamkeit und suchen die Gesellschaft, weil sie in der erstern, wenn sie nicht eine bestimmte Arbeit vorhaben, nichts anders zu thun, als auf eine ihnen langweilige und zugleich unnütze Art zu träumen wissen. Wer aber diesen Zustand ertragen lernt und in demselben verharrt, — es sey, weil seine Einbildungskraft etwas reicher an Stoff, und beweglicher ist von einer Sache auf die andre überzugehen; es sey, weil er aus andern Ursachen eine Abneigung von der Gesellschaft und vom thätigen Leben hat: — der wird gewiß durch die Einsamkeit unvollkommner, zum

wahren Nachdenken unfähiger, und zu allen Geschäften unbrauchbarer, als er zuvor war. Entweder entsteht daraus eine völlige Gedankenleere, oder ein Hinbrüten über einigen wenigen — oder über einem Haufen verworrner Ideen. Jenes stumpft alle Kräfte des Geistes ab, dieses verunstaltet sie. In jenem Zustande nähert sich der Mensch der Pflanze, in diesem dem Wahnsinnigen.

Ein zweyter Abweg öffnet sich in der Einsamkeit für Menschen von einer lebhaftern, aber zügellosen Eibildungskraft, wofern ihr der Verstand nicht das Gleichgewicht hält. Wenn sie besonders sich an Gegenstände hängt, welche über die Sinnenwelt und die Gränze der Erfahrung hinausgehn; oder wenn sie einen Hang zum Schwermüthigen hat: so geräth sie, durch die ungehinderte Verfolgung ihrer Ideen, wozu die Einsamkeit die Gelegenheit giebt, leicht in diejenige Ueberspannung, welche das Wahrheitsgefühl des Menschen schwächt, ihm Hirngespinnste für Wirklichkeiten aufdringt, kurz ihn zum Schwärmer macht.

Man weiß, welche Religionsschwärmerey in den Einöden, wohin die Verfolgung oder

eine falsche Andacht die Christen im dritten und vierten Jahrhunderte getrieben hatte, entstanden ist. An Beyspielen keiner Art ist das Werk meines Vorgängers reicher.

In der That, da die Einsamkeit etwas trauriges, und wenn sie lange fortdauert etwas fürchterliches hat: so ist sie sehr geschickt, wenn im Menschen ein Hang zu finstern und traurigen Bildern vorhanden ist, die Einbildungskraft noch mehr auf Gegenstände, welche solche Bilder erwecken, hinzulenken: wozu nicht bloß das Gefahrvolle und Schmerzhafte, sondern auch das Unergründliche gehört.*) Da ferner in der Einsamkeit, wenn man nicht zur Handarbeit, zu Büchern,

*) Die Geschichte von dem Philosophen, der sich in den Aetna gestürzt haben soll, weil er die Ursachen seiner Feuer-Auswürfe nicht hat ergründen können, mag eine Fabel seyn. Aber die Beobachtung, welche zu der Erdichtung Anlaß gegeben hat, und durch sie vielleicht allegorisirt werden sollte, ist ganz richtig: daß bey einer zu heftigen Begierde das Unerforschliche zu erforschen, — die immer fehlschlagende Hoffnung über die wichtigsten Gegenstände der menschlichen Erkenntniß, den Ursprung und das Ende aller Dinge, aufs Reine zu kommen, das Gemüth in einen der Verzweiflung nahen Zustand versetzen kann. Alles, was das Maß unsrer Kräfte weit übersteigt,

oder zu Verfertigung schriftlicher Aufsätze, — den gewöhnlichen Hülfsmitteln einsamer Unterhaltung — seine Zuflucht nimmt, eine große Anstrengung des Geistes dazu gehört, Gedanken ohne alle äußere Veranlassung zu erwecken: so kann diese Anstrengung, wenn sie auf einen schwachen Nervenbau wirkt, und Kräfte zu erhöhen sucht, die ohne dieß nicht in dem gehörigen Verhältnisse gegen einander stehn, jenen völlig in Unordnung bringen, und das Gleichgewicht dieser völlig zerstören. — Wenn endlich die Gegenstände, welche sich der Einsame zu seiner immerwährenden Meditation wählt, von der Art sind, daß sie zwar ein großes Interesse, aber nur wenige Vorstellungen erwecken, und keine Abwechselung von Betrachtungen, am wenigsten Erfahrungen zulassen; — zu welcher Art der Gegenstände Gott, die unsichtbare Welt und die Zukunft gehören: so ist nichts natürlicher, als daß er entweder den vergeblichen Versuch in kurzem aufgiebt, oder daß er, wenn er hartnäckig dabey beharrt, den Mangel deutlicher Ideen und

---

ist mit dem Fürchterlichen verwandt. Daher die Täuschung Burkes, welcher die Empfindung des Erhabnen aus der Furcht herleitete.

reeller Erkenntniß durch Blendwerke der Phantasie und dunkle Gefühle ersetzt. Das ist die Geschichte der meisten Einsiedler. Sie werden Heuchler, wenn sie die unaufhörliche Beschäftigung ihres Gemüths mit der Religion vorgeben, indeß sie längst andre weltliche Gedanken und Absichten an deren Stelle untergeschoben haben; oder sie werden Schwärmer, wenn sie von einer einzigen Idee nicht ablassen, die mehr gemacht ist, das Gemüth zu regieren, als allein auszufüllen.

Alle diejenigen, welche die Einsamkeit wahrhaft nutzen wollen, müssen einen reichen Stoff von Erfahrungen in dieselbe mitbringen, und die Hülfsmittel der Gelehrsamkeit zu ihrem Gebothe haben. Sie müssen solche Gegenstände ihrer Untersuchung wählen, bey welchen, wenn sie auch von der Welt entfernt leben, ihr Gemüth doch mit ihr, — mit der Natur der Körper oder der menschlichen Gesellschaft, — beschäftigt bleibe. Der Verstand muß endlich immer die Herrschaft über ihre Einbildungskraft führen; ihr Denken muß entweder in so völlig auseinandergesetzten Begriffen und Schlüssen bestehn, daß es zum Resultat Wissenschaft giebt; oder, wenn es auch bloß Bilder und Empfindungen

an einander reiht, so muß doch die Urtheilskraft diesen immer zur Seite gehn, um die Aehnlichkeit der ersten zu ihren Urbildern, — die Schicklichkeit der andern zu ihren Gegenständen, zu prüfen, und in das aus beyden Zusammengesetzte, die richtige Folge von Ursache und Wirkung hineinzubringen. Mit einem Worte der Einsame muß entweder Philosoph, oder Dichter seyn.

Wenn wir einen Menschen sehen, der sich in die Einsamkeit begräbt, ohne eine körperliche Beschäftigung oder eigentlich gelehrte Arbeiten vorzuhaben; — wenn wir einen sehn, der ohne Bücher, ohne Werkzeuge zu physikalischen Beobachtungen und Versuchen, ohne Umgang mit der Welt und ohne Studium der Geschichte, bloß durch sich selbst und durch seine einsame Meditation hofft zu einer hohen Weisheit, und zu einer tiefen Kentniß der Natur der Dinge zu gelangen: so können wir sicher seyn, daß er auf dem Wege ist ein Phantast und ein verschobner Kopf zu werden. Wenn er aber vollends die Einsamkeit und diese beschauliche Lebensart für ein Mittel ansieht, in der Kenntniß des Geisterreichs, einzudringen, und selbst mit dem höchsten Wesen

besser bekannt, — oder ihm wohlgefälliger zu werden: so ist er von der Krankheit der Schwärmerey schon völlig angesteckt; und es gehören nur noch wenige Schritte dazu, und er wird wirklich Geister zu sehen und Eingebungen zu haben glauben.

Außer dem Gelehrten, der, von seinen Büchern und Werkzeugen umgeben, auch auf seiner Studirstube mit der ganzen Welt im Zusammenhange bleibt, ist die Einsamkeit für niemanden so schicklich und nützlich, als für den alten Mann, der, nachdem er seine männlichen Jahre auf dem Schauplatze der Welt und in dem Dienste seines Vaterlandes zugebracht, und mannigfaltige Erfahrungen gesammelt hat, sich, wenn er anfängt die Abnahme seiner körperlichen Kräfte zu fühlen, in die Stille zurückzieht, und sein Gemüth mit der Erinnerung der erlebten Auftritte, mit der Prüfung seiner eignen Handlungen, und mit den aus beyden zu ziehenden Schlußfolgen beschäftiget.

Die Einsamkeit giebt an sich keinen Stoff zum Denken: aber sie ist ein sehr schicklicher Zustand für einen Menschen, welcher den schon gesammelten Stoff bearbeiten will. Gesellschaft,

Geschäfte und Lectüre müssen durchaus vorangehn, und die Meditation muß erst folgen, wenn sie etwas brauchbares hervorbringen soll. Ein Mensch, der seinen Verstand zu ununterbrochnem Nachdenken anstrengt, ohne ihm durch die Sinne, oder durch den Unterricht andrer Menschen immer erneuerte Materialien, worüber er nachdenken kann, zuzuführen, zerstört seinen Verstand eben so gewiß, als die Häute seines Magens sich an einander zerreiben, wenn sie, ohne Nahrungsmittel zu empfangen, ihre Verdauungskräfte anwenden. *)

*) Die ganze Geschichte der Philosophie ist ein Beweis davon, wie wenig die höhern Denkkräfte, ohne einen verhältnißmäßigen Vorrath von Kenntnissen, den Wissenschaften genutzt, und wie oft sie selbst ihnen geschadet haben. Dadurch sind zuerst die unverständlichen und grundlosen Systeme der Jonischen und Eleatischen Schule, über den Bau und die Entstehung der Welt, entstanden. Daraus sind die Wortspiele der Sophisten, und das ganze Gewebe von Subtilitäten entstanden, welche selbst den Aristoteles und Plato, in der Untersuchung der gemeinnützigsten Gegenstände, unterbrechen und irre führen. Es ist nähmlich der Meditation der Unwissenden eigen, sich an die allerabgezogensten Begriffe zuerst zu hängen, und über das Universum eher, als über die alltäglichsten Erscheinungen zu philosophiren. Eben dieser philosophische Scharfsinn, dem es an Stoffe physika-

Außer dem bisher betrachteten **allgemeinen** Gesichtspuncte, unter welchem sich der Einfluß der Gesellschaft und der Einsamkeit auf die Geistesbildung als verschieden zeigt, giebt es

---

lischer Beobachtungen über die Natur, politischer über die Geschichte, und moralischer über das menschliche Leben fehlte, brachte die Sophistereyen der Skeptiker, und ihre Bemühung hervor, das für klar Gehaltene zu verdunkeln, und das Ausgemachte zweifelhaft darzustellen. — Das System der scholastischen Theologie zeigt, durch die Uebereinstimmung seiner Theile, die Denkkraft der Männer, welche sich zu dessen Vollendung die Hände bothen: und es wird nur dadurch ein Gegenstand unsrer Verachtung, weil einer so künstlichen und so zusammengesetzten Form ein so geringhaltiger Stoff von Sachkenntniß zum Grunde liegt. So geht es durch alle Jahrhunderte herunter. Große Denker, denen es an Gelehrsamkeit oder Welterfahrung fehlt, verlieren sich leicht in dem Labyrinthe einer dunkeln Metaphysik, oder bringen auf einem mühsamern Wege, in einer neuen Sprache, alte Wahrheiten wieder zum Vorschein, welche man, so lange man diese Sprache nur halb versteht, für Entdeckungen hält, die aber, sobald der neue Ausdruck geläufig geworden ist, nur einen geringen Zusatz zu unsern Erkenntnissen geben. Jacob Böhme wäre zu diesem Aeußersten des Unsinns, den wir in seinen Schriften belachen, nicht gekommen; wenn nicht bey ihm ein unaufhaltsamer Forschungstrieb und eine unablässige Medita-

noch einige besondere, nach welchen gewisse Vortheile den gesellschaftlichen, andre den einsamen Geistesübungen eigen sind.

Zuerst, langsames und reifes Nachdenken ist die Sache des Einsamen: im Umgange und in Geschäften hingegen wird der Mensch zu einer schnellen Uebersicht des Gegenstandes, zu einer augenblicklichen Bestimmung seines Urtheils und einer promten Entwickelung seiner Ideen gewöhnt.

---

tion mit einer großen Unwissenheit wäre verbunden gewesen. Aber auch der Tiefsinn des Spinoza hätte nützlichere Werke hervorgebracht, wenn nicht sein Geist gleichsam an seinem eignen Marke gezehrt hätte, — wenn er mehr hätte von andern empfangen, und weniger bloß aus sich selbst herausbringen wollen. Durch die Verbindung mit Gelehrsamkeit und Welterfahrung ist die Philosophie des Baco, Montaigne und Montesquieu so lehrreich für ihre Zeitgenossen und die Nachwelt geworden. Dadurch hat Leibnitz einen so großen Vorzug vor dem Cartesius erhalten. Und in Kants Schriften selbst, obgleich sein System nur die Entwickelung weniger Principien zu seyn scheint, lebt und regt sich ein durch Natur- und Menschen-Kenntniß bereicherter Geist, der eben deßwegen seine Schriften, ihres mit Parenthesen überladnen Styls ungeachtet, anziehender macht, als die besser geschriebnen, aber rein metaphysischen Commentarien seiner Schüler.

Die Fähigkeiten des Menschen richten sich nach und nach in die Verhältnisse derjenigen Lage ein, in welcher er sich oft befindet. Das, was die Nothwendigkeit der Umstände ihm als Pflicht auflegt: das lernt er, wenn er nicht ganz von der Natur dazu verwahrloset ist, zuletzt gut machen. Da, wo er Muße und Zeit genug hat, einer Sache so lange, als er will, nachzugrübeln, ehe er ein Urtheil über sie fällt, da nimmt er sich auch Zeit. In Umständen hingegen, wo Gefahr bey der Verweilung ist, und ein schnelles Urtheil oder ein schneller Entschluß allein den gesuchten Endzweck erreichen kann: da beschleuniget sich auch der Lauf seiner Gedanken, und er lernt in seinen Ueberlegungen Kraft mit Geschwindigkeit verbinden. In jener Unabhängigkeit, welche nur den einsamen Arbeiten, und vorzüglich den Arbeiten des Gelehrten eigen ist, geht man schon nicht so schleunig an sein Werk; man unterbricht die Untersuchung mehrere Mahle; man giebt einer gewissen Unentschlossenheit der Seele Raum, die sich weder über die Richtigkeit der Gedanken, noch über den zu wählenden Ausdruck entscheiden kann, Menschen, die immer nur, oder am häufigsten, auf diese Art im Denken geübt werden, daß sie

das Vollkommene in Gedanken und Ausdruck suchen, aber auch ruhig und geduldig abwarten können, bis sie es finden, verlieren nach und nach diejenige Gewalt über ihre eigne Denkkraft, welche nothwendig ist, wenn man jeden vorgelegten Gegenstand ohne Verzug in Untersuchung ziehen, und sogleich ein Urtheil darüber, zur Mittheilung an andre, oder zur Bestimmung seines eignen Entschlusses, bereit haben soll.

In dem Drange der Geschäfte und des Gesprächs ist weder eine solche Langsamkeit des Denkens möglich, noch ist eine solche vollkommne Ausarbeitung der Gedanken nothwendig. Das Leben und die größte Annehmlichkeit des Gesprächs ist die repartie, oder eine prompte, schickliche und kurze Antwort auf das, was ein Andrer gesagt hat, — besonders die treffende aber unbeleidigende Erwiederung eines gegen uns gerichteten Angriffs. Da die Gegenstände im Gespräche schnell abwechseln: so muß man auch die sich darbiethende Gelegenheit einen guten Gedanken zu sagen schnell ergreifen, wenn man nicht mit seinen Einfällen oder seinem Witze zu spät kommen will. Dafür aber, weil man in der Gesellschaft nicht eigentlich Unterricht, son-

dern nur Unterhaltung sucht, ist man auch mit einem oberflächlichen Urtheile, mit einer einseitigen Darstellung der Sache und mit einem mangelhaften Vortrage zufrieden, wenn nur in den Gedanken etwas Wahres liegt, und der Ausdruck im Ganzen verständlich ist. Die Aufmunterung jenes Beyfalls, welcher auf schnelle Einfälle folgt, und diese Nachsicht, welche man unreifen Einfällen zugesteht, bringt einen an sich geistreichen Menschen, der viel in Gesellschaft und besonders in guter Gesellschaft lebt, nach und nach zur Fertigkeit, seine Gedanken zu einer angenehmen Mittheilung immer in Bereitschaft zu haben. Sey es, daß sein Blick allmählig schärfer wird: oder daß sich nur die Unentschlossenheit verliert, welche den sich selbst überlassenen Menschen bey der Wahl unter gleich gut scheinenden Gedanken und Ausdrücken zum Zaudern bringt: genug, die Fertigkeit selbst unterscheidet ihn sichtbar von dem größten Theile der Stubengelehrten.

Die Geschäfte, welche gesellschaftlich betrieben werden, verlangen zwar eine gründlichere, und erlauben eine langsamere Erörterung der Gegenstände. Aber insofern ein mündlicher Vor-

trag dabey statt findet, machen sie es doch nothwendig, die Sachen schnell ins Auge zu fassen, auf der Stelle ein Urtheil darüber zu fällen, und für dieses einen verständlichen Ausdruck zu finden. Bis zu welchem Grade diese Fertigkeit, seine Gedanken in wenigen Augenblicken zu sammeln, zu ordnen und in einen beredten Vortrag zu kleiden, getrieben werden kann, wissen wir aus dem Beyspiele derjenigen Nationen, bey welchen die öffentlichen Geschäfte, in Versammlungen des Volks oder seiner Repräsentanten, vom Rednerstuhle herab betrieben werden. Aber auch da, wo weder im Senat noch in den Gerichtshöfen eigentliche Reden gehalten werden, sind doch in allen Regiernngs-Collegien mündliche, bald kürzere, bald längere Vorträge nöthig. Jedes Mitglied muß wenigstens oft, auf den angehörten Vortrag andrer, seine Stimme zur Entscheidung geben. Auch hier wird also eine gewisse Schnelligkeit im Denken erfordert. Auch hier erhält derjenige Lob und behauptet derjenige einen vorzüglichen Einfluß, der zeitiger als andre mit seinen Gedanken aufs Reine kommt. Auch hier wird endlich derjenige entschuldiget, der nur die Hauptmomente der Untersuchung angiebt, und weder auf strengen Zusammenhang

noch

noch weniger auf Schönheit des Ausdrucks sieht. Männer von Talenten, welche in einem solchen Geschäftsleben die vornehmste Uebung ihres Verstandes finden, lernen auch natürlicher Weise diese Kunst schnell zu denken: — eine Kunst, zu welcher nach meinem Urtheile, vornehmlich zwey Sachen nöthig sind; erstlich, daß der Mensch seine Aufmerksamkeit, ungesäumt und gleich anfangs scharf, auf jeden ihm vorgelegten Gegenstand richten lerne; *) zum andern, daß er sich aller seiner auf den Gegenstand Bezug habender Kenntnisse geschwind zu erinnern wisse, mit welchen dann auch sich die schicklichen Ausdrücke in das Gedächtniß einfinden werden.

---

*) Die meisten Menschen fangen jede Meditation schläfrig an, und erwärmen sich für dieselbe erst in dem Laufe derselben. Daher ist, wie Smith anmerkt, der öftere Uebergang von einer Arbeit zur andern dem Fleiße überhaupt so schädlich: weil jeder neue Anfang eine Zeit lang noch ein Mitteldinng zwischen Arbeit und Müssiggang ist. Der prompte Denker nun muß lernen sich bey dem ersten Aufrufe, wie man im Sprichwort sagt, ins Zeug zu werfen; — er muß sich von dem, was ihn zuvor beschäftigte, mit Gewalt loszureißen, und auf den neuen Vorwurf mit aller Kraft zu heften wissen.

Aber nicht bloß die Nothwendigkeit und der Zwang, nicht bloß die Begierde nach Beyfall und die Furcht vor der Verachtung, sind die Ursachen, daß der Mensch, welcher viel mit andern Menschen und in ihrer Gegenwart denken muß, schneller denken lernt, als der einsame Forscher der Wahrheit, der über die Anwendung seiner Zeit, und die Verzögerung seiner Arbeiten niemanden, als sich selbst, Rechenschaft zu geben hat. Auch in der Natur gesellschaftlicher Unterhaltungen und gesellschaftlich betriebner Geschäfte liegt etwas, welches den Geist belebt, und seinen Ideengang beschleuniget. Von den Eindrücken der Sinne fängt alles unser Denken an. Und da, wo die Sinne etwas lebhafter beschäftigt sind, — wofern sie nur nicht durch Lust oder Begierde das Gemüth zu sehr bestürmen — geht das Denken besser von statten. Diese sinnlichen Anregungen, durch welche der Verstand, zu seiner eigenthümlichen Thätigkeit, noch einen von außen ihn bewegenden Stoß erhält, fehlen in der Einsamkeit gänzlich, und sind in der Gesellschaft der Menschen, sie mögen zum Scherze oder zum Ernste zusammenkommen, unausbleiblich. Die Lebensgeister werden hier mehr in Bewegung gebracht: und die lebhaftere Mit-

wirkung des Körpers ist den Kraftäußerungen des Geistes günstig. Ueberdieß ist nichts, was unsre schlafenden Gedanken so leicht weckt, als die ähnlichen, oder entgegenstehenden Gedanken andrer Menschen, wenn wir sie aus ihrem Munde hören. Endlich wird das Anziehende jeder Sache, durch die gemeinschaftliche Theilnahme vieler an derselben, vermehrt: und die Empfindungen und Leidenschaften der Menschen gehen wie das elektrische Feuer, bey der gegenseitigen Annäherung dieser letztern, von dem einen zum andern über. Um deßwillen können zahlreiche Versammlungen so leicht in Enthusiasmus gerathen, und auch ihre vernünftigsten Mitglieder zu übereilten Entschlüssen mit sich fortreissen. Aber eben dieses durch die Gesellschaft vermehrte Theilnehmen an der Sache, erhöht auch die natürlichen Fähigkeiten eines jeden, und macht den Fluß seiner Gedanken schneller.

Da es nicht immer möglich ist, unsre Lage in der Welt selbst zu wählen, so ist es wenigstens gut, die Vortheile, deren wir in der unsrigen entbehren, zu kennen: damit wir, so viel an uns ist, das, was das Glück uns versagt hat, durch unsern Fleiß ersetzen. Wenn der

Mann, der, vermöge seines Berufs oder seiner Glücksumstände, mit der Welt in weniger Verbindung steht, und auf Arbeiten des Cabinets eingeschränkt ist, weiß, daß eben die Unabhängigkeit, in welcher er sich befindet, die Abwesenheit von Zeugen, der Mangel äußrer Thätigkeit, und selbst ein gewisses Bestreben nach Vollkommenheit im Kleinen ihn zu einer zu langsamen und zaudernden Art zu denken bringt, die nicht nur die Vollendung seiner Arbeiten verzögert, sondern ihn auch zu manchen Geschäften, zu denen er doch von Zeit zu Zeit aufgefordert wird, unbrauchbar macht: so wird er geflissentlich Uebungen anstellen, um gerade diejenigen Eigenschaften zu erlangen, zu deren Erwerbung ihm die äußern Umstände die wenigsten Hülfsmittel anbiethen. Wenn er weiß, daß jener Fehler daher entsteht, weil er, durch nichts gedrängt, zu lange zaudert, ehe er die Arbeit des Denkens anfängt; weil er nicht mit genugsamen Feuer und Interesse dabey zu Werke geht; weil er jeder Forschungsbegierde nachgiebt, und sich dadurch in unzweckmäßige Untersuchungen verwickelt; weil er endlich, zwischen mehrern sich ihm darbiethenden Gedankenreihen und Arten der Darstellung, hin und her schwankt: so wird er sich auch

in seinen selbstgewählten Beschäftigungen an bestimmte Stunden binden; er wird es zuweilen über sich erhalten, seine Aufsätze schnell hinzuwerfen, und ununterbrochen bis zu ihrer Beendigung fortzuarbeiten; er wird bey dem, was er in der Einsamkeit denkt und thut, eben so wohl eine gewisse Entschlossenheit zu beweisen suchen, als er es in Gegenwart andrer thun würde. Vor allen Dingen aber wird er eben in der Absicht, um im Umtausche seiner Gedanken mit andern den Gang derselben zu beschleunigen, die Gesellschaft aufsuchen. Gerade so, wie der vernünftige Welt- und Geschäftsmann, dem es um Gründlichkeit seiner Kenntnisse und um die Reife seiner Ideen zu thun ist, zuweilen sich in die Einsamkeit zurückziehn wird, um von der Eile, in welcher sein Geist gemeiniglich zu seyn pflegt, auszuruhn, und eine langsame und stetige Betrachtung der Dinge, auf die prompte aber oberflächliche Beurtheilung derselben, folgen zu lassen.

Ein zweyter Vortheil, den das gesellschaftliche Denken, im Umgange und in Geschäften, vor dem einsamen, auf der Studierstube, voraus hat, ist, daß dort dem Menschen widersprochen wird, daß er Vorstellungen, Meinun-

gen, Gesinnungen findet, die von den seinigen abweichen.

Es ist eine uralte Idee, daß in den Eigenheiten der Menschen ihre Unvollkommenheiten und Irrthümer liegen, und daß das, was sie gemeinschaftliches haben, als das Wahre und Vollkommne angesehen werden müsse. *) Wodurch wird der Selbsüchtige seines Irrthums überwiesen, als daß alle andere Menschen dieselben Gegenstände unter mannigfaltigen Farben erblicken? Und was ist jede Mißgestalt des Körpers anders, als eine Abweichung von den allgemeinen Proportionen, welche allen menschlichen Bildungen zum Grunde liegen? — Auf gleiche Weise ist es zu vermuthen, daß, was in den Geistes-Anlagen eines Menschen zu dem allgemeinen Charakter der Gattung gehört, eine wahre Vollkommenheit sey, — und daß, was in Denkungsart und Sitten ihn von allen

*) Dieser Grundsatz in einer noch größern Allgemeinheit brachte die Platonischen Ideen hervor. Der allgemeine Begriff jeder Gattung ist das Gemeinschaftliche derselben, und dieses ist zugleich das Ideal ihrer Vollkommenheit, nach welchem die Individuen geformt sind, aber welches sie wegen der Widerspenstigkeit der Materie nicht erreichen.

andern Menschen unterscheidet, zu den Mängeln und Einschränkungen desselben gerechnet werden müsse.

Hieraus folgt, daß ein Mensch, der sich, für sich allein, in der Einsamkeit ausbildet, dadurch daß seine Eigenheiten keinen Widerstand finden, und seine Abweichungen von dem Ideale seiner Gattung, ihm selbst verborgen bleiben, Gefahr läuft an persönlichem Werthe zu verlieren. Derjenige hingegen, welcher mit vielen, und besonders mit ungleichartigen Menschen umgeht, lernt unter ihnen die Muster der verschiedensten Fähigkeiten, Denkungsarten und Sitten kennen. Er kann sich also, durch die Vergleichung so vieler Beyspiele und durch die Bemerkung des Aehnlichen unter so großen Abwechselungen, das Ideal eines vollkommnen Menschen weit richtiger bilden.

Ueberdieß, so wie die Menschen in Absicht dessen, was ihnen eigenthümlich ist, einander entgegen stehn: so wirken sie auch einander entgegen. Nicht nur jede Meinung bestreitet diejenige, welche von ihr abweicht: sondern auch jede Empfindungs- und Handlungs-Weise, wodurch sich ein Mensch von andern auszeichnet, äußert einen Einfluß auf diese, sie von der ihrigen abzubringen, und zu einer ähn-

lichen zu vermögen. Ein Mensch, der immer nur für sich lebt, folgt immer nur dem Hange seiner eignen Natur. Wo diese Natur ursprünglich vollkommen und musterhaft gebildet ist: da kann er bloß durch die ungehinderte Entwickelung derselben große Fortschrittte in Einsichten und Tugenden machen. Wenn aber irgendwo in den ursprünglichen Anlagen Mängel und Auswüchse vorhanden sind: so werden auch diese Fehler immer sichtbaren und größer, je weniger ihnen durch die Umstände Widerstand geleistet wird.

Drey Sachen sind es, durch welche sich ein Mensch, in Beziehung auf seine Geistesbildung, von andern und von dem Allgemeinen der Gattung unterscheidet: zuerst die eigentliche Art und Methode des Denkens; zweytens die Schätzung des Werths der Dinge, die er untersucht; endlich die Meinungen und Sätze selbst, welche er als Wahrheiten aufnimmt.

Erstlich unterscheidet sich ein Mensch von dem andern durch die Wege, welche er zur Untersuchung der Dinge einschlägt, und durch die Seiten, von welchen er sie gemeiniglich ansieht.

Alle diese Wege und Seiten durchzugehn, würde mich von meinem Endzwecke abführen. Aber an einigen Beyspielen muß ich billig zeigen, wie die Gesellschaft den Eigenheiten dieser Art entgegenarbeitet.

Es gehört z. B. zu ihnen, daß der eine Mensch einen Hang und eine Anlage zum abstracten Denken hat, aus allen seinen Erfahrungen und aus den ihm bekannt werdenden Thatsachen gern sogleich allgemeine Sätze zieht, und weit mehr damit beschäftigt ist, diese Abstractionen bis auf die einfachsten Begriffe zu verfolgen, als sich von allen Umständen der Begebenheiten genau zu unterrichten. Ein andrer Mensch hingegen ist nur zum concreten Denken aufgelegt. Was nicht Thatsachen und Beyspiele sind, oder sogleich durch solche unterstützt und erläutert wird, macht entweder auf ihn keinen Eindruck, oder ist ihm nicht verständlich. — Jede von diesen Denkungsarten hat ihre Mängel. Die Vollkommenheit besteht darin, die Grundsätze mit den Thatsachen zugleich zu fassen, und eben so tief in das Detail der Begebenheiten, als in die Theorie der Gründe und Ursachen einzudringen. Wenn jener speculative Kopf immer

nur für sich allein nachdenkt, oder nur mit seines Gleichen umgeht: so wird die Einseitigkeit seines Talents immer fehlerhafter; er entfernt sich immer mehr und mehr von der wirklichen Welt, und kommt der Welt der Hirngespinste immer näher. Da er von der einen Seite nur wenige Erfahrungen sammelt, und diese nicht mit gehöriger Ausführlichkeit sich bekannr macht, von der andern seine Ideen ins Unendliche spaltet: so geräth er zuletzt auf Subtilitäten, die ihm selbst wenig nützlich und andern unverständlich sind. Wenn aber dieser speculative Kopf, mit Menschen von bloß gesundem Verstande, die nichts von Metaphysik wissen, oft zusammenkommt: so vereinigen sich zwey Ursachen ihn von jenen Verirrungen abzuhalten. Zuerst muß er, um einer solchen Gesellschaft nicht unangenehm zu werden, sich mit ihr auf das Specielle und Einzelne einlassen; er muß ihre Erzählungen und Beschreibungen mit Aufmerksamkeit und Theilnahme anhören; er muß selbst etwas von Geschichten und Thatsachen für sie in Bereitschaft halten, um damit seine allgemeine Betrachtungen zu unterstützen. Dieß nöthigt ihn, auf der einen Seite, seinem Hange zu Abstractionen zu widerstehn, und macht ihn, auf

der andern, mit vielen Dingen der wirklichen Welt bekannt, oder frischt alte, vergessene Vorstellungen von ihnen wieder auf. Uebertieß, wenn er zuweilen, von Hang und Gewohnheit fortgerissen, auf zu abgezogne Ideen, und auf einen zu metaphysischen Ausdruck derselben geräth: so wird er sogleich, durch die Unaufmerksamkeit der mit ihm sich Unterredenden, durch den Mißverstand, den seine Reden veranlassen, oder durch den geringen Eindruck den sie machen, von seinem Fehler benachrichtigt. Er lernt also diese seine Abweichung von der Natur und von den Forderungen andrer Menschen kennen: und da er es unerträglich finden muß, unter ihnen zu seyn, und von ihnen nicht verstanden zu werden, so thut er sich gewiß alle Gewalt an, sich, in Stoff und Form seiner Gedanken, zu ihnen herabzustimmen. Dieser heilsame Zwang, oft wiederhohlt, kann ihm zuletzt die Fertigkeit verschaffen, das Gemeinnützige anstatt des Subtilen zu suchen, und selbst abgezogne Begriffe auf eine allen faßliche Weise auszudrücken.

Umgekehrt wird der Mensch, welcher bloß Erfahrung und gesunden Verstand in die Gesellschaft bringt, durch den Umgang mit dem spe-

eulativen Philosophen viel gewinnen. Er wird etwas mehr, als zuvor, auf die Gründe der Dinge aufmerksam werden; er wird nach und nach einsehen lernen, daß auch abstracte Sätze, wenn man sie nur vollkommen versteht, anziehend für die Wißbegierde seyn können, weil sie eine Menge von Thatsachen in kurze Worte zusammenfassen, und über ein ganzes Feld von Gegenständen Licht verbreiten; er wird endlich selbst aus seinen Erfahrungen etwas entferntere Folgerungen ziehen lernen. — Wären diese beyden Arten der Leute von einander entfernt geblieben: so hätte jeder wahrscheinlich in den Fehlern seiner Denkungsart ausgeschweift und von den Vollkommenheiten der entgegengesetzten nichts angenommen. In dem geselligen und Geschäfts-Leben, wo sich beyde an einander reiben, nutzen sie sich gegenseitig, sowohl indem einer den Hang des andern im Zaum hält, als indem einer dem andern etwas von seinem Hange mittheilt.

Ein anderer Unterschied der menschlichen Denkungsarten giebt zu gleich fehlerhaften Eigenheiten der Menschen Anlaß, und findet in der Gesellschaft ein gleiches Heilmittel.

Der eine Mensch kann nicht wohl anders, als mit einer gewissen Ausführlichkeit, denken. Sich mitten in eine Materie zu werfen, und aus einer Reihe von Sätzen, deren Zusammenhang ihm einmahl geläufig geworden ist, einen herauszuheben, fällt ihm schwer, oder ist über sein Vermögen. Sein Verstand ist gewissermaßen einer Uhrkette gleich, die aufgezogen seyn will, aber dann auch erst ablaufen muß, ehe sie stille steht. Ein andrer hingegen ist gewohnt, nur immer in kurzen, abgebrochnen Sätzen zu denken. Eine gewisse Schüchternheit hält ihn ab, seinen Gedanken freyen Lauf zu lassen; oder Trägheit hindert ihn, sie völlig zu entwickeln. Einfälle und Sentenzen, nicht Räsonnements, — Winke, nicht vollständige Belehrungen sind es, was er aus dem Magazine seines Geistes hervorbringt.

Auch hier ist das Einseitige und Ausschließliche jeder dieser Denkungsarten fehlerhaft. Die Gedanken des ersten verlieren an Kraft, die des andern an Vollständigkeit. Der eine ist in Gefahr, weitschweifig, der andere trocken und oberflächlich zu werden. Dahin arten ihre Anlagen ziemlich gewiß aus, wenn sie einsame Stuben-

gelehrten sind, die von Geschäften entfernt, in einem engen Gesellschaftskreise leben. Selbst talentvolle Männer aus dieser Classe, werden, wenn sie in seltnern Fällen in der Gesellschaft erscheinen, oft beschuldiget, daß sie entweder sich des Gesprächs ganz allein zu bemächtigen suchen, oder, stumm und in sich gekehrt, wenig zum Vergnügen der übrigen beytragen. Hätten diese Männer von Jugend auf Angelegenheiten mit andern abzumachen gehabt, oder an gesellschaftlichen Vergnügungen mehr Theil genommen: so würde der ausführliche Redner, bald durch den Drang der Geschäfte, bald durch die schnellen Abwechselungen des Gesprächs, zur Abkürzung oder zum Zusammendrängen seiner Gedanken gezwungen worden seyn; und dem trocknen und einsylbigen Manne würde von Zeit zu Zeit ein Sporn gegeben worden seyn, der ihn aus seiner Schlafsucht erweckt, oder seine Schüchternheit überwunden hätte. Jeder würde aus dem nachtheiligen oder schwachen Eindrucke, den er auf andere gemacht hätte, das Fehlerhafte seiner Denkungsart erkannt haben, und nach deren Verbesserung begierig geworden seyn. Jeder würde endlich Muster dieser bessern Art zu denken und zu sprechen vor sich gesehen haben, und,

angesteckt von der Macht des Beyspiels, oder absichtlich bemüht das Vollkommnere nachzuahmen, der glücklichen Mitte einer gedrängten aber doch vollständigen Entwickelung seiner Ideen, welche den großen Denker und den schönen Redner unterscheidet, näher gekommen seyn.

Eben so giebt es Menschen, deren Gedanken immer einen Anstrich von scherzhafter Laune haben, und andere, die alles mit strengem Ernste behandeln. Einige sehen alles in der Welt, mit dem Blicke eines Spötters, an: und andre sind gewohnt, jeden Vorfall unter moralische Gesichtspuncte zu bringen. Es giebt Personen, die an den Gegenständen die entferntesten Seiten immer zuerst erblicken, und andre, die von selbst auf die Meinungen des großen Haufens geführt werden. Für alle diese Verschiedenheiten, in deren jeder, Tugenden mit Fehlern vermischt sind, ist das einsame Leben ein Hinderniß der Ausartung, und das gesellige ein Beförderungsmittel der zweckmäßigen Ausbildung. — Wenn es auch möglich ist, daß ein Mensch von sehr einseitiger Denkungsart, wofern diese einzelne Geisteskraft nur stark ist, vortrefliche Werke bey einer un-

gestörten Verfolgung seines Hanges hervorbringt: so bleibt er doch selbst persönlich unvollkommner. Auch das Ausschweifende der Einbildungskraft und das Seltsame der Meinungen gefällt in den Erzeugnissen eines solchen Geistes, wie Rousseau war. Vielleicht wäre sogar etwas von seiner Kraft verloren gegangen, wenn er seine Einseitigkeit abgelegt, und mehr gelernt hätte, so wie alle andre Menschen zu denken. Aber würde auch die Wahrheit und Brauchbarkeit seiner Gedanken dadurch verloren haben? Würden nicht vielleicht seine Schriften noch gemeinnütziger, — und würde besonders er selbst nicht ein besserer und glücklicherer Mensch geworden seyn?

Eine zweyte Art der Eigenheiten der Menschen, welche durch die Absonderung derselben verstärkt, und durch ihre Vereinigung im gesellschaftlichen Leben gemildert wird, betrifft die Beurtheilung des Werths der Gegenstände, womit der Mensch sich beschäftiget. In Absicht dieser aber ist der Vortheil nicht eben so augenscheinlich auf der Seite des geselligen Lebens, als er es in Absicht der Denkweisen war. — In der Einsamkeit nehmlich ist der Mensch geneigt

neigt

neigt sich in der Schätzung der Dinge, besonders der Werke und der Beschäftigungen der Menschen, bloß nach dem zu bestimmen, was ihm, vermöge seiner natürlichen Anlagen, am meisten gefällt und am besten gelingt, oder was ihm, durch den schon darauf gewandten Fleiß, wichtig geworden ist. Im Umgange mit der Welt hingegen ist er geneigt, sich nach dem allgemeinen Urtheile zu richten, und in den modischen Geschmack seiner Zeit und seines Orts einzustimmen. Jeder dieser beyden Maßstäbe kann den Menschen in seinem Urtheile über den Werth der Dinge irre führen: mit jenem kann er ein Pedant, mit diesem ein Nachbeter fremder Irrthümer werden.

Der eigenthümliche Geschmack des Menschen hängt mit seinen Talenten zusammen. Wer nicht schon vor aller Bekanntschaft mit den Meinungen der Welt, und unabhängig von aller Nachahmung der Bestrebungen andrer, an gewissen Dingen und Beschäftigungen ein vorzügliches Wohlgefallen findet, wird schwerlich an irgend einer mit vorzüglichem Glücke arbeiten. Nie wird ein großer Dichter oder Mahler aufstehn, der nicht von Jugend auf schönen

Versen und schönen Gemählden einen größern Werth beygelegt, und für das Talent sie hervorzubringen eine größre Bewundrung gefühlt hätte, als die übrige Welt beyden zugesteht. Was würde auch den Menschen bewegen, die großen Schwierigkeiten zu überwinden, und die anhaltende Arbeit zu übernehmen, ohne welche es unmöglich ist, in irgend einer Wissenschaft oder Kunst Meister zu werden: wenn er nicht das Ziel, wonach er strebt, für etwas Großes und Erhabnes hielte? Diese Vorliebe also für einen Gegenstand, diese natürlich hohe Meinung von dessen Werthe bey einem Menschen stören, heißt zugleich ihm die Lust benehmen, sich eifrig und emsig mit demselben zu beschäftigen.

Indeß selbst dieses begeisternde Gefühl, von dem Werthe oder der Schönheit gewisser Gegenstände der Bearbeitung, ob es gleich der gewöhnliche Begleiter des Genies und der unentbehrliche Sporn des Fleißes ist, muß, so wie alle Gefühle, von der Vernunft und Erfahrung geleitet und in Schranken gehalten werden. Ueberdieß wird mit derjenigen einseitigen Schätzung der Dinge, welche aus den Naturanlagen des Menschen entsteht, und die nicht

ohne gute Folgen ist, oft eine andre verwechselt, die ihren Grund bloß in der Gewohnheit hat, — ich meine, in der Gewohnheit, sich mit diesen Sachen zu beschäftigen, und in der Unbekanntschaft mit dem, was andre Arbeiten und Werke der Menschen an Geisteskräften fordern, oder an Nutzen und Vergnügen der Gesellschaft leisten. Diese zweyte Art enthusiastischer Vorliebe ist dem Menschen weit weniger nützlich. Sie ist kein sicheres Anzeichen des Talents: denn sie kann auch bey einer erzwungnen, auch bey einer bloß mechanischen Arbeit, wenn diese nur anhaltend ist, nach und nach entstehn. Sie entfernt sich überdieß oft viel weiter von der Wahrheit, weil sie weder die Empfindung noch die Einsicht, sondern die Nothwendigkeit oder den Zufall, wodurch der Mensch gerade in diese Lage gebracht und auf diese Beschäftigung geleitet worden ist, zum Führer hat. Sie ist endlich andern Menschen weit mißfälliger, weil diese mit den Eindrücken fremder Gewohnheiten weniger, als mit dem Enthusiasmus eines natürlichen Gefühls, sympathisiren können.

Dieser Einseitigkeit in der Schätzung der Dinge, besonders der Werke und Beschäftigungs-

arten der Menschen, wird in dem geselligen und geschäftigen Leben mehr, als bey dem einsamen Studium, entgegengearbeitet. Dort findet man zuerst einen Standort, von wo aus man einen größern Kreis menschlicher Geschäftigkeit über- sehn, und deren Zusammenhang unter sich und mit den letzten Zwecken der Gesellschaft leichter erkennen kann. Man wird überdieß oft genö- thigt, seine Aufmerksamkeit von seinem Hand- werke, oder von seinem Lieblingsgegenstande ab- zuwenden, und sich mit den Beschäftigungen andrer Classen abzugeben. Unmöglich aber kann dieses oft geschehn, ohne daß man mit den Schwierigkeiten und dem Nutzen derselben be- kannt werde, und das Talent, welches sie vor- aussetzen, oder das Verdienst, welches sie um das allgemeine Beste haben, hochschätzen lerne. Dazu kommt, daß die Achtung oder die An- hänglichkeit, die wir, bey einem fortdauernden Umgange mit vielen Menschen, für Personen andrer Lebensarten und Professionen, als die unsrige ist, bekommen, uns auch zu einer un- parteiischen Schätzung ihres Berufs und ihrer Beschäftigungen veranlaßt. Der Gelehrte oder der Adlige, der unter Kaufleuten würdige Freunde oder angenehme Gesellschafter gefunden hat,

wird unmöglich von kaufmännischen Geschäften so verächtlich denken können, als er vielleicht würde gethan haben, wenn sein Vorurtheil gegen den Stand, durch keine Zuneigung gegen einzelne Personen aus demselben, wäre gemildert worden. Endlich kann keinem, der viel mit Menschen umgeht, die Bemerkung entgehn, daß er andern verächtlich oder verhaßt zu werden in Gefahr ist, wenn er nichts zu schätzen, nichts mit Theilnehmung zu betrachten weiß, als was auf seinen Stand, sein Gewerbe, oder seine gewöhnliche Beschäftigungen Bezug hat. Je weniger sich ein Mensch die ausschweifende Hochachtung, die er für sein Lieblingsfach hat, in der Gesellschaft darf merken lassen, wofern er ihr angenehm bleiben will; je öfter er sich in ihr Gewalt anthun muß, sich auf das, was ihm fremd, aber andern geläufig und lieb ist, einzulassen: desto eher kann er hoffen zu derjenigen Unbefangenheit, oder Gewandtheit des Geistes zu kommen, welche dem richtigen Urtheile der Vernunft durch Wegräumung der Vorurtheile den Zugang ins Gemüth eröffnet.

Doch wenn der gesellschaftliche Umgang dem Menschen diesen richtigern Maßstab für die

Schätzung der Dinge verschaffen, — wenn er ihn zu dem Gesichtspuncte erheben soll, aus welchem er sich selbst, seinen Stand, sein Geschäfte oder seine Wissenschaft nur als ein einzelnes Rad, in dem großen Triebwerke der menschlichen Thätigkeit, erblickt: so muß er die verschiedenen Classen und Stände der Menschen mit einander vereinigen. Das ganz einsame Leben zerstreut wohnender Landleute läßt diese vorurtheilsfreyer und unpedantischer, als das gesellige Leben in den Städten die Einwohner derselben macht, wenn diese bloß nach Zünften und Casten zusammen kommen. Der durchaus einsam lebende Mensch wird nur durch seine Eigenliebe, der bloß in Gesellschaft mit seines Gleichen lebende, auch durch den Parteigeist irre geführt: und man weiß, um wie viel der letztre ungerechter und leidenschaftlicher ist, als die erste. Was hilft es in dieser Absicht dem Adligen, daß sein Gesellschaftskreis ausgebreiteter ist, als der irgend eines andern Bürgers? Da er in allen seinen Gesellschaftern nur das Echo seiner Sinnesart und seiner Gewohnheiten wieder findet: so wird er, eben durch diese Uebereinstimmung einer so großen und so ehrenvollen Partei, von der Richtigkeit der ihn durch

seine zufällige Lage eingeflößten Urtheile, nur noch mehr überzeugt. Unstreitig kann man es zu den Vorzügen unsers Zeitalters rechnen, daß wenigstens die mittlern Bürgerclassen, — daß der Kaufmanns- und Gelehrten-Stand, die öffentlichen Beamten und die Schul- und Kirchenlehrer, die Geistlichen und die Weltlichen, die alle sonst nicht weniger, als Adel und Unadel, sich von einander entfernten, sich in allen größern Städten geflissentlich zu nähern gesucht, und Anstalten zu einem gesellschaftlichen Umgange mit einander gemacht haben. Der Abstand des Adels vom höhern Bürgerstande hat sich merklich vermindert: und der Zeitpunct wird, hoffe ich, nicht mehr entfernt seyn, wo auch der Kaufmann und Gelehrte den verständigen Handwerker nicht ungern an seinem Tische aufnehmen, und dieser sich in einer solchen Gesellschaft nicht an der unrechten Stelle finden wird.

Indeß auch bey derjenigen Gesellschaft, in welcher der einseitigen Schätzung der Dinge am kräftigsten entgegengearbeitet wird, läuft der sich ihr ganz hingebende Mann, in Absicht seines Geschmacks, noch eine zweyfache Gefahr. Die erste ist die Gefahr, gar kein eignes Urtheil

zu fällen, sondern sich bloß von dem Strome fremder Meinungen fortreißen zu lassen: die andre ist die Gefahr, alle modische Thorheiten mitzumachen, und sein besseres Urtheil der Menschengefälligkeit aufzuopfern.

Es ist gewiß, daß der Mensch in der Gesellschaft abgeschliffen wird: aber er verliert auch etwas von seiner Selbstständigkeit. Er kann die Fehler seiner Natur verbessern, indem er sie nach guten Mustern ausbildet: aber er kann auch die freye Entwickelung seiner Natur hindern, indem er sich ganz nach andern modelt. Dieß ist, in Absicht des Geschmacks und der Beurtheilung des Werths von Sachen und Beschäftigungen, vorzüglich wahr. Zwar der Mann von größern Fähigkeiten, welches zugleich immer derjenige ist, auf welchen die Dinge einen bestimmtern Eindruck machen, wird nie unterlassen können selbst zu urtheilen, auch wenn er noch so sehr dem Einflusse der öffentlichen Meinung ausgesetzt wäre. Aber wenn Personen von einem nicht so tiefen Gefühle und einem schwächern Charakter, immer in dem Geräusche zahlreicher Versammlungen leben: so wird die leisere Stimme ihrer eignen Urtheilskraft von

ihnen überhört. Ihre Meinungen sind dann nur der Wiederhall von den Meinungen andrer: und ihre Neigungen sind nur die Sympathie mit dem, was sie andre schätzen und begehren sehen. Solche oberflächliche Menschen, bey welchen die Politur alles eigne Gepräge abgeschliffen hat, findet man nirgends so häufig, als in der sogenannten großen Welt, wo alles auf die Erwerbung gesellschaftlicher Talente berechnet ist, und jeder um Wissenschaft und Kunst und um Tugend selbst nur so weit sich bekümmert, als die gute Meinung des größern Theils, oder die Gunst der Mächtigern davon abhängt.

Welche Gewalt die Gesellschaft habe, unsre Urtheile von dem, was schön und vollkommen ist, durch die Nachahmung zu bestimmen, ist aus der Herrschaft der Mode sichtbar. Da ich an einem andern Orte die unter den Launen dieser wandelbaren Göttinn doch verborgene Regeln aus einander gesetzt habe: so will ich hier nur in Erinnerung bringen, was unmittelbar auf meinen Endzweck Beziehung hat, daß die Mode, mit dem gesellschaftlichen Leben zugleich entstanden, über Nationen und einzelne Personen mehr, oder weniger herrscht, je mehr oder

weniger beyde geselligen Vergnügungen ergeben, und dem einsamen Leben geneigt sind. Daraus ergiebt sich, zu welchen Fehlern beyde Extreme hinführen. Eine zu lange und zu ununterbrochne Entfernung von der Welt macht den Menschen zu unmodisch: das heißt, sie läßt ihn erstlich, über die Veränderungen, welche von Zeit zu Zeit in den Begriffen der Menschen von Schicklichkeit und Schönheit vorgehen, in zu großer Unwissenheit, und sie heftet ihn sodann zu feste an seine alten Gewohnheiten. Von der andern Seite giebt ein Leben, das immer im Schwarme zugebracht wird, der Mode, d. h. der jedesmahl herrschenden Meinung von dem, was gut und schön ist, einen zu großen Einfluß auf den Menschen, und verdrängt richtigere Bestimmungsgründe seines Urtheils, oder pflichtmäßigere Bewegungsgründe seiner Wahl.

Wir haben eine große, geistreiche und besonders gesellige Nation, bey welcher die Mode ihren Thron aufgeschlagen hatte, und von wo aus sie über Europa herrschte, ihre ganze Staatsverfassung, alle ihre Gesetze, Institute, Sitten, bis auf die Nahmen ihrer Städte und Monate, ändern, und doch dem Grundgesetze der Mode, —

dem, daß sich alle auf einmahl und gleichförmig ändern, treu bleiben sehen. Wie allgemein war ihr Enthusiasmus für die erste Constitution; mit welcher Leichtigkeit fügte sich Armee und Volk in die republikanische Denkungsart, welche seit dem 10. Aug. 1793 modisch wurde! Wie übereinstimmend erklärte sich nicht, seit dem Sturze der Girondisten, die öffentliche Meinung durch ganz Frankreich zu Gunsten des Schreckensystems; und wie plötzlich und wie allgemein gieng nach dem 6ten Thermidor 1794 die Vergötterung Robertspierres in die Verabscheuung desselben über! Sichtbar wirkte selbst bey diesen schrecklichen Ereignissen, — bey welchen freylich noch ganz andre Triebfedern, als die der Nachahmung, in Bewegung waren, — die gesellige Eigenheit dieses Volkes mit, daß Meinungen und Leidenschaften sich bey ihm schneller, als sonst irgendwo, vom Mann zu Mann mittheilen, und jeder leicht sein bisheriges Urtheil aufgiebt, wenn die veränderte Stimmung des Publicums gebiethet ein neues anzunehmen. In einem Lande, wo die Menschen eingezogner leben, nicht so häufig in Gesellschaften zusammen kommen, oder selbst bey ihren Zusammenkünften sich weniger mittheilen, kann sich weder eine allgemeine Meinung so leicht bilden, noch

kann sie so ansteckend werden, und mit solcher Gewalt um sich greifen. Selbst eine Staatsrevolution würde in einem solchen Lande mit mehr Schwierigkeit zu Stande kommen, oder sie würde einen einfachern Gang nehmen.

Noch ist eine dritte Verschiedenheit unter den Menschen übrig, auf welche Gesellschaft und Einsamkeit Einfluß hat: das ist die Verschiedenheit der Meinungen selbst, welche das Gedankensystem eines jeden ausmachen.

Die Denkungsart, von welcher ich zuerst redete, ist die einem jeden eigne Methode die Wahrheit zu suchen. Die Schätzung der Dinge, welches der zweyte Punct war, macht gleichsam das Triebrad aus, welches den Menschen zu Betrachtung dieser und keiner andern Gegenstände bewegt. Jetzt rede ich von dem Resultate seiner Bemühungen, von den Wahrheiten, die er gefunden zu haben glaubt, und von den Ueberzeugungen, die sich bey ihm festgesetzt haben.

Hier kommt es nun augenscheinlich darauf an, Wahrheit vom Irrthume zu unterscheiden.

Und wie ist dieß am leichtesten möglich? Ohne Zweifel, wenn wir die Sache von allen möglichen, oder doch von recht vielen Seiten ansehen; wenn wir bey jeder Meinung die Gründe und Gegengründe neben einander stellen. Auch in der Einsamkeit ist dieß möglich: aber es ist schwer, es erfordert ein tiefes und anhaltendes Nachdenken; es setzt überdieß die Hülfsmittel der Gelehrsamkeit voraus. In dem Kreise verständiger Freunde hingegen, die einander ihre Gedanken mittheilen, und noch mehr in dem großen Umgange mit der Welt, ist es fast unausbleiblich; es ergiebt sich von selbst.

Jeder Mensch, so fruchtbar auch sein Genie an Erfindungen, und so biegsam seine Denkkraft seyn mag, sich in verschiedne Gesichtspuncte zu versetzen, geräth doch nach und nach in eine bestimmte Ideenreihe, die er so lange für richtig hält, als er keine Lücke und keinen Widerspruch in derselben gewahr wird. In Dingen, die einer absoluten Gewißheit fähig sind, kann es genug seyn, die einfache Reihe der Schlüsse, welche die Demonstration ausmacht, durchdacht, und ihre Richtigkeit eingesehn zu haben. Der Mathematiker braucht nicht auf die Mei-

nungen der Menschen zu horchen, und die Einwendungen gegen seine Lehrsätze abzuwarten, ehe er sich bey der Ueberzeugung von denselben beruhiget. Bey Gegenständen hingegen, bey denen nur Wahrscheinlichkeit statt findet, und wo die Erforschung der Wahrheit nur in einer beständigen Annäherung zu ihr besteht, können wir den Gründen, die für uns Ueberzeugungskraft haben, nicht völlig trauen, bis wir wissen, daß andre nicht noch stärkere für das Gegentheil anzuführen haben. — Die physische und moralische Natur giebt uns, wenn ich so sagen darf, in ihren Erscheinungen eben so viele Räthsel aufzulösen. Jeder hält die Auflösung, welche er gefunden hat, mit Rechte so lange für die wahre, als er keine andre weiß, welche auf alle Theile des Räthsels besser paßt, und sie in einen verständlichern Zusammenhang bringt. Aber sobald diese gefunden ist, sobald eine andere Hypothese auf noch mehr kleine Züge des Räthsels Rücksicht nimmt, und indem sie dem Ganzen einen verständlichern Sinn giebt, die einzelnen Ausdrücke besser erläutert: so wird eben dadurch die erste Auflösung falsch. Wem es nun um die beste und befriedigendste Lösung des Räthsels, das heißt in unserm Falle, um Wahrheit

zu thun ist: dem wird es auch wichtig seyn, die von der seinigen abweichenden Auflösungen zu erfahren.

In demjenigen Fache der Kenntnisse nun, welches jemand zu seiner Hauptbeschäftigung gewählt hat, bedarf er des geselligen Umgangs nicht, um sich von der Verschiedenheit der darin üblichen Systeme und ihren Gründen zu unterrichten; weil dieß selbst einen Theil seines pflichtmäßigen Studiums ausmacht. Aber es giebt Materien, über welche alle gesittete Menschen einige Untersuchungen anstellen, und gewisse Grundsätze bey sich feststellen müssen, obgleich nur wenige daraus ihren Beruf machen. Religion, Politik, Staats- und Haus-Wirthschaft, und die Kenntniß des gesellschaftlichen Lebens selbst, welche der Endzweck der gegenwärtigen Abhandlung ist: dieß sind unter den Kenntnissen gleichsam die Gemeingüter des menschlichen Verstandes; darüber denken, urtheilen und reden mehr oder weniger alle Menschen. Gerade über diese allgemeinen Gegenstände des Nachdenkens aber behält oft der in dem Fache seines Berufs einsichtsvollste Mann sehr große Vorurtheile, wenn er von dem Umgange mit Menschen zu sehr abgeschnitten ist.

Was ein Mensch geflissentlich studirt, das kann er von seinen Lehrern, aus seinen Büchern und durch wiederhohltes Nachdenken lernen. Was er aber eigentlich nicht studirt, und worin er doch nicht ganz unwissend bleiben darf: darüber wird er sich am besten im Umgange mit verständigen Männern unterrichten. Der Philologe wird in der Gesellschaft nicht die Alten richtiger auslegen, und der Mathematiker nicht geometrische Aufgaben besser auflösen lernen. Aber jener wird vielleicht über Handel, Finanzen und Gewerbe, die ihm zuvor ganz fremd waren, hier Aufschlüsse bekommen, die ihm selbst zur Erklärung der Römer und Griechen nützlich seyn können: und dieser wird hier zuerst die religiösen und moralischen Aufklärungen seines Zeitalters erfahren, an denen er, als vernünftiger Mensch, Theil nehmen muß.

Und wenn nur noch die Meinungen, welche der Mensch, über solche, außer seiner Berufssphäre liegenden und doch für ihn wichtigen, Gegenstände, in der Einsamkeit annimmt, seine eignen wären: so möchten sie immerhin ein wenig unrichtig und einseitig seyn; sie würden wenigstens den Charakter der Originalität haben,

der

der selbst Irrthümern etwas Achtungswürdiges giebt. Aber in denjenigen Zweigen der Kenntnisse, auf welche, als auf Nebensachen, der Mensch nur flüchtige Blicke wendet, vermischen sich sehr leicht, mit den Eingebungen seines eignen Genies und mit den Entdeckungen seines Verstandes, die Mährchen seiner Amme, der fehlerhafte, oder übel verstandne Unterricht seiner ersten Lehrmeister, kurz alle die Begriffe, welche er von Kindheit auf ohne Prüfung gesammelt, auf das Ansehn älterer Personen angenommen, oder wegen zufälliger Eindrücke tiefer, als die entgegengesetzten, sich eingeprägt hat. Diese Begriffe, die im eigentlichen Verstande den Nahmen der Vorurtheile verdienen, weil sie Entscheidungen sind, die vor der eignen Kenntniß der Dinge vorhergehn, bekommen, in einem einsamen Leben, durch die Gewohnheit und die öftere Wiederhohlung, mit jenen Resultaten des Selbstdenkens, gleiche Kraft und gleiche Festigkeit. Auf diese Weise erklärt es sich, wie Männer, wie die Newtonen und die Haller, welche in den tiefsinnigsten Wissenschaften die Erleuchter des Menschengeschlechts geworden sind, in den gemeinern Kenntnissen der Religion, der Sitten und des täglichen Lebens, hinter ihrem Zeitalter zurück bleiben kön-

nen. In jenem haben sie selbst gedacht: bey diesen haben sie nur immer bey sich wiederhohlt, was ihnen, vor dem Alter des Selbstdenkens, als unbezweifelt und selbst als heilig war beygebracht worden. — Nun diese Gewohnheit, diese Wiederhohlung alter Ideen stört und unterbricht am besten der Umgang mit Menschen.

Es ist schon ein großer Vortheil, Widerspruch gegen seine gewohnten Meinungen, auch ohne Gründe, zu hören. Daraus lernen wir zuerst, daß es andre Meinungen, als die unsrigen, geben könne; — eine Sache, welche derjenige kaum ahndet, der immer in dem Zauberkreise bleibt, den die Autorität seiner frühesten Lehrer, oder das Selbstvertrauen zu seinen eignen Einsichten um ihn herum gezogen hat. Wir entwöhnen uns zweytens, wenn die Anzahl der anders Denkenden sich mehrt, nach und nach von dem Unwillen, den der Widerspruch gegen nie von uns bezweifelte, oder selbst für heilig gehaltne Säze, im Anfange erregt. Diese Duldung verschiedenartiger Ueberzeugungen bey Andern ist der erste Schritt zur Prüfung unsrer eignen. Wir erlauben uns endlich selbst von neuem in Untersuchung zu ziehn, was wir lange

mit Gelassenheit von andern haben leugnen oder bestreiten sehen.

Wenn wir aber so glücklich sind, mit verständigen und wahrheitsliebenden Männern in Verbindung zu kommen, die uns nicht nur aus unserm gewohnten Gedankenkreise durch abstechende Meinungen herausreissen, sondern die uns auch, durch Anhörung und Abwägung unsrer Gründe, und durch Darlegung der ihrigen zur wirklichen Erweiterung unsrer Einsichten verhelfen: so ist kein Weg zur Wahrheit so leicht und so geebnet, als ein solcher Umgang.

Der bloß *friedliche* Umtausch der Gedanken unter klugen Leuten ist dem Geiste, zur Bereicherung so wie zur Uebung, schon sehr nützlich. Aber in einem noch weit höhern Grade wird der Verstand der Menschen durch einen freymüthigen aber freundschaftlichen *Streit* unter ihnen geschärft. Beym Angriffe und bey der Vertheidigung, biethet der Mensch alle seine Kräfte auf: und was er von Talenten besitzt, kommt bey dem Wetteifer des Kampfes zum Vorschein. Auch der, welcher im ruhigen Zustande zu träge ist, um andre von dem, was er weiß, ausführ-

lich zu belehren, und zu unaufmerksam, um den Unterricht jener zu benutzen, wird dann beredt und aufmerksam zugleich, wenn er, gegen einen ihm gewachsenen Gegner, eine Lieblings-Meinung, oder eine ihm wichtige Ueberzeugung durchfechten will. — Ja, kaum ist es auf irgend eine andere Art möglich, daß Materien im Gespräche gründlich behandelt werden, als wenn darüber gestritten wird. Wer über eine Sache, die niemand in der Gesellschaft bezweifelt, zu umständlich und zu gründlich spricht, scheint immer etwas unschickliches zu thun: weil er sich zum Lehrer derjenigen aufzuwerfen scheint, die er als gleich einsichtsvoll mit sich voraussetzen muß. Aber wenn entgegengesetzte Behauptungen die Gesellschaft theilen; wenn unter uneinigen Parteien die Theilnahme an dem Gegenstande des Streits lebhafter wird, und jeder Angegriffene gewissermaßen die Ehre seiner Einsichten, oder seiner Wahrheitsliebe zu retten hat: dann ist es erlaubt, und sogar Pflicht, der Sache auf den Grund zu gehn, und der Gesellschaft als Richterinn seine Beweise vollständig vorzulegen. Freylich finden solche lehrreiche Debatten in zahlreichen Versammlungen, die bloß zum Prunke, oder zum Spiele zusammen kom-

men, nicht statt. Freylich kommt sehr viel darauf an, ob die Männer, welche mit einander streiten, an Talenten, Wissenschaft und Wahrheitsliebe sich ungefähr gleich sind. Unter unwissenden und gemeinen Köpfen wird der Streit zu einem Gewäsche; unter unbilligen und eigenliebischen Leuten wird er zu einem Gezänke. Aber wer wird auch das gesellige Leben bloß auf Spielgesellschaften einschränken? Und wenn der verständige Mann einmahl in ausgebreiteten Verbindungen mit der Welt steht: so wird er gewiß darin ihm ähnliche Personen finden, mit denen eine geheime Anziehungskraft ihn bald genauer vereinigen wird.

Ich habe einige Männer von ausgezeichneten Talenten gekannt, die, durch eine häusliche Erziehung und durch ihren anhaltenden Fleiß auf Schulen und Universitäten, dergestalt zur Einsamkeit gewöhnt waren, daß sie vor der Gesellschaft eine Abneigung hatten. Diese Männer, obgleich Meister in ihrer Wissenschaft, und überhaupt reich an Kenntnissen, waren doch, in Absicht vieler gemeinen Dinge, eingeschränkt in ihren Begriffen, und vorurtheilsvoll in ihren Meinungen. Als sie durch ihre Ge

schicklichkeit selbst, an Oerter und in Aemter gerufen wurden, wo sie in Umgang mit vielen Menschen sich einlassen mußten: so empfanden sie dieß anfangs, als eine Unannehmlichkeit ihrer neuen Lage. Indeß vermehrte sich, mit dem Kreise ihrer Bekanntschaften überhaupt, auch die Anzahl verdienstvoller Männer unter ihren Bekannten. Aehnlichkeit des Geschmacks und der Kenntnisse verband sie bald mit diesen genauer, und nach dem Verlaufe einiger Jahre, in denen sie Umgang mit ihnen gepflogen hatten, gestanden sie aufrichtig, daß erst in diesen Gesellschaften, über viele Materien der Religion, Moral und Politik, die Schuppen von ihren Augen gefallen wären, und daß sie hier, durch die bloß hingeworfnen, aber lebhaft bestrittenen und vertheidigten Ideen so vieler guter Köpfe, von mehr Vorurtheilen wären befreyt, und in wahrer Aufklärung weiter gebracht worden, als durch alles ihr vorhergehendes Studiren und Nachdenken geschehen wäre.

Ohne Zweifel ist der höchste Endzweck und der glücklichste Erfolg des in Gesellschaft über Ideen geführten Streits dieser, daß die Wahrheit zuletzt den Sieg erkämpft; — daß diejenige

Meinung, welche die meisten und besten Gründe für sich hat, nachdem sie durch die verschiednen Parteien von allen Seiten beleuchtet worden ist, zuletzt die Mehrheit der Stimmen für sich gewinnt, und bey dem größern Theile Ueberzeugung hervorbringt. Dieser Erfolg ist unter Männern, die mit Wahrheitsliebe und Talenten nur vertheidigen, was sie selbst glauben, und nur bestreiten, was sie wirklich für irrig halten, ziemlich sicher zu erwarten: besonders, wenn sie lange mit einander in Verbindung bleiben. Er ist unsichrer, wenn unter Personen, die nur gelegentlich zusammen kommen, der Streit, durch die Begierde zu glänzen veranlasset, nur mit den Waffen des Witzes, vor Zuschauern, die keinen Theil daran nehmen, geführt wird. Im schlimmsten Falle indeß ist die Geschicklichkeit, gut und mit Anstand zu streiten, ein Talent, das nicht geübt werden kann, ohne daß alle Geisteskräfte dadurch an Vollkommenheit gewinnen.

Etwas anders ist die Kunst, einen Streit über Meinungen auf eine angenehme Weise zu führen, etwas anders ist die, auf eine geschickte Weise zu einem lehrreichen Streite in der Ge-

sellschaft Anlaß zu geben. Beyde sind gesellschaftliche Talente, die nur in der Gesellschaft nach ihrem Werthe geschätzt werden, und nur hier erworben werden können. Schon überhaupt den Stoff zum Gespräch herbeyzuführen, ohne sich mit demselben aufzudringen, ist nicht ohne eine glückliche Erfindungsgabe, verbunden mit einer richtigen Beurtheilung des Schicklichen, möglich. Aber noch mehr Kunst, oder mehr natürliche Anmuth gehört dazu, wenn man auf eine gute Art einen Zankapfel in die Gesellschaft auswerfen, und bald durch artig eingekleidete Ungereimtheiten, die man behauptet, bald durch verstellte Angriffe gegen Meinungen, denen ein Theil der Anwesenden mit Wärme anhängt, auf die wirklich streitigen Puncte, deren Erörterung angenehm oder nützlich seyn kann, die Aufmerksamkeit der verschiednen Parteien hinziehn will.

Diese schickliche Einleitung eines gesellschaftlichen Streits, ist die Sache der guten Laune, des Witzes und einer gewissen Originalität, die niemand sich geben kann. Aber die gute Führung desselben ist das Werk des Verstandes, der sich durch Regeln leiten und durch Uebun-

gen schärfen läßt. Man kann mit Recht die Debatte als das Ideal des Gesprächs, oder als das Meisterstück in der Kunst desselben ansehen. Alles, was der gesellschaftliche Sprecher braucht, wenn er seinen Endzweck erreichen will, alles, was man von ihm fordert, wenn er gefallen soll, das ist bey dem Disputirenden doppelt nöthig: und es ist bey diesem schwerer, weil er mehr in Leidenschaft, und also weniger Herr über sich ist. Er muß, bey aller Begierde die ihm zuströmenden Ideen vorzubringen, die Gründe seines Gegners geduldig und aufmerksam anhören; er muß, wenn er nicht unterbrochen seyn will, so kurz wie möglich, und wenn er nicht mißverstanden seyn will, so deutlich als möglich seine eigne Gründe entwickeln. Nie ist eine glückliche Stellung der Ideen, welche ihren Zusammenhang schnell übersehen läßt, nie sind treffende Beyspiele, wodurch die abstracten Sätze anschauend gemacht werden, mehr nöthig und nie von größter Wirkung, als wenn der Werth, dessen, was wir sagen, auf der Stelle durch die Vergleichung mit den Antworten eines Gegners gemessen wird. — Und diese Gaben des Geistes sind, für einen vortrefflichen Streiter auf dem gesellschaftlichen Kampfplatze, noch nicht

hinlänglich. Auch Tugenden des Charakters werden dazu erfordert. Es gehört Muth dazu, unsre Meinung unter anders Denkenden freymüthig zu behaupten; ein noch größrer, sie gegen fähige Widersacher zu vertheidigen. Wenn wir, aus Nachgiebigkeit und Schwäche des Charakters, jede kühne mit scheinbaren Gründen unterstützte Behauptung, sogleich zu unsrer eignen machen; so sind wir in der Gesellschaft eben so sehr der Verführung ausgesetzt, als des Unterrichts empfänglich. Wenn wir aus Blödigkeit unsern Gegnern zu zeitig nachgeben, gesetzt auch, daß sie uns an Einsichten überlegen wären: so kürzen wir den Unterricht, den uns der Streit mit ihnen hätte geben können, ab, und entziehn uns die Gelegenheit zur Uebung unsers eignen Verstandes. Auf der andern Seite muß dieser Muth mit Bescheidenheit gepaart seyn, damit wir immer in den Gränzen des gesellschaftlichen Anstandes bleiben; er muß von der Wahrheitsliebe geleitet werden, damit wir nicht der sich uns aufdringenden Ueberzeugung selbst wiederstehn, um uns nur nicht als überwunden anzuerkennen. Nur der, welcher, von Hartnäckigkeit und feiger Nachgiebigkeit gleich weit entfernt, einen Widerspruch ertragen, aber doch seine Ueberzeu-

gung fest halten kann, bis die anwachsende Stärke der Gegengründe sie ihn allmählich aufzugeben nöthigt: nur dieser wird von jenem Kampfplatze der Ideen, welche das gesellschaftliche Leben darbiethet, mit erbeuteten Wahrheiten zurükkommen.

Es ist noch ein Umstand übrig, der die Geistesübung in der Einsamkeit von der in der Gesellschaft, oder, mit andern Worten, das Gespräch von der Meditation unterscheidet. — Im Gespräche sind wir verbunden unsre Gedanken vollständig zu entwickeln und deutlich auszudrücken: weil wir wollen, daß andre uns verstehen sollen. Bey der Meditation begnügen wir uns nur, Anfänge und Bruchstücke von Gedanken zu sammeln: weil wir glauben uns selbst schon mit halben Worten zu verstehn, und die völlige Auseinandersetzung des Gefundnen entweder für unnütz halten, oder für die Zeit, wo wir davon zu einem bestimmten Endzwecke Gebrauch machen werden, aufsparen.

Die Meditation ist ein Selbstgespräch: — das heißt ein Gespräch mit einem sehr vertrauten Freunde, der uns vieles zu gute hält, der

auch mit dem Unreifen vorlieb nimmt, das Unverständliche erräth und das Unzusammenhängende, so gut er kann, zu ergänzen sucht. Das Gespräch hingegen ist eine Meditation vor Zeugen, wobey wir lächerlich werden, wenn wir unverständlich sind, wo jede Lücke in unsern Schlüssen, jeder Fehler in unserm Vortrage unseren Absichten schadet, den Eingang unsrer Ideen in andrer Gemüther verhindert und obendrein ihre Achtung gegen uns schwächt. Wir strengen uns deßwegen, wenn wir einige Ehrbegierde haben, in Gesellschaft an, unsern Gedanken Licht und Leben zu geben. Bey der einsamen Meditation hingegen lassen wir es auf gut Glück ankommen, wie viel oder wie wenig durch sie gewonnen werden soll. Wir sind zufrieden, wenn wir nur die Hauptmomente der Materie erkennen, gesetzt auch, daß viele Zwischensätze uns nur wie im Dämmerlichte schimmerten.

Diese vollendete Deutlichkeit unsern Gedanken zu geben, wird durch das Gespräch nicht bloß von uns gefordert, sondern uns auch erleichtert: weil wir hier immer nur kurze und einfache Gedanken zu entwickeln brauchen, weil

wir zwischen unsern Reden jedesmahl ausruhen und uns von neuem sammeln können; weil wir endlich auch durch das, was andre sagen, oft eine Aufklärung unsrer eignen Meinungen bekommen, oder auf eine glücklichere Bezeichnung derselben gebracht werden.

Dazu kommt noch die dem Umgange ganz eigne Uebung, — unsere Gedanken auf mannigfaltige Weise ausdrücken zu lernen, und deren Vortrag nach der verschiedenen Fassungskraft, der Geistesbildung, und der aus ihrer Lebensart entstehenden Gemüthsstimmung der Menschen abzuwechseln. Deutlich zu seyn für uns selbst, oder für die Personen unsers Standes, unsrer Profession, und des Grades der Cultur zu welchem wir gelangt sind, ist schon eine schätzbare Eigenschaft. Aber sie läßt sich durch Lesen, Schreiben und Meditiren, auch ohne Umgang, erwerben. Wenn hingegen der Gelehrte dem bloßen Welt- oder Geschäftsmanne, — wenn der helle Kopf dem eingeschränkten oder verworrnen, — der tiefdenkende und abstracte dem bloß durch gemeine Erfahrung gebildeten seine Ideen beybringen will: so muß er sie in andern Formen darzustellen wissen, als in welche sie sich

bey ihm ausgebildet haben. Durch diese Umgestaltung kommt unstreitig ein noch helleres Licht in seine Ideen. Denn niemand kann sagen, daß er völlig Meister von seinen erlernten oder selbst erfundnen Ideen ist, bis er sie von dem Ausdrucke, der ihm geläufig geworden ist, entkleiden, und in eine andre Sprache übertragen kann, ohne daß sie etwas von ihrem wesentlichen Gehalte verlieren. Zu dieser Uebung kann nur der Umgang die Gelegenheit darbiethen und die Verbindlichkeit auflegen. Wo lernen wir besser die große Verschiedenheit der Menschen, in Absicht dessen, was jedem unter ihnen verständlich ist, kennen? Und wodurch können wir bewogen werden, auf andre Ausdrücke, als die, welche uns selbst die vollkommensten scheinen, zu sinnen, als weil uns daran gelegen ist, unsre Gedanken Menschen beyzubringen, deren Kopf wir für unsre gewöhnliche Art des Vortrags verschlossen finden?

Besonders giebt es gewisse Argumente, die man ad hominem nennet, und welche der einsame Philosoh sehr schwer, der in der Welt sich herumtreibende, auch mittelmäßige Kopf hingegen, sehr bald findet. Es sind dieß nicht die

besten, die bündigsten, die einen verständigen Mann am meisten befriedigenden Gründe: aber es sind die, welche sich am unmittelbarsten an die Erfahrung halten, die, welche sich an irgend eine bekannte Idee, die eben jetzt im Umlaufe ist, an irgend einen entschiednen Punct der öffentlichen Meinung, an irgend ein Volksvorurtheil anschließen, und besonders Thatsachen der Zeit und des Orts, als Beyspiele, oder zur Bestätigung brauchen. Diesen fixen Punct, wo man den Hebel anlegen kann, um die Gemüther gewöhnlicher Zuhörer zu bewegen, lernt man unter Büchern und durch Meditation nicht kennen. Hier ist man zu sehr mit dem Menschen im Allgemeinen beschäftigt. Das Argumentiren ad hominem verlangt gerade, daß man das Individuelle der Personen kenne, zu deren Ueberredung man es anwendet. Freylich scheint sich der denkende und gesetzte Mann gewissermaßen zu erniedrigen, wenn er von derjenigen Darstellung der Sache, welche er für die richtigste und zweckmäßigste hält, abgeht, um nach halbwahren, aber frappanten Ideen zu haschen, mit denen er bey weniger gebildeten Zuhörern ein besseres Glück zu machen hofft. Da es indeß oft keinen andern Zugang zu den

Gemüthern der Menschen giebt, und die Bemühung sie zu belehren damit anfangen muß, daß man von ihnen angehört werde; so ist es auch dem größten Geiste und dem edelsten Charakter erlaubt, diese Art unschädlicher Sophistereyen, die in der Argumentation ad hominem liegt, kennen und brauchen zu lernen. Was that Sokrates anders? Und was hat seine gerühmte Kunst des Unterrichts eignes, als daß sie sich gleichsam in die Unwissenheit und die Irrthümer des Schülers versetzt, um mit demselben zur Kenntniß und zur Wahrheit fortzuschreiten? Aber Sokrates verließ auch nicht den Markt und die Hallen Athens; und der Umgang fesselte ihn so sehr, daß er selbst die Fluren um die Stadt nur selten besuchte, weil, wie er sagte, die Bäume nicht redeten.

Es giebt allerdings für den Einsamen ein Mittel, seiner Meditation die Deutlichkeit und Bestimmtheit der Rede zu geben. Das ist das Schreiben. — Den Werth und den Gebrauch desselben zu betrachten, scheint zur vollständigen Einsicht des Verhältnisses, welches Einsamkeit und Gesellschaft zur Geistesübung hat, nothwendig zu seyn.

Um

Um unsre Gedanken zu Papiere zu bringen, sind wir verbunden, sie eben so vollständig zu entwickeln, als es zur mündlichen Mittheilung derselben nur immer nothwendig wäre. Indem sie durch die Schrift zu sichtbaren Gegenständen werden, so wie die Rede sie zu hörbaren macht, wird dort, wie hier, ihre Wirkung, aufs Gemüth durch einen sinnlichen Eindruck verstärkt und fortdauernd gemacht. Das Schreiben hat selbst vor dem Reden einige sichtbare Vorzüge. Es fordert schon dadurch, daß es mehr Arbeit zu seyn scheint und etwas bleibendes hervorbringt, zu einer sorgfältigern Wahl und einer methodischern Anordnung unsrer Gedanken auf: und die Freyheit, welche wir haben, es so oft zu unterbrechen und so lange bey jedem einzelnen Theile zu verweilen, als wir es nöthig finden, setzt uns auch in den Stand, jene höhere Vollkommenheit zu erreichen. Wir können auf das, was wir gedacht haben, wenn es niedergeschrieben ist, leicht wieder zurückkommen, und unsre folgende Gedanken ohne Mühe an die vorhergehenden anknüpfen. Selbst die mechanische Beschäftigung des Schreibens wehrt der Zerstreuung, welche den Meditirenden so leicht beschleicht, wenn er die Ar-

beit des Denkens bloß in seinem Kopfe verrichtet.

Daher haben auch seit der Zeit, daß die Menschen in dem Besitze dieser herrlichen Kunst, ihre Gedanken sichtbar zu machen, sind, alle diejenigen, welche die Einsamkeit zur Bildung ihres Geistes und zur Cultur der Wissenschaften haben benutzen wollen, zum Gebrauche der Feder ihre Zuflucht genommen. Auch habe ich immer beobachtet, daß alle Personen, besonders die des andern Geschlechts, welche einen etwas mehr philosophischen Geist, eine größere Wißbegierde und einen reichern Stoff von Ideen haben, als der große Haufe, wenn sie vermöge ihres Standes und ihrer Glücksumstände zu einem eingezognen Leben genöthigt sind, von selbst auf das Aufschreiben ihrer Gedanken gebracht werden. Dahingegen es sehr selten geschieht, daß Leute, besonders Frauenzimmer höhern Standes, und die von Jugend auf Gelegenheit gehabt haben, in guter Gesellschaft, oder doch in solcher, die sie für gut halten, zu leben, — auch wenn sie mit jenen erstern Fähigkeiten und Neigungen gemein haben, — sich viel mit schriftlichen Aufsätzen abgeben. Jeder Mensch hat

nehmlich einen natürlichen Hang, die guten Gedanken, welche er gesammelt, oder selbst durch Nachdenken hervorgebracht hat, auf irgend eine Weise ans Tageslicht zu bringen, und ihnen auch außer sich Wirklichkeit und Dauer zu geben. Kann er nun dieß täglich im Gespräche mit Personen, welche er schätzt, die ihn verstehn, und die alles Gründliche oder Witzige, was er sagt, entweder mit ihrem Beyfalle, oder durch den Tausch gleich guter Ideen belohnen: so zieht er diesen Weg als den natürlichern und leichtern vor, und unterläßt das Schreiben als die mühsamere und weniger angenehme Beschäftigung. Ist er aber, bey glücklichen Geistesanlagen, von dem Umgange mit Menschen, die ihm ähnlich und für ihn anziehend sind, entfernt: so wird es ein wahres Bedürfniß für ihn, seine Gedanken dem Papiere anzuvertrauen, und sich mit sich selbst laut zu unterreden.

Unstreitig kann auch der Mensch, auf diesem letztern Wege, zu einer hohen Ausbildung seines Geistes gelangen, obgleich die Formen, in welche er die Erzeugnisse desselben kleidet immer etwas weniger leicht und gefällig seyn werden, als wenn bey ihm die Arbeit des

Denkens durch die Anmuth des gesellschaftlichen Lebens wäre belebt und erleichtert worden. Dafür gewinnt vielleicht bey dem Schreibenden das höhere Interesse der Wahrheit. Geräuschlos, ruhig, von keinem Reitze der Sinne, von keinen Leidenschaften gestört, selbst von der Eitelkeit unversucht, die sich so leicht in alle Geistesübungen einmischt, sitzt der Mann, der nicht als Autor fürs Publicum, sondern als wißbegieriger Mensch zu seiner eignen Belehrung seine Gedanken niederschreibt, an seinem Pulte. Lebhaft uud anhaltend genug beschäftiget, um von seinen Geistesfähigkeiten allen möglichen Gebrauch zu machen, ist er doch, in Absicht des Erfolgs seiner Arbeit, unbekümmert, und von allen Rücksichten des Ehrgeitzes und des Eigennutzes, welche seine Thätigkeit im gesellschaftlichen Leben mißleiten, auf das weiteste entfernt. Wenn, in irgend einem Zustande, reine Wahrheitsliebe den Menschen beleben, und ein unbefangner Blick auf die Dinge der Welt sie ihm in ihrer wahren Gestalt zeigen kann: so muß es bey Verfertigung solcher schriftlichen Aufsätze seyn, bey denen Entwickelung oder Aufbehaltung seiner eignen bessern Ideen, seine einzige Absicht ist.

Indeß das Nützliche dieser Geistesübung wird dadurch vermindert, daß es in der Natur derselben liegt, nur selten und von wenigen gebraucht zu werden. Außer den Gelehrten vom Handwerke, wie klein ist die Anzahl der Personen, denen es je einkommt, ihre Gedanken schriftlich zu verfassen, bloß um sie deutlicher zu machen! Und die Gelehrten, bey welchen, in reifen Jahren, das Schreiben zugleich ein Mittel zu andern Endzwecken des Berufs oder der Schriftstellerey wird, hindern durch diese Vermischung mehrerer Absichten, die Erreichung derjenigen, welche wir hier im Auge haben.

Der allergrößte Theil der Menschen, auch aus den gesitteten Ständen, und in den aufgeklärtesten Nationen, macht keinen andern Gebrauch vom Schreiben, als den nothwendigen zur Unterhaltung mit ihren abwesenden Freunden, und zur Führung ihrer häuslichen Geschäfte. Der Briefwechsel ist für das weibliche Geschlecht, und für alle die Personen, welche weder als Beamte in den öffentlichen Angelegenheiten, noch als Lehrer zum öffentlichen Unterrichte mit der Feder zu arbeiten haben, fast die einzige Veranlassung, Verstand und Gabe des Ausdrucks

durch schriftliche Aufsätze zu üben. Und er ist in der That unter diesen Uebungen eine der vorzüglichsten, wenn er unter vertrauten Freunden lange fortgesetzt, oder mit einer beträchtlichen Anzahl mannigfaltiger Correspondenten geführt wird. Im ersten Falle ist er nicht bloß eine Mittheilung von Ideen, sondern zugleich ein Erguß der Empfindungen des Herzens: und wodurch wird die Denkkraft eines Menschen leichter ins Spiel gebracht, als wenn sie seine gegenwärtigen lebhaftesten Gefühle zergliedern, und die Gegenstände, auf welche sie sich beziehn, schildern darf? Wozu noch kommt, daß ein solcher durch Jahre fortdauernder Briefwechsel, indem er den Menschen auf alle Vorfälle seines Lebens, auf alle seine eignen Handlungen in der Absicht aufmerksam macht, um sie seinem Freunde schildern zu können, ihm in denselben einen reichern Schatz von Belehrung entdecken läßt, als er bey einen flüchtigen Blicke, und einem schnellern Vergessen daraus hätte schöpfen können. *)

*) Eine Mutter, die mit einer zärtlich geliebten Tochter alle Wochen, durch viele Jahre, Briefe wechselt, in welchen sie ihr die ganze Geschichte ihres Lebens, mit den sich ihr von selbst dabey aufdringenden Be-

Im andern Falle übt dieser Briewechsel den Geist, durch die Pünctlichkeit und Ordnung, ohne welche nicht unterhalten werden kann, durch die Mannigfaltigkeit der Gegenstände, auf die man sich dabey einlassen, und noch mehr, durch die Verschiedenheiten des Vortrags und Styls, welche man annehmen muß, um sich der Denkungsart seiner Correspondenten anzuschmiegen. In beyden Fällen vertritt er in der Einsamkeit die Stelle des Umgangs, wie er dann auch damit die größte Aehnlichkeit hat. Indeß, außerdem, daß diesem letztern unstreitige Vorzüge bleiben, daß hier der Tausch der Gedanken in weit schnellerer Folge vor sich geht, und dahero eine weit größere Masse von Einsichten in Umlauf bringen kann; — außerdem, daß der Anblick des gegenwärtigen Freundes der mündlichen Mittheilung ein Leben und eine Leichtigkeit giebt, welche der schriftlichen in Briefen an einen abwesenden fehlen: — außer diesem allen, ist es auch nur eine sehr kleine Anzahl schon sehr gebilde-

trachtungen mittheilt, wird vielleicht keine Sevigné an Witz und Originalität, aber sie wird gewiß eine verständigere Frau werden, als sie ohne einen solchen Briefwechsel geworden seyn würde.

ter und zum Schreiben aufgelegter Personen, die in ihrem Briefwechsel über das erste Bedürfniß, — das Bedürfniß, ihren Freunden Nachrichten von sich zu ertheilen und Erkundigungen von ihnen einzuziehn. — hinausgehn, und in derselben eine Uebung für ihren Verstand, oder eine Aufhelfung ihrer Begriffe suchten. Für alle übrigen zahlreichen Classen, unter denen es noch immer viele Personen giebt, deren Gedanken werth sind zur völligen Deutlichkeit gebracht zu werden, bleibt der Umgang die einzige Veranlassung, sich die dazu nöthige Mühe zu geben.

Aber nun für die gelehrten Stände selbst, auf welche, nach den bisherigen Betrachtungen, mit wenigen Ausnahmen, die durch das Aufschreiben der Ideen zu erwartende Aufklärung derselben eingeschränkt ist, — wie viel ist diese Uebung werth, wenn sie gegen die des mündlichen Vortrags gehalten wird? Ich habe schon gesagt, daß das Schreiben, sobald es eine befohlne Arbeit ist, oder einen bestimmten öffentlichen Endzweck hat, nicht mehr eine reine und völlig zweckmäßige Uebung des Verstandes ist. Der Vortheil der Unbefangenheit, welcher der einsamen Meditation eigen zu seyn pflegt, geht

gemeiniglich dabey verloren; und der Vortheil der erweckten Geistesmunterkeit, der lebhafter angespannten Denkkraft, welcher von der Theilnehmung andrer Menschen an den von uns hervorgebrachten Ideen entsteht, wird nicht in gleichem Grade, als im gesellschaftlichen Umgange, gewonnen. Der Lehrer, welcher schon auf seine Schüler, der Redner, welcher auf die Versammlung, vor der er auftreten soll, der Schriftsteller, welcher auf das Publicum und die Kunstrichter hinaussieht, denen er seine schriftlich entwickelten Gedanken vorlegen will, genießt der vollen Geistesfreyheit eben so wenig, als wenn er Zuhörer um sich versammelt hätte. Er wird in dem, was er schreibt, durch die Urtheile, welche er voraussieht, eben so gut bestimmt, als der Weltmann in dem, was er sagt, durch den Beyfall oder Tadel, welchen er auf der Stelle einerndtet. Beyde rechnen auf Wirkung, und es ist ihnen also nicht mehr bloß um Wahrheit zu thun. — Hingegen wird er durch abwesende Zuhörer nicht so ins Feuer gebracht, nicht so ununterbrochen in Spannung erhalten, nicht, wenn er vom rechten Pfade abweicht, durch einen wohlthätigen Widerspruch so zeitig wieder zurückgeführt, als wenn

er mit gegenwärtigen Freunden gemeinschaftliche Untersuchungen anstellte.

Einige scharfsinnige aber zu dem Seltsamen in ihren Meinungen geneigte Männer, wozu auch Monboddo *) gehört, sind noch weiter gegangen. Sie haben behauptet, daß das Schreiben, es sey als Hülfsmittel der Aufbewahrung, oder als Hülfsmittel der Entwickelung unsrer Ideen, mehr schädlich als nützlich sey. Bey dem eben gedachten Lord kommt die übertriebne Bewunderung, welche er für die Alten hatte, den Aussprüchen seiner Philosophie zu Hülfe. „Zu der Zeit, sagt er, da die Menschen noch nicht schrieben und lasen, sondern bloß dachten, und das Erlernte und Erfundne im Gedächtnisse aufbewahrten und mündlich an andre überlieferten, war die Denkkraft weit stärker, das Gedächtniß weit umfassender und getreuer, die Einbildungskraft feuriger, und der

*) Ein Schottischer Lord, Verfasser eines bekannten Werks über den Ursprung der Sprache, in welchem, einem sehr paradoxen und beynah ungereimten System, eine Reihe der richtigsten und scharfsinnigsten Bemerkungen über Sprache und Literatur eingewebt ist.

Geist überhaupt in einer lebhaftern Thätigkeit, als wir dieß alles bey unsern Zeitgenossen finden, die nur aus Büchern lernen, und durch Bücher, die sie schreiben, sich aufklären und andre unterrichten. Das Bedürfniß und die Nothwendigkeit, fährt er fort, ist das, was die Kräfte des Menschen am allermeisten übt, und ihnen zu Fertigkeiten verhilft, welche sie, befreyt von diesem heilsamen Zwange, nie würden erworben haben. Der Blinde gelangt zu einer Feinheit des Gefühls, welche dem Sehenden unglaublich scheint, und gewiß ihm unerreichbar ist; und der Taube lernt aus Bewegungen des Mundes, welche der Hörende kaum bemerkt, die Reden andrer errathen. Eben so der Mensch, welcher das Hülfsmittel des Schreibens entbehrt, oder sich desselben absichtlich nicht bedient. Wenn ihm doch daran gelegen ist, Kenntnisse zu sammeln, oder eigne Geisteswerke hervorzubringen: so ist er gezwungen seine Ideen in seinem Kopfe zu bearbeiten, und lange Reihen derselben seinem Gedächtnisse einzuprägen. Dazu ist eine weit höhere Anstrengung nöthig, als wir bey unserm Lernen und Arbeiten brauchen, die wir uns jedes merkwürdigen Gedanken, den wir von andern aufnehmen, jedes etwas bessern

Einfalls, den wir selbst haben, indem wir ihn auf das Papier werfen, gleichsam zu entledigen suchen. Aber diese Anstrengung erhöhte die Fähigkeit jener Menschen auch endlich bis auf einen Grad, von welchen wir jetzt kein Beyspiel, und kaum noch einen deutlichen Begriff haben: — bis auf den, daß sie ihre in einem langen, beschaulichen Leben gesammelte Weisheit, und die Erzeugnisse eines reichen und arbeitsamen Genies immer gegenwärtig hatten, und zur Mittheilung bereit gleichsam mit sich herum trugen. Die Papiere des Menschen, der alles aufschreibt, sind oft gelehrter, als er selbst. Nur der ist wahrer Eigenthümer von seinen Kenntnissen und Talenten, der die erstern in seinem Gedächtnisse aufbewahrt, und die letztern durch innere, freye Thätigkeiten seines Geistes, oder durch Reden und Handeln in der menschlichen Gesellschaft übt und ausbildet."

Diese Behauptung, so paradox sie scheint, hat einige Gründe für sich. Zwar werden die, welche Monboddo aus der Ueberlegenheit desjenigen Zeitalters, wo man entweder noch nicht schreiben konnte, oder sich des neu erfundenen Hülfsmittels noch wenig bediente, vor dem

unsrigen, hernimmt, alle Tage schwächer: weil, je mehr man das hohe Alterthum durchforscht, man desto mehr an der Sicherheit unserer Nachrichten von demselben, oder an den ihm zugeschriebenen Vorzügen zu zweifeln anfängt. Homers Iliade wäre allerdings ein Wunder in unsern Augen, wenn er ein Gedicht von solchem Umfange, nach einem so zusammenhängenden Plane, und in einer so gleichförmigen Vollendung aller Theile, als bisher die Kunstrichter ihm zugeschrieben haben, verfertiget und auf die Nachwelt überliefert hätte, ohne etwas davon aufzuschreiben. Aber was die große Schwierigkeit der Sache einige speculirende Köpfe vermuthen ließ, das beweißt uns Wolf aus historischen Denkmählern: daß Homers Gedicht nicht das Werk eines einzigen Mannes und Zeitalters ist; daß dieser zusammenhängende Plan des Ganzen, diese Gleichheit des Styls in den Theilen nicht vorhanden ist; — und daß die mündliche Ueberlieferung, welche wahrscheinlich zu Homers Zeiten die einzige Art der Mittheilung war, auch damahls nur einzelne Gesänge umfassen konnte, die noch jetzt für die Erfindungskraft unsrer Dichter, und für das Gedächtniß unsrer Liebhaber nicht zu

schwer sind, um ohne Hülfe der Schreibekunst verfertiget, oder aufbewahrt zu werden.

Aber von größerem Gewichte sind die Erfahrungen, die wir noch heute zu Tage selbst machen. — Es ist wahr, daß wir nicht alles das, was wir aufschreiben, besser im Gedächtnisse behalten. Ja es kann so gar geschehen, daß, wenn wir, im Vertrauen auf die Sicherheit des Archives, in welches wir eine erlangte Kenntniß niedergelegt haben, uns des fernern Andenkens an ihren Gegenstand entschlagen, (wie dieß in der That oft der Fall ist,) die Gedächtnißkraft, anstatt durch das Aufschreiben unterstützt zu werden, dadurch in eine Art von Erschlaffung geräth, bey welcher die Spuren der Sache selbst, und endlich auch die unsrer Denkschriften verlöschen. Allerdings trägt es, um etwas, das wir erlernt oder erfunden haben, unserm Gemüthe einzuprägen, weit mehr bey, wenn wir es oft in Gedanken oder im Gespräche wiederhohlen, und Einbildungskraft und Verstand insgeheim bey uns selbst, oder laut in Gegenwart andrer Menschen damit beschäftigen, als wenn wir es einmahl aufs Papier bringen, und damit gleichsam die darauf

gewandte Arbeit beschließen. Sich solche Sammlungen von eignen und fremden Gedanken anzulegen, ist unter Gelehrten etwas sehr gewöhnliches. Seine eignen Handschriften dieser Art oft wieder durchzulesen und zu durchdenken ist etwas seltnes. Und doch ist dieses immer erneuerte Studium dessen, was wir aufgeschrieben haben, durchaus nothwendig, wenn wir nicht für die Aufbewahrung unsrer Kenntnisse umsonst gearbeitet haben wollen. Wie oft wiederfährt es nicht dem fleißigsten Sammler von Collectaneen und Entwürfen, daß er, bey einer nach langer Zeit endlich angestellten Durchsicht seiner Papiere, Aufsätze darunter findet, deren Inhalt ihm eben so unbekannt ist, als wenn sie von einer fremden Hand wären. Es würde ihm oft nicht weniger Mühe kosten, seine alte gesammelte Weisheit aus seinen eignen Handschriften zusammen zu suchen, als sich neue über dieselben Gegenstände, durch ein von vorne anfangendes Studium, zu erwerben.

Es ist ferner wahr, daß wir uns an das, was wir an einem fröhlichen Abend, mit muntern und geistreichen Freunden besprochen und durchgefochten haben, — daß wir uns, an die

Nachrichten und Belehrungen, die uns aus dem Munde eines Mannes von Gewicht, eines merkwürdigen Reisenden zugekommen sind, und an die guten Einfälle, die wir selbst in Gesellschaft vorgebracht, und für die wir den Beyfall derselben erhalten haben, öfter und lebhafter erinnern, als an alles, was, aus Büchern oder unserer Meditation geschöpft, in unsere Denkschriften eingetragen worden ist. Jenes scheinen lebendige Worte, dieses todte Buchstaben zu seyn.

Es ist endlich wahr, daß wir durch das Aufschreiben, unsre Gedanken nicht selten verfälschen, und ihrem Gange eine andre Richtung geben, als sie in einer vollkommen freyen Meditation gehabt hätten. Selten, und nur in den glücklichsten Augenblicken gelingt es uns, die Geburten unsers Geistes rein und unverfälscht, so wie sie von demselben waren erzeugt worden, in die regelmäßigen Formen schriftlicher Aufsätze zu bringen. Die gewählten Worte und Redensarten bestimmen oft den Sinn unsrer Prose so gut, als der Reim den Sinn unserer Verse bestimmt: und der Sprachrichtigkeit und dem Periodinbaue wird in jener manche dem

ersten Entwurfe, und vielleicht der Sache selbst angehörige Idee eben so gut aufgeopfert, als dem Sylbenmaße und der Prosodie in diesen. Diese Verrückung des ursprünglichen Gesichtspuncts ist weniger möglich, wenn wir den Gegenstand bloß in einer geheimen und innern Betrachtung verfolgen. Der Mensch, welcher über eine Sache in seinem Kopfe nachdenkt, ist bloß mit ihr nach Maßgabe der Wichtigkeit, die sie für ihn hat, beschäftigt: der, welcher das Gedachte aufschreibt, ist zugleich mit dem Styl und dem Gelingen einer Arbeit beschäftigt. Es schleicht sich mehr oder weniger bey ihm die Eitelkeit ein, gut zu schreiben. Hat er Mühe die rechten Ausdrücke zu finden: so verliert er über dem Aufsuchen der Worte das lebendige Anschauen der Sache. Strömen ihm die Ausdrücke allzu geläufig zu: so werden eben deßwegen seine Betrachtungen weniger originell, weil er, ohne es zu wissen, mit den Redensarten andrer auch ihre Ideen mit in dieselben einmischt.

Man kann noch hinzusetzen, daß bey der letzten Ausarbeitung prosaischer oder dichterischer Werke, diejenigen Stellen die vollkommenste Ründung und das schönste Ebenmaß in

Gedanken und Ausdruck erhalten, die wir nach und nach in unserm Kopfe zusammengesetzt und ausgefeilt haben. Die Feder erleichtert uns allerdings die Auseinandersetzung einer verwickelten Reihe der Ideen, weil sie uns die vorhergehenden Glieder immer sichtbar erhält, indem wir zu neuen fortschreiten: aber sie verführt uns auch oft, die frühern Theile der Rede, ohne Rücksicht auf die spätern, zu vollenden; woraus dann in der Folge Zwang bey den Uebergängen, oder selbst eine unnatürliche Abänderung des ursprünglichen Gedankens entsteht.

Die Schlußfolge von allen diesen Betrachtungen ist nicht, daß der Mann, welchem es um Bildung und Bereicherung seines Geistes zu thun ist, die Uebung des Schreibens, sowohl zur Aufbewahrung gesammelter Kenntnisse, als zur Aufhellung eigner Ideen, unterlassen soll. Dieses Hülfsmittel ist in einigen Fällen durchaus unentbehrlich, und in den meisten Fällen nützlich. Wer würde sich durch die Masse der Kenntnisse, welche heute zu Tage jeder Zweig der Wissenschaft zu erlernen darbiethet, durcharbeiten, wenn er nicht ein Mittel hätte, die flüchtigen Ideen besser zu fixiren, als es durch die

bloß gedachte, oder ausgesprochne Rede geschehn kann? Und wie wenige Menschen haben die Muße, oder die Stärke der Denkkraft, welche zu einer Meditation, wenn sie ohne alle körperliche Beschäftigung, ohne sichtbare oder hörbare Zeichen der Ideen, anhaltend und regelmäßig seyn soll, erfordert wird? — Aber das folgt aus jenen Betrachtungen: daß das Aufschreiben unsrer Gedanken die Stelle des Umgangs und des Gesprächs nicht ersetzen kann. Es folgt ferner daraus, daß, wer die Einsamkeit zum Vortheile seiner Geistesbildung recht nutzen will, nicht bloß lesen und schreiben, sondern auch zuweilen ganz frey, nur innerlich bey sich selbst, über das Gelesene sowohl, als über die Gegenstände selbst nachdenken müsse.

Der mündliche Vortrag der Gedanken, im Umgange mit Menschen, scheint, so wie er die ältere und natürlichere Uebung des Denkens ist, auch die vollkommnere zu seyn. *) Ein großer

*) Diese Materie, von dem Werthe des Schreibens, verglichen mit der freyen Meditation und dem mündlichen Vortrage, wird vom Plato, am Ende des Gesprächs Phädrus, in der ihm eignen Manier

Redner, oder ein geistreicher und unterhaltender Gesellschafter wird, sobald er will, auch ein guter Schriftsteller seyn, vorausgesetzt, das er von Dingen schreibt, die er versteht. Wer aber

---

vortrefflich behandelt. Es herrschte, wie wir aus demselben mit Verwunderung sehn, auch schon unter den Griechischen Großen, d. h. unter ihren Staatsmännern das Vorurtheil, daß sie sich schämten als Schriftsteller zu erscheinen, daß sie von ihren Reden und Aufsätzen nichts wollten ins Publicum, oder auf die Nachwelt kommen lassen, und daß sie, ob sie gleich die Beredsamkeit mit der größten Sorgfalt übten, doch einen Lysias und seines gleichen, welche Reden ausarbeiteten um sie bekannt zu machen, mit dem Nahmen eines λογοποιός verächtlich zu machen glaubten. „Wie geht es in aller Welt zu, sagt Sokrates, daß die, welche weise zu seyn und weise vor der Versammlung zu sprechen, als ihren höchsten Ruhm ansahen, es für erniedrigend hielten, ihre Weisheit in Schriften zu verewigen? Kann ein Solon oder ein Perikles es für eine verächtliche Beschäftigung halten, zu schreiben: da doch das, worauf beyde ihr ganzes Ansehn gründen, — die Gesetze welche der erste seinem Vaterlande gab, die Decrete, welche der andre in der Volksversammlung durchsetzte, auch von ihnen verfertigte Schriften sind. — Die Wahrheit der Sache, fährt er fort, scheint diese zu seyn. Das was man niederschreibt, enthält nur unvollkommne Spuren der Gedanken, die man hat: es ist mehr ein Erinnerungsmittel für den, welcher

seinen Styl bloß durch Verfertigung schriftlicher Aufsätze in seinem Kabinette gebildet hat, ist deßwegen zur angenehmen Mittheilung seiner Gedanken im Gespräche noch nicht fähig. Wer

---

die Sache schon weiß, als ein hinlängliches Belehrungsmittel für den, welcher mit ihr gar nicht bekannt ist. Daher wird auch keine Kunst aus Büchern allein gelernt. Derjenige nun, dessen ganze Weisheit in seinem Buche niedergelegt ist, der außer dem, was er von der Sache geschrieben hat, nichts mehr und nichts besseres von ihr zu sagen weiß, ist nicht weise, und wird also, weil er sich doch anmaßt es zu seyn, mit Grunde verächtlich. Nur die lebendige Idee, welche ein Mensch mit sich in seinem Geiste herumträgt, die, welche er jeden Augenblick, in hunderterley verschiedene Formen, nach Beschaffenheit der Personen und der Umstände dargestellt, mitzutheilen, welche er gegen alle Einwendungen zu rechtfertigen, in jeder besondern Anwendung zu entwickeln und in den verschiedensten Gemüthern andrer auf die jedem schickliche Art zu verpflanzen weiß, — nur diese ist wahre Einsicht, welche dem Menschen, der sie besitzt, einen höhern Werth giebt. Jene Männer nun, welche durch Reden und Thaten vor einem ganzen Volke stets solche lebendige Ideen mittheilten, und dadurch den Ruhm großer Weisheiter hielten, waren abgeneigt einem so unvollkommnen Werkzeuge der Mittheilung, als die todte Schrift ist, — die weder dem, welcher sie mißversteht, sich selbst auslegen, noch sich gegen den, der sie angreift, vertheidigen

seine Ideen in hundert verschiedene Gestalten zu kleiden, und seinen Vortrag so mannigfaltig abzuändern weiß, als sich Personen und Umstände ändern, — eine Fertigkeit welche zur Vollkommenheit des Umgangs gehört, — wird gewiß nicht verlegen seyn, sie in einer, und zwar in der ihm selbst angemessensten Form, welches immer diejenige ist, die vom Schriftsteller gefordert wird, auszudrücken. Ohne Zweifel kommt derjenige an Vollkommenheit am weitesten, welcher beyde Uebungen mit einander verbindet; der sowohl nach der Methode der Sokratischen Schule, in kurzen Fragen und Antworten, über das, was er gelernt oder selbst gedacht hat, andern Rechenschaft zu geben, als in zusammenhängenden Aufsätzen seine Ideen für sich zu verbinden gewöhnt wird. Dort gewinnt er, indem er in Schranken gehalten wird, — hier, indem er sich ausbreitet. Dort

---

kann, ihren Ruhm bey der Nachwelt anzuvertrauen. Sie empfanden, daß alles was sie schrieben, nur Fingerzeige für sie selbst, oder für die, welche mit ihnen ungefähr gleiche Einsichten hätten, seyn könnten, und glaubten also es um ihres Ansehens willen, vor dem großen, unwissenden Haufen sorgfältig verbergen zu müssen."

lernt er, was dazu erfordert werde, andern deutlich zu seyn: hier bemüht er sich, auch seinen feinern und verwickeltern Gedanken denselben Grad der Deutlichkeit zu geben, welchen er im Gespräche bey leichtern und einfachern Ideen erreichte. Im Gespräche werden Ideen hervorgelockt, und durch die Urtheile andrer berichtigt: am Schreibepulte können sie ruhig geordnet und zu einem schönen Ganzen verwebt werden.

Auf gleiche Weise ist die Meditation, welche wir mit der Feder in der Hand anstellen, von der, welche auf freyem Felde, auf einem einsamen Spatziergange, oder des Morgens auf unserm Lager unser Inneres allein beschäftigt, so wesentlich verschieden: daß der Gelehrte, und überhaupt jeder des Selbstdenkens fähige Mann viel verliert, wenn er eine von beyden Uebungen unterläßt. Wir müssen zuweilen alle, auch die kleinsten Bande von uns werfen, welche den freyen Gang unsers Geistes aufhalten. Und derjenige nutzt die Einsamkeit nicht recht, der in derselben bloß solche Geistesbeschäftigungen vornimmt, die er als Arbeiten ansehen kann. Er muß auch zuweilen derjenigen reinen nnd vollkommnen Muße pflegen, welche die alten griechi-

schen Weisen eine heilige und ehrwürdige nannten: — einer Muße, welche ganz auf das innere Selbstgespräch gewandt wird; und bey der bloß das Anziehende, welches in diesem Augenblicke gewisse Gegenstände für uns haben, die Meditation einleitet, und die Natur und die gegenwärtige Stimmung unsers Geistes ihren Gang bestimmt. Doch, wer nur jemahls der Wollust des einsamen und stillen Nachdenkens genossen, — wer je erfahren hat, mit welcher Ruhe und Heiterkeit Meditationen das Gemüth erfüllen, in denen wir uns selbst unser Innerstes aufschließen, von Empfindungen zu Gedanken hin und her schwanken, und ohne irgend einen andern Trieb, als den nach Wahrheit, nach moralischer Veredlung und nach Beruhigung des Herzens, den Wegen der Natur und der Vorsehung nachspüren: der wird nicht ermuntert werden dürfen, diese einsame Beschäftigung allen glänzenden Vergnügungen in der Gesellschaft, allen Gewinn bringenden Geschäften und selbst gelehrten Arbeiten vorzuziehn. — Wem es aber hierzu an den nöthigen Geisteskräften fehlt; oder bey wem die Sinnlichkeit noch zu laut spricht, als daß er die leisere Stimme des Verstandes und der Vernunft im ein-

samen Selbstgespräche vernehmen, oder seine Aufmerksamkeit lange auf Ideen heften könnte, wenn er ihnen nicht durch Rede und Schrift einen Körper giebt: bey dem würde die Ermunterung zu solchen Meditationen nicht nur zwecklos, sondern auch schädlich seyn. Die Muße würde bey ihm Müssiggang werden, und der Mangel äußerer Beschäftigung eine völlige Gedankenlosigkeit nach sich ziehn. Unter allen, der Natur Gewalt anthuenden Regeln des Mönchsstandes hat mir keine, von je her, lästiger und für den Geist seiner Mitglieder verderblicher geschienen, als die Pflicht zu gewissen Stunden des Tages zu meditiren. Was will ein an Geist armer, unwissender Ordens-Bruder thun, wenn er Stunden lang, ohne Bücher, ohne Dinte und Feder, und ohne Stoff zur Handarbeit, in seiner Zelle eingeschlossen ist, — um zu denken? Was erfolgt aus diesem Gebothe wider die Natur? Der Mönch wird entweder seine Einbildungskraft regellos in der Welt umherschweifen lassen, und eine Menge von Unsinn in seinem Kopfe zusammenhäufen; — oder er wird, wenn er ein frommes Herz hat, durch das ängstliche Bestreben nach geistlichen Empfindungen und Ideen, zu welchen es ihm doch an

Stoffe fehlt, in Gefahr der Schwärmerey gerathen. Bey jugendlichen feurigen Temperamenten schleichen sich in solchen der Meditation gewidmeten Zeiten die Triebe der Sinnlichkeit ein: und wollüstige Bilder, — vielleicht solche Handlungen — füllen die Leere aus, welche scholastische Theologie und Mönchserziehung, für die Stunden der Einsamkeit, im Verstande gelassen hatte.

Ich schließe diese Zergliederungen des Besondern durch zwey Anmerkungen, welche das Allgemeine meiner Materie betreffen.

Die erste ist: daß, unter den verschiedenen Fähigkeiten des Menschen, Einbildungs- und Dichtungskraft weit weniger Nahrung und Uebung in der Gesellschaft, als Verstand und Scharfsinn, finden. Man kann in derselben nicht träumen: ich will sagen, man kann sich nicht innern Anschauungen, die noch nicht in Begriffe aufgelöset und daher nicht durch Worte mittheilbar sind, überlassen. Es kann sogar eine Phantasie, die Hang zur Ausschweifung hat, nicht besser, als durch die Gesellschaft, gezügelt werden: und der Dichter muß Umgang haben,

um von der eingebildeten zur wirklichen Welt zurückzukommen, die in dem Zustande der Begeisterung angespannte Phantasie in einer mäßigen Beschäftigung aller Seelenkräfte ausruhen zu lassen. Dagegen sind aber auch Personen, die immer im Geräusche eines ausgebreiteten Verkehrs mit der Welt, sey es in Geschäften oder Vergnügungen, leben, für das Dichterische, oder für alles, wozu Feuer der Imagination und Enthusiasmus gehört, gemeiniglich erstorben. Daher behandeln die Weltleute die Pläne und Erwartungen, welche auf eine größre Vollkommenheit und Glückseligkeit des Menschengeschlechts abzielen, und die dem einsamen Denker wahrscheinlich dünken, so leicht, als Hirngespinste. Immer beschäftigt mit dem, was ist, können sie sich schwerlich, zu dem, was seyn sollte, oder unter gewissen Voraussetzungen seyn könnte, erheben. Immer durch ihre Sinne und gegenwärtige Ereignisse in ihrem Denken geleitet, können sie sich nicht in fremde Welten versetzen, welche die Schöpferkraft des Genies aus bloßen Ideen zusammensetzt.

Also seinen Witz zu üben, promt und passend antworten zu lernen, deutlich im Erzählen, bestimmt und einfach in der Auseinandersetzung allgemeiner Begriffe, gemäßigt in seinen Behaup-

tungen sowohl, als in dem Schmucke seiner Rede zu werden, ein gewisses Gefühl von Schicklichkeit bey allem, was wir denken und sagen, zu erhalten: dazu kann uns die Gesellschaft, wenn sie gut zusammengesetzt ist, Anleitung geben. Aber tief und gründlich in der Meditation, reich und erhaben in den Dichtungen der Phantasie zu werden, dazu kann sie nicht verhelfen: und sie kann selbst, wenn sie nicht mit Einsamkeit abwechselt, Hindernisse dagegen in den Weg legen.

Meine zweyte Anmerkung ist folgende: Das menschliche Geschlecht fängt mit derjenigen Uebung des Verstandes, die durch Gesellschaft und Umgang erhalten wird, an, und geht von ihr zu dem einsamen Studium über. Der einzelne Mensch hingegen in unserm Zeitalter fängt bey dem einsamen Studium an, und vollendet seine Geistescultur durch Gesellschaft. In der Kindheit der Welt mußte der Mensch erst im gesellschaftlichen Leben die Lust nach Kenntnissen bekommen, und die Nützlichkeit derselben einsehen lernen, ehe er in der Einsamkeit auf Mittel sann, sie sich zu erwerben. Bey der jetzigen Reife der Cultur hingegen muß der Mensch nothwendig die nach und nach gesammelten Kenntnisse, die jetzt in allgemeinem Umlaufe sind, durch Lehrer und Bücher sich

eigen machen, ehe er an den gesellschaftlichen Uebungen des Verstandes Theil nehmen kann. Damahls wurde der Jüngling nur durch den Umgang der Weisen gebildet: jetzt muß er erst zu dem Umgange der Aufgeklärten und Geistreichen seines Zeitalters gebildet werden.

Der Umgang reicht dem Wißbegierigen zu allen Zeiten nur einzelne Brosamen der Weisheit dar. Aber im Alterthume bestand alle menschliche Wissenschaft aus solchen Brosamen: und diese betrafen noch dazu die durch sich selbst verständlichen Grundbegriffe. Jetzt hingegen giebt es eine zusammenhängende, große Masse von Kenntnissen, die sich im Gespräche nicht mittheilen lassen: und die kleinen Bruchstücke, die der Umgang noch immer gewährt, sind demjenigen nur brauchbar, welcher sie zu der allgemeinen Summe der Einsichten des Zeitalters hinzufügen kann.

Zweyter Abschnitt.

Einfluß der Gesellschaft und der Einsamkeit auf den sittlichen Charakter.

Ich werde hierbey denjenigen Weg der Untersuchung einschlagen, welcher der gebähnteste ist. Ich werde mit bekannten Thatsachen und gemeinen Meinungen anfangen. Ich werde aus jenen folgern, so viel sich aus ihnen schließen läßt; und werde diese auf ihren Ursprung zurückführen, um, was in ihnen Vorurtheil oder Wahrheit sey, zu unterscheiden.

I.

Man hört oft Personen und Familien als eine löbliche Eigenschaft zuschreiben, daß sie eingezogen leben. Und worin besteht die Eingezogenheit? Ohne Zweifel in der Liebe zur Einsamkeit, oder doch in der Zufriedenheit mit derselben; in dem mäßigen Genusse gesellschaftlicher

Vergnügungen, und in der Einschränkung seines Umgangs auf einen kleinen Kreis von Verwandten und vertrauten Freunden.

Man setzt also bey jenem Urtheile, wie es scheint, voraus, entweder daß überhaupt der Geschmack an der Einsamkeit und einem häuslichen Leben etwas moralisch gutes, und der Hang zu gesellschaftlichen Zerstreuungen etwas böses sey; oder daß wenigstens für die Personen, deren Einsamkeit man lobt, die Einsamkeit nützlich und ein geräuschvoller Umgang schädlich sey.

Welches von beyden die eigentliche Meinung derer sey, welche von der Eingezogenheit, als einer Tugend, reden, wird sich uns am besten zeigen, wenn wir Acht geben, bey welchen Ständen, oder Personen dieser Lobspruch angebracht wird.

Wenn ein junger Kaufmann mit geringem Vermögen ein Handelshaus errichtet, — vielleicht fremde Gelder zu seiner Unterstützung als Darlehne bekommen hat: so hängt die gute Meinung, welche das Publicum von ihm haben soll, großen Theils von seiner Häuslichkeit ab. Es wird ihm beynahe zum Verbrechen angerechnet, wenn er häufig modische Gesellschaften besucht:

und es wird nicht bloß als eine Tugend an ihm gelobt, sondern als eine Pflicht von ihm gefordert, daß er fast seine ganze Zeit seinem Gewerbe widme, und seine Erhohlungsstunden mit wenigen Freunden in einfachen Vergnügungen zubringe.

Ein junger Studirender, besonders, wenn er bürgerlichen Standes und nicht der Sohn sehr reicher Eltern ist, wird, während seines akademischen Lebens, durch den Charakter der Eingezogenheit geehrt, und getadelt, wenn man ihm einen zu großen Hang zur Gesellschaft zuschreibt.

Je tiefer man in den Ständen der bürgerlichen Gesellschaft herabsteigt: desto mehr findet man den Hang zur Gesellschaft tadelhaft, und die Neigung zur Einsamkeit lobenswürdig. Der gemeine Bauer, der von seiner Hände Arbeit lebende Tagelöhner, gewinnt an Achtung bey uns, wenn wir von ihm hören, daß er seine Abende, und seine Sonn- und Fest-Tage zu Hause mit seinem Weibe und seinen Kindern zubringt: und er verliert, wenn wir erfahren, daß er häufig im Wirthshause, die einzige Gesellschaft, die er unter seinen Umständen haben kann, aufsucht.

Hingegen wird es einem reichen und vornehmen Manne, einem wohl besoldeten Minister und General, einem Besitzer großer Landgüter so wenig zum Verdienste angerechnet, wenn er die Einsamkeit der Gesellschaft vorzieht, oder sich auf den Kreis seiner Verwandten und vertrauten Freunde einschränkt: daß es ihm vielmehr, beym Publicum und insbesondre bey seines Gleichen, etwas von derjenigen Achtung entzieht, die ihm sonst durch seinen Rang und sein Vermögen gesichert seyn würde. Gastfreyheit und Geselligkeit fangen schon in den mittlern Ständen an, geschätzt zu werden: aber in den höhern, werden sie beynahe als Pflichten gefordert. Der Staat besoldet eben deßwegen seine obersten Beamten reichlicher, damit sie ihre Häuser der guten Gesellschaft ihres Wohnortes eröffnen, und Einheimische und Fremde an ihrer Tafel bewirthen können. Aber auch ohne diese Verbindlichkeit zur Gastfreyheit, welche gewisse hohe Staatsbedienungen aufzulegen scheinen, giebt allen Großen der zu einem ähnlichen Endzwecke gemachte Aufwand, wenn sie sonst verdienstvolle Männer sind, einen neuen Glanz, und wenn sie sich durch keine persönliche Eigenschaft aus-

zeichnen, doch ein Ansehn, auf welches sie außer dem nicht rechnen durften.

Auch bey dem Jünglinge, der zu Rang und Vermögen gebohren ist, wird die Liebe zu geselligen Vergnügungen von den ältern Personen seiner Classe gebilliget, wenn er dieselbe nur nicht außerhalb dem Kreise sucht, dem sie es allein zutrauen, daß er ihn zu bilden, oder ihn im Zaume zu halten fähig sey. Jede Liebhaberey hingegen, und wenn es selbst der Geschmack an Kunst und Wissenschaft wäre, — die ihn von der großen Gesellschaft entfernt, und ihm Neigung zur Einsamkeit, oder zum bloßen Umgange mit wenigen Freunden der Wissenschaften einflößt, wird als ein Fehler, wenigstens als eine Sonderbarkeit an ihm getadelt.

Die Menschen haben also, wie es scheint, eine andre Moral für die höhern, und eine andre für die niedrigern Stände; — eine für die Reichen und Müßigen, und eine andre für die Armen und Arbeitsamen. Von den obersten Ständen wird Geselligkeit, — von den niedrigsten Eingezogenheit gefordert. In dem Mittelstande kommen beyde Forderungen zusammen, und schränken sich wechselsweise, nach den besondern Umständen eines jeden, ein.

Also nicht die Liebe zur Einsamkeit wird an sich als Tugend angesehen. Eben so wenig die Liebe zur Gesellschaft. Nur das wird gebilligt, was in den Neigungen eines Menschen seinen Umständen angemessen zu seyn scheint: und das wird getadelt, was mit seiner Lage und seinen Endzwecken im bürgerlichen Leben nicht einstimmt.

Aber warum scheint geselliges Vergnügen den Reichen und Vornehmen zuzustehn, und den Armen und Geringen als unschicklich verbothen zu seyn?

Wir können in den oben angeführten Beyspielen hauptsächlich drey Unterschiede entdecken, auf welche die Urtheile der Menschen Rücksicht nehmen: den in der Nothwendigkeit des Fleißes, den in der Nothwendigkeit der Sparsamkeit, und den in der Art der Gesellschaft.

Erstlich, der Handwerksmann, der Bauer und die ganze ärmere Classe, so wie der junge Kaufmann und der auf der Universität Studirende, sind dazu berufen, sehr fleißig zu arbeiten: und die Gesellschaft ist eine Zerstreuung von der Arbeit. Die erstern können gar nicht leben, noch sich und ihre Familien unterhalten, — die letzten können wenigstens nicht den Endzweck der gegen-

wärtigen Periode ihres Lebens erfüllen, wenn sie nicht den allergrößten Theil ihrer Zeit der einen Beschäftigung widmen, von welcher jene ihr Brod haben, und durch welche diese künftig ihr Glück zu machen gedenken. Sie müssen also das gesellige Leben, als ein kleineres Gut, dem größeren aufopfern. Sie verkehren die Ordnung der Dinge, wenn sie schon genießen wollen, ehe sie noch ihres Unterhalts sicher sind; — oder zu einer Zeit, da sie sich erst zum Genusse, so wie zu den Pflichten des Lebens vorbereiten sollen, schon die Erhohlungen desselben aufsuchen. Derjenige Mann im Staate hingegen, der Reichthum und Muße besitzt, der für seinen Unterhalt nicht zu sorgen braucht, oder sein Glück schon gemacht hat, und dessen Berufsgeschäfte nur einen kleinen Theil seiner Zeit wegnehmen, ist vollkommen berechtigt, die Annehmlichkeiten und Vortheile zu genießen, welche die Gesellschaft an und für sich darbiethet.

Zweytens, der arme Mann, der von fremden Geldern unterstützte Anfänger in einem Gewerbe, der Zögling auf Schulen und Akademieen ist zur Sparsamkeit verbunden: und die Geselligkeit erfordert Aufwand; — einen desto größern, je ausgebreiteter und mannigfaltiger sie ist.

Sparsam und Eingezogen seyn, sind daher zwey Lobsprüche, die fast immer zusammengesetzt werden. Es sind in der That die zwey vornehmsten Tugenden in der Moral des gemeinen Mannes: weil sie für ihn die nothwendigsten sind, wenn er nicht zu Grunde gehen soll. So wie bey einem Menschen, oder bey einer Classe von Menschen die Sparsamkeit weniger unentbehrlich ist, es sey, um sie vor Mangel zu schützen, oder um ihre Ehrlichkeit vor Versuchungen zu bewahren, oder endlich um ihre Aussichten auf künftiges höheres Glück zu befördern: so wird es ihnen auch, in der öffentlichen Meinung, mehr erlaubt, den Hang zum geselligen Vergnügen zu befriedigen. Wenn eines reichen Kaufmanns Sohn, der zu dem Gewerbe seines Vaters erzogen wird, sich in viele gesellschaftliche Zeitvertreibe, welche Aufwand erfordern, einläßt: so wird er gemeiniglich von den ältern Personen seines Standes, und noch mehr von Personen der höhern Stände getadelt. Einem eben so reichen adligen Jünglinge, der mit jenem Kaufmannssohne auf gleichen Fuß lebt, verübelt es niemand. Die Ursache ist wahrscheinlich diese: weil man voraussetzt, daß zum Handel Fleiß und Sparsamkeit, auch bey großem

Vermögen, nöthig sey; weil die, welche immer ihr und andrer Leute Geld in neuen Unternehmungen wagen, sich billig in ihren dem Vergnügen gewidmeten Ausgaben einschränken müssen. Von dem reichen Gutsbesitzer hingegen, von dem Jünglinge, welcher auf große und einträgliche Staatsämter Anspruch macht, glaubt man, daß er sich den vollen Verbrauch seiner Einkünfte erlauben dürfe, ohne daß er weder etwas dabey wagt, noch an der Ausübung seiner übrigen Pflichten gehindert wird.

Da wo der Reichthum so angehäuft ist, daß er nothwendig zur Wohlthätigkeit, oder Geselligkeit überfließen muß, wenn Geitz und Gewinnsucht ihn nicht zurückhalten: da fordert auch das allgemeine Urtheil der Menschen, daß wenigstens eine von jenen beyden Neigungen vorhanden seyn und befriediget werden solle.

Gesellschaft zu suchen, gesellschaftliche Zusammenkünfte in seinem Hause zu veranstalten, wird also immer als etwas an sich gutes und löbliches angesehen, welches dem Menschen sogleich erlaubt ist, als es ihm, nach seinen Umständen, möglich ist: d. h. als es ihn nicht an der Erwerbung noch höherer Güter, oder an der Ausübung wichtigerer Pflichten hindert.

Drittens scheint es, daß man allen denjenigen die geselligen Vergnügungen erlaubt, die, nach ihren Umständen, Gelegenheit haben, gute, — das heißt, solche Gesellschaft zu besuchen, in welcher sie artige Sitten und anständige Zeitvertreibe finden; daß man von denen hingegen, welche durch die Gesellschaften, auf die man sie eingeschränkt glaubt, leicht in ihren Sitten verdorben, aber nie gebildet werden können, Eingezogenheit und Häuslichkeit fordert; und daß es endlich solchen Personen, welche zu einer Gesellschaft Zutritt haben, die sich als die Schule der Artigkeit ansieht, wenigstens von dieser Gesellschaft zur Pflicht gemacht wird, eine so günstige Gelegenheit zu benutzen.

Weil man nicht ohne Grund voraussetzt, daß der Bauer, der Tagelöhner und der Handwerksgeselle in den gewöhnlichen Gesellschaften von seines Gleichen, nichts anders, als grobe oder ausschweifende Sitten, und unverständige Reden findet, hält man denjenigen für den Sittlichern und Weisern, der sich dieser Gesellschaft entzieht, und sich in den Stunden der Muße mit sich selbst zu behelfen, oder mit den ruhigern und unschuldigern Vergnügungen, die er in

dem Schoße seiner Familie, oder unter wenigen Verwandten und Freunden findet, zu begnügen weiß. In der That kommen bey Menschen, denen es an geistiger und sittlicher Bildung fehlt, die daraus entstehenden Fehler nie mehr zum Vorschein, und veranlassen nie größere Ausschweifungen, als wenn sie in Menge bey einander sind. Einer scheint alsdann den andern, durch das Ungereimte seiner Einfälle und den Rausch seiner Leidenschaft, anzustecken: oder die noch unbefestigte Vernunft des Bescheidnen und Stillen giebt der entschiednen Thorheit des Dreisten und Lärmenden nach.

Daher kommt es, daß diese Classen bey den Höhern ein so ungünstiges Vorurtheil gegen sich erregt haben, obgleich unter ihnen die Anzahl der Vernünftigen und Sittlichen vielleicht so groß ist, als in jeder andern Classe. Aber in ihren Gelagen, oder bey ihren gemeinschaftlichen Berathschlagungen — kurz allenthalben, wo sie in Haufen versammelt sind, und also Aufsehn machen, zeigen sie gemeiniglich Unverstand und Unwissenheit mit Zügellosigkeit verbunden. Kein Wunder also, daß wir denjenigen unter ihnen schätzen, welcher sich von diesen Versamm-

kungen entfernt, und Gesellschaften vermeidet, wo sein gesunder Verstand nur irre geführt, und die Reinigkeit seiner Sitten befleckt werden könnte.

Der Lehrling der Handlung und der Schüler der Wissenschaften sind nicht ganz in demselben, — aber sie sind in einem ähnlichen Falle. Der große Haufe der Studirenden auf Universitäten, so wie der Ladendiener in Handelsstädten ist nie für eine sehr lehrreiche und den Geist bildende Gesellschaft gehalten worden, und hat es nicht verdient dafür gehalten zu werden. Wenn wir also vermuthen, daß ein junger Mensch, der zu der einen oder der andern dieser Classen gehört, auf den Umgang mit seines Gleichen eingeschränkt sey, und daß, wenn er vielen Umgang sucht, er den Rohen und Sittenlosen seiner Standesgenossen nicht werde ausweichen können: so rechnen wir es ihm zum Verdienst an, wenn er lieber den geselligen Freuden entsagt, wenigstens derselben äußerst sparsam genießt, als sich der Gefahr aussetzt, durch böse Beyspiele zur Unsittlichkeit verführt, oder durch Nachahmung schlechter Muster weniger artig zu werden.

In der entgegengesetzten Region der bürgerlichen Gesellschaft, — in den höhern und höchsten Ständen, finden wir eine andre Meinung von dem Werthe der Geselligkeit und Eingezogenheit, weil wir eine andre Meinung von dem Werthe ihrer Gesellschaften finden. Der Hof und der sich an denselben anschließende Adel sieht sich als die eigentlich gute Gesellschaft an. *) Nur in ihren Zusammenkünften, glauben sie, könne man die ächte Feinheit der Lebensart, den wahrhaft guten Gesprächston, die zum vollkommnen Anstande gehörige Mischung von Bescheidenheit und Freymüthigkeit erlernen. Diese hohe Meinung, welche sie von sich selbst

*) In den Aristokratieen treten die Familien der vornehmsten Staatshäupter an die Stelle des Hofes; und bilden um sich einen mehr oder minder großen Kreis, den sie die gute Gesellschaft nennen. Und selbst die demokratische Verfassung wird in einem großen Staate, wofern sie anders nicht durch beständig erneuerte Revolutionen, Eigenthum und Ansehn von einem zum andern wirft, nicht die Auszeichnung einer gewissen Anzahl von Familien verhindern, die sich im Besitze der Artigkeit glauben, die mit einander zusammenhalten, und die deßwegen dem Umgange mehr Zeit als andre widmen, weil sie von sich und ihres Gleichen eine höhere Meinung haben.

und von dem Nutzen der Gesellschafter ihres Standes zur feinern Sittenbildung haben, scheint dadurch gerechtfertigt zu werden, daß ihre Gewohnheiten, ihr Geschmack, ihre gesellschaftlichen Verabredungen bey den übrigen gesitteten Ständen als Muster gelten, welche sie so gut nachahmen, als es der Grad ihres Wohlstandes, oder die Entfernung, in der sie von jenem glänzenden Mittelpuncte des bürgerlichen Vereins stehn, erlauben. Wie sehr nun auch hierin Vorurtheil mit Wahrheit gemischt seyn mag: so ist es doch eine nothwendige Folge der einmahl feststehenden Meinung selbst, daß es jungen Leuten von Stande, welche jene Schule der Artigkeit zu besuchen das Recht haben, sehr verdacht wird, wenn sie eine solche Gelegenheit sich auszubilden, versäumen. Und ohne Rücksicht, auf Hof und Adel ist es gewiß, daß der, welcher mit sehr feinen, artigen, geistreichen Leuten umgehn kann, und sich doch von ihnen zurückzieht, in den Verdacht kommt, daß es ihm entweder an Geschmack, und richtiger Beurtheilung von dem, was gut und schön ist, fehle; oder daß er sich solcher persönlichen Mängel bewußt sey, die ihn von jener Gesellschaft, wenn gleich seine Umstände ihn den Zutritt zu

derselben verstatten, ausschließen; oder endlich, daß er zu niedrigen Vergnügungen und sinnlichen Ausschweifungen einen Hang habe, durch dessen Befriedigung er mit schlechterer Gesellschaft verbunden werde. Bey jeder dieser drey Voraussetzungen, verliert der Sonderling, der sich zur Eingezogenheit verdammt, wenn alles ihn zum fleißigen Besuchen der Gesellschaft einladet. In dem entgegengesetzten Falle befindet sich der vornehme Jüngling, der sich bey den Zusammenkünften der feinern Welt, zu welchen er Zutritt hat, fleißig einfindet. Es wird ihm ein edles Ehrgefühl, ein guter Geschmack, ein anständiges Selbstvertraun, und eine Begierde sich selbst zu vervollkommnen, zugeschrieben, lauter Eigenschaften, die ihn achtungswürdig machen.

So wie im Mittelstande die Beschaffenheit der Gesellschaft unbestimmter, und die Meinung von dem Werthe derselben verschiedener ist: so ist auch hier weder zur Eingezogenheit, noch zur Geselligkeit die Verbindlichkeit so allgemein; sondern die eigenthümlichen Umstände eines jeden, seine Einkünfte, die Art seiner Verbindungen, seine Berufsgeschäfte bestimmen, wie viel Zeit und Geld er auf den Genuß der

Gesellschaft ohne Tadel wenden dürfe, und welcher Grad von Geselligkeit bey ihm als üppiger Luxus, oder als Zeitverderbende Zerstreuung ge mißbilligt werde. Im Mittelpuncte laufen alle Halbmesser des Kreises zusammen: und in den mittleren Ständen, vereinigen und vermischen sich Zöglinge aus den höchsten und aus den niedrigsten Ständen; daher sich auch in ihren Gesellschaften diejenigen Eigenschaften, vertheilt oder vereinigt, wiederfinden, die, nach der angenommenen Meinung, die Gesellschaften der Großen, und die des Volks charakterisiren. Der sogenannte gute Bürgerstand enthält, zu unsrer Zeit und in Deutschland, (denn so weit reicht nur meine Beobachtung,) eine solche Verschiedenheit von Gesellschaft und gesellschaftlichem Tone: daß, in einer und derselben Stadt, ungezwungne Artigkeit, muntere und geistreiche Unterhaltung in dem einen Kreise herrscht, indeß Steifigkeit und schaaler Witz dem andern eigenthümlich ist. Es ist daher unmöglich im Allgemeinen zu bestimmen, ob es für einen Mann des Mittelstandes besser sey, sich einzuziehn, oder sich vielen andern mitzutheilen: sondern jede einzelne Person muß dieß nach ihrer besondern Lage beurtheilen.

Daher herrscht auch, bey dem Mittelstande, eine größre Freyheit in Absicht des Besuchens und Nicht-Besuchens der Gesellschaft, als weder der Vornehme, noch der gemeine Mann hat. Jener darf sich den Zusammenkünften seines Standes nicht entziehn, und dieser darf ihnen nicht fleißig beywohnen, wenn sie sich nicht beyde einer übeln Nachrede aussetzen wollen. Der wohlhabende Kaufmann, der bürgerliche Gelehrte, Beamte, oder Rentenirer kann sich in sein Haus einschließen und sich auf wenige Freunde einschränken, oder sich in einen weitläuftigen Gesellschaftskreis ausbreiten, ohne daß jemand, weder gegen das eine noch gegen das andre, viel einzuwenden findet. Wenn er nur mit seinem Aufwande nicht seine Einkünfte überschreitet; wenn er nur seine Berufspflichten nicht versäumt: so scheinen Geselligkeit und Eingezogenheit moralisch gleichgültige Dinge für ihn zu seyn.

Aus den bisher angeführten Erfahrungen ziehen wir also folgende Grundsätze. Erstlich, ein zu großer Hang zur Gesellschaft und eine zu große Erweiterung unsers Umgangs kann der Ausübung unsrer Pflichten insofern schädlich wer-

den, als uns die Gesellschaft zu viel von unsrer Zeit raubt; als sie unsre Aufmerksamkeit, die wir auf unsern Beruf, auf unsre häuslichen Geschäfte, oder auf uns selbst und die unsrigen wenden sollten, zu sehr auf sich zieht; insofern endlich, als sie eine Menge kleiner Begierden und Leidenschaften rege macht, welche unsern Eifer für die großen Endzwecke des menschlichen Lebens, oder für das unsrer Laufbahn vorgesteckte Ziel schwächen. Die Einsamkeit hingegen ist zu einer moralischen Aufführung insofern beförderlich, als sie dem beschäftigten Manne zu seiner Arbeit volle Zeit und Muße giebt; — als sie vom Menschen überhaupt Zerstreuungen abhält, und ihn weniger vergessen läßt, wozu er da ist, und was er zu thun hat; insofern endlich, sie sein Gemüth ruhig erhält, und ihm zu den trocknen Arbeiten und den wenig anmüthigen Unterhaltungen, die oft seine Pflicht von ihm fordert, nicht durch den Reitz lebhafterer Vergnügungen den Geschmack, oder durch den Rausch derselben die Fähigkeit raubt.

Zweytens die Einsamkeit begünstigt die Tugend der Sparsamkeit, und die Gesellschaft giebt eine Versuchung zur Verschwendung. Und da,

besonders bey der arbeitenden und erwerbenden Classe, die Verschwendung die Quelle vieler Laster, und die Sparsamkeit die Mutter vieler Tugenden ist: so ist unter solchen Umständen der moralische Charakter des Menschen überhaupt mehr bey der Eingezogenheit, als bey einem zerstreuten Leben, außer Gefahr.

Drittens der gesellige Umgang ist moralisch nützlich, wenn die Gesellschaft selbst gut ist: sie ist moralisch schädlich, wenn die Personen, mit welchen man umgeht, an Geist und Sitten verdorben, oder ungebildet sind. Das Sprichwort sagt: Leute machen Leute; das heißt, der Mensch wird nach und nach denjenigen ähnlich, mit welchen er häufig in Gesellschaft ist. Er wird durch den Umgang mit einsichtsvollen Personen verständiger, mit Hofleuten artiger, mit Ausschweifenden zügelloser, mit eigensinnigen Greisen vorurtheilsvoller, mit Pedanten Pedant, und mit dem Pöbel selbst Pöbel. Insofern die Gesellschaft des Menschen von seiner eignen freyen Wahl abhängt, ist es ihm sehr erlaubt gesellig zu seyn: aber es ist Pflicht für ihn, die beste zu suchen. Insofern dem Menschen durch seine Lage ein gewisser Kreis des Umgangs vorgeschrieben

wird:

wird: insofern erfordert die Moral von ihm, daß er sich in seine Umstände schicke, und lieber das Verdrüßliche der Einsamkeit ertrage, als sich, in der Gesellschaft ungebildeter Menschen, Versuchungen zu Thorheiten und Lastern aussetze, — hingegen auch, der Ruhe und Gemächlichkeit eines einsamen Lebens, einen lehrreichen aber anstrengenden Umgang vorziehe.

Eine zweyte Thatsache, welche uns die natürlichen Begriffe der Menschen, über den Einfluß der Einsamkeit und der Gesellschaft auf die Sittlichkeit entdeckt, ist, daß fast in allen Religionsparteien, die Frömmigkeit, — sie mag nun wohl oder übel verstanden gewesen seyn, — Einsiedler und Mönche erzeugt hat. Die Hindostaner haben ihre Fakirs, die zum Theil in Höhlen und Gräbern wohnen. Die Juden hatten ihre Essäer; die Türken haben ihre Derwische, die zwar in Conventen bey einander leben, aber sich doch von der übrigen Welt absondern. Aber das uns bekannteste und für uns wichtigste Beyspiel einer durch die Religion veranlaßten Wahl, — oder einer durch sie geheiligten Pflicht der Einsamkeit geben uns die Einsiedler und Mönche der christlichen Kirche, die

in dem dritten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung in Aegypten entstanden, sich seit dem sechsten unter mannigfaltigen Formen in ganz Europa ausgebreitet, und sich bis auf unsere Zeit erhalten haben.

Das reine Factum, welches uns diese Beyspiele zu untersuchen geben, ist folgendes. Die auf die Religion gebaute Moral hat die Menschen, von je her, geneigt gemacht zu glauben: daß in einer einsamen Lebensart sich ein höherer Grad der moralischen Vollkommenheit erreichen lasse, und daß also die Wahl einer solchen Lebensart, auf Zeitlebens, die Ausübung einer hohen Tugend sey. Es kommt nunmehro darauf an, in die Principien dieser so weit ausgebreiteten und so lange bestehenden Meinung einzudringen, und dann die Richtigkeit dieser Principien zu prüfen.

Die erste und natürlichste Reihe der Gedanken, welche fromme Menschen zu dem Entschlusse gebracht hat, sich dem Umgange der Menschen zu entziehn, es sey, indem sie sich in Einöden verbargen, oder sich mit einer kleinen Anzahl gleichdenkender Personen einschlossen, war ohne Zweifel, daß sie zu den Uebungen der Andacht Stille und Ruhe nöthig zu haben glaubten. Da die religiöse Tugend

auf die Verehrung eines unsichtbaren Wesens gegründet ist, und ihre stärksten Motiven aus einer zukünftigen, ebenfalls unsichtbaren Welt hernimmt: so schien, in jenen Tagen, um vollkommen zu werden, nichts nothwendiger, als sein Gemüth unaufhörlich mit jenen beyden großen Gegenständen, Gott und der Zukunft, zu beschäftigen. Da sie sich aber dem Gemüthe weder durch die Sinne darstellen, noch der Einsamkeit Stoff zu bildlichen Vorstellungen geben, dergleichen wir uns von den Dingen dieser Welt, auch wenn wir sie nicht gesehen haben, machen können: so wird zu ihrer Betrachtung ein tiefes und anhaltendes Nachdenken erfordert. Und wo ist ein solches Nachdenken anders, als in der Stille der Einsamkeit, möglich? — So wie die Betrachtung des Unsichtbaren eine Abziehung der Denkkraft, von den sinnlichen Gegenständen, voraussetzt: so kann auch die Liebe zu demselben nicht bestehn, wenn nicht die natürliche Neigung zu sinnlichen Vergnügungen geschwächt wird. Und die Einsamkeit ist es wieder, welche dieses leichter macht, weil sie die wenigste Gelegenheit zum Genusse solcher Vergnügungen darbiethet. Im Geschäfts- und im gesellschaftlichen Leben empfängt der Mensch so starke Eindrücke, daß sie sich seiner ganzen Aufmerksamkeit bemächtigen, und wird zu

so lebhaften Bestrebungen veranlaßt, die jede ruhigere Thätigkeit ausschliessen. Er muß also, — so glaubte man, — sich von Dingen, welche ihn durch ihren nahen Glanz blenden, entfernen: wofern er fähig werden soll, den schwächern Schimmer geistiger und entfernter Gegenstände gehörig wahrzunehmen, und von ihrem sanftern Reitze gerührt zu werden.

Die ersten Einsiedler und Mönche sahen also die Wüste, oder die Zelle als den geschicktesten Ort zu geistlichen Meditationen, — und diese als das einzige Mittel an, seinen moralischen Charakter zu verbessern.

In beyden Gedanken ist unstreitig etwas wahres. Es ist wahr, daß die Tugend Nachdenken, und Nachdenken Stille erfordert. Es ist wahr, daß die gewöhnlichen Gespräche der Menschen im Umgange, und die Verhandlungen mit ihnen in Geschäften uns wenig mit dem bekannt machen, was zu unsrer moralischen Besserung gehört; und daß wir also, wenn es uns ein Ernst um dieselbe ist, uns zuweilen von beyden in uns selbst zurückziehn müssen. Aber kann dadurch eine immerwährende Einsamkeit gerechtfertiget, oder nothwendig gemacht werden?

Das Betrachten soll zum Handeln führen. Daraus folgt, daß es nicht ewig während, noch ununterbrochen seyn kann. Daraus folgt ferner, daß wir, von dem Wohnsitze der Betrachtung, wieder unter die Menschen zurückkehren müssen, wo wir allein den Schauplatz unsrer Thätigkeit finden. Jene fromme Leute irrten auf eine zwiefache Weise: erstlich, indem sie die Betrachtung jener beyden unsichtbaren Gegenstände für die einzige Betrachtung ansahen, welche zur moralischen Besserung beytrage; und zweytens, indem sie die Mittel mit dem Endzwecke verwechselten, und dem, was nur eine Vorübung der Tugend seyn sollte, ihre Zeit so gänzlich widmeten, daß ihnen kein Raum zur Vollbringung der Tugend übrig blieb.

Eine zweyte Betrachtung, welche dem Einsiedler- und Mönchs-Leben zum Grunde lag, enthält eine ähnliche Mischung von Wahrheit und Irrthum. Sie wollten den Verführungen der Welt entgehn. Sie sahen ihr Zeitalter und die Menschen überhaupt für höchst verderbt an. Sie fanden, daß der Mensch durch nichts so leicht verführbar ist, als durch böse Beyspiele: und daß er nirgends so viele Gelegenheiten und Reitzungen zur Befriedigung seiner Lüste findet, als in der Gesell-

schaft andrer eben so sinnlicher Menschen, als er selbst ist. Sie suchten also die Einsamkeit, als einen Zufluchtsort der Unschuld; — nicht als ein Gut an sich, sondern als ein Verwahrungsmittel vor dem Bösen. Entfernt von diesen mannigfaltigen Anlässen und Reitzungen zum Laster, welche sich in der Welt finden, hofften sie ihre Herzen eher den Einwirkungen der Vernunft, oder der Gnade öffnen zu können.

Ohne Zweifel ist die Erfahrung gegründet, daß ein bösartiges Naturell, in der Gesellschaft lasterhafter Menschen, einen weit höhern Grad des sittlichen Verderbnisses erreicht, als wenn es sich selbst überlassen geblieben wäre, und daß ein unschuldiges aber schwaches, durch Beyspiele, Reitzungen und Gelegenheiten, — dergleichen es in dem Umgange der Welt gewiß findet, zum Bösen verführt werden kann, da es, von Versuchungen entfernt, seine ursprüngliche Sittlichkeit beybehalten hätte. Auch ist der Vorsatz löblich, die Vortheile und das Vergnügen, welche aus zahlreichen Verbindungen entstehn, lieber aufzuopfern, als seine Tugend in Gefahr zu setzen. Aber ist, zwischen einer absoluten Einsamkeit und zwischen einer vorsichtigen Einschränkung seines Umgangs, kein

Unterschied? Sind nicht die guten und bösen Beyspiele, die Gelegenheiten weiser und besser, und die, thörichter und ausschweifender zu werden, die Aufforderungen sich zu vervollkommnen, und die Gefahren sich zu verschlimmern, in der menschlichen Gesellschaft unter einander gemischt? Und liegt es nicht an uns, so weit irgend etwas von unserer Freyheit abhängen kann, ob wir den Honig oder das Gift aus diesem großen Garten sammeln wollen? Es ist wahr, die Tugend, welche sich auf dem Theater der Welt, in dem Gewirre der Geschäfte, oder in dem Rausche der Zerstreuungen unbefleckt erhalten soll, hat einen viel schwerern Kampf zu bestehen, als die, welche in dem Schatten eines einsamen Lebens verborgen ist. Aber was ist auch die Tugend ohne Kampf? Wie kann, ihre Aechtheit geprüft und ihr Werth erkannt werden, als wenn sie den Versuchungen wiedersteht, und sichtbar in der menschlichen Gesellschaft Gutes stiftet?

Die falsche oder die schwärmerische Frömmigkeit würde nicht so viele Menschen aller Zeiten und Völker zu Einsiedlern gemacht haben: wenn nicht wirklich die Liebe zur Tugend und das Verlangen nach sittlicher Vollkommenheit, mit einer gewissen

Neigung zur Stille und zum Nachdenken, zusammenhinge; wenn es nicht dem guten Menschen natürlich wäre, seine Gesellschafter sorgfältiger zu wählen, und eben deßwegen ihre Anzahl einzuschränken. Aber indem wir die Richtigkeit dieser Grundsätze anerkennen, werden wir uns hüten, zu die Folgerung einzustimmen, daß das beschauliche Leben dem thätigen vorzuziehn sey, und daß man sich ganz von der Welt entfernen müsse, um ihren Versuchungen zu entgehn.

Noch eine dritte Meinung scheint in dem Geiste jener, durch die Religion der Welt entzognen Einsiedler geherrscht, und auf die Errichtung der geistlichen Orden und die Bestimmung ihrer Regeln Einfluß gehabt zu haben. Sie ist gewiß die unrichtigste unter den dreyen: aber sie könnte leicht, bey schwärmerischen Frommen, die größte Wirkung gethan haben. Ich rede von der Meinung, daß der sündige Mensch, um seine Schulden abzubüssen, und der Gnade des Himmels gewiß zu werden, sich selbst willkührliche Strafe aufzulegen, daß heißt, sich zu kasteyn verbunden sey; und daß eine beständige Einsamkeit unter die strengsten Kasteyungen gehöre. In der That ist der natürliche Hang des Menschen zur Gesellschaft so groß; er

opfert so wichtige Vortheile und Vergnügungen auf, wenn er dem Umgange mit Menschen entsagt; und lange Weile und Trübsinn sind so unzertrennliche Gefährten einer lange daurenden Einsamkeit: daß, wenn ein freudenleeres und trauriges Leben uns die Gnade des Himmels erwerben kann, gewiß, um sie zu erhalten, nichts zweckmäßiger seyn kann, als sich in eine Einöde zu verbannen, oder zwischen vier Mauern zu verschließen.

Aber woher kam in einen menschlichen Kopf dieser so ungereimt scheinende Gedanke, daß der Vater der Menschen, den sie als den Urheber ihres Lebens und alles Guten, dessen sie genießen, verehren, an ihren freywilligen Qualen ein Gefallen habe? Woher entstand die seltsame Hoffnung, ihm wohlgefälliger zu werden, wenn sie Vergnügungen entsagten, welche er selbst in der Einrichtung der Dinge für sie zubereitet hatte, und sich Schmerzen auflegten, von denen sie, vermöge ihrer Natur, befreyet waren? Wie war es besonders möglich, begangene Fehler, nicht durch eine veränderte Aufführung, sondern durch eine einsame Lebensart, in der man weder Gutes noch Böses thun kann, vor dem höchsten Richter aussöhnen zu wollen?

Doch keine Meinung ist so ungereimt, von der, wenn sie zu irgend einer Zeit weit ausgebreitet gewesen ist, man nicht vermuthen kann, daß etwas wahres bey ihr zum Grunde liege. Die zu große Ausdehnung, die man einer in ihrer ersten Einschränkung richtigen Idee giebt, ist die Quelle der meisten und der gröbsten Irrthümer: so wie die Uebertreibung einer natürlichen Empfindung, oder eines rechtmäßigen Triebes, die Ursache der gefährlichsten Leidenschaften wird.

So auch in unserm Falle. Die Menschen durften nicht lange über ihre moralische Natur nachgedacht haben, um einzusehen, daß die Selbstbeherrschung an sich eine große Tugend und der Grund der meisten übrigen sey. Der Hang zum Vergnügen und die Furcht vor dem Schmerze gaben sich gar bald als unsre stärksten Empfindungen und unsere mächtigsten Triebfedern zu erkennen, die eben deswegen der Vernunft, wenn sie als Gesetzgeberinn beym Menschen auftritt, den größten Widerstand entgegen setzen. Um dieser mehr Ansehn zu verschaffen, mußte man jenen etwas von ihrer Gewalt entziehn. Ihr natürlicher Ungestüm schickte sich nicht zu der Ordnung und Regelmäßigkeit, in welchen das Wesen der Tugend besteht. Wer sich das-

jenige abschlagen kann, was seinen Begierden schmeichelt, und sich vieles ohne Murren gefallen läßt, was ihm unangenehm ist: den erkannte man bald als den einzigen Mann, der fähig wäre mit Standhaftigkeit weise und gerecht zu handeln. Es schienen also nun auch eigne Uebungen nöthig, um dem Menschen diese Herrschaft über sich selbst zu verschaffen. Und worin konnten solche Uebungen anders bestehn, als in freywillig aufgeopferten Vergnügungen, und in freywillig übernommenen Schmerzen? Die Uebungen des Kriegsmanns müssen vor dem Tage der Schlacht vorhergehn. Ehe also die Gelegenheit eintritt, wo die Natur und die Pflicht den Menschen auflegt zu leiden, oder Vergnügungen zu entbehren, muß er schon zum voraus dazu gewöhnt seyn, unter Abwechselungen dieser Art seine Gleichmüthigkeit zu erhalten. Daher haben die von Schwärmerey entferntesten Moralisten aller Zeiten den Freunden der Tugend angerathen, sich zuweilen kleine Prüfungen der Selbstbeherrschung aufzulegen, auch wenn sie durch die Umstände nicht durchaus nothwendig gemacht werden.

Unter solche nützliche Prüfungen gehört sicher auch die, sich zuweilen den gesellschaftlichen Zer-

streuungen, die man haben könnte und die man liebt, zu entziehn, und in der Einsamkeit Beschäftigungen vorzunehmen, die pflichtmäßig sind, aber die man weniger liebt. Wer gar nicht bey sich selbst wohnen kann, und sich unglücklich fühlt, sobald er allein ist, wird gewiß viele seiner Pflichten nicht erfüllen, oder er wird sie wenigstens unwillig und oben hin verrichten. Welche Mittel des Unterrichts, welche schätzbaren Geistes-Uebungen derjenige entbehrt, der die Einsamkeit nicht ertragen kann: haben uns schon die Betrachtungen des ersten Theils dieser Abhandlung gelehrt.

Auf diesem festen Grunde haben die Schwärmer ein unhaltbares Gebäude der Moral aufgeführt. Aus dem, was nur die Vorübung der Tugend seyn sollte, haben sie die Tugend selbst gemacht; und die Ausnahme haben sie zur Regel erhoben. Weil sie in das Unangenehme der Entbehrungen und der Schmerzen selbst, und nicht in die Standhaftigkeit, welche sie zu rechter Zeit und am gehörigen Orte erträgt, das Verdienstliche setzten, haben sie jene ohne Noth und ohne Nutzen verlängert und erschwert: wozu die unglückliche Idee der Büssungen, welche sich in alles einmischte, am meisten beygetragen hat.

Hierzu werden wir nun auf keine Weise einstimmen können. Wir werden, um auf unsern besondern Fall zurück zu kommen, glauben, daß die Einsamkeit, insofern sie ein unangenehmer Zustand ist, auch von uns gemieden werden muß, so viel es geschehen kann: daß sie aber so, wie jedes Uebel, eine Gelegenheit werden kann, uns in der Beherrschung unsrer selbst zu üben. Als solche, werden wir sie zuweilen freywillig wählen: auch wenn wir in guter Gesellschaft fröhlich seyn könnten. Dadurch werden uns manche Pflichten erleichtert werden, zu deren Ausübung wir durchaus allein seyn müssen. Dadurch werden wir auf manche Schicksale des menschlichen Lebens vorbereitet werden, die uns unfehlbar von der Gesellschaft der Menschen entfernen.

Endlich werden wir auch einsehen, daß, wenn unsere Umstände uns zur Eingezogenheit nöthigen, oder unsere Pflichten uns dazu verbinden, wir für die Vergnügungen, deren wir entbehren, dadurch in der That einen Ersatz bekommen, daß wir mit einem geringern Grade von Vergnügen zufrieden seyn, oder vielmehr die ganz geistigen Vergnügungen denen mit sinnlichem Genuß vermischten, vorziehn lernen. Denn in der That die Einsamkeit und

die Beschäftigungen, welche sie den Menschen übrig läßt, haben auch ihre großen Annehmlichkeiten. Aber es sind solche, zu deren Genuß er mehr von seiner eignen Kraft aufwenden, mehr Vorkenntnisse erworben, mehr Vorübungen angestellt haben muß. Eben dieß ist der moralische Nutzen der Einsamkeit: daß sie uns das Vergnügen etwas schwerer macht, und uns also zu Anstrengungen nöthiget, die uns vervollkommen. Indem sie den Zufluß angenehmer Empfindungen und Ideen von außen verhindert, macht sie uns auf die Schätze aufmerksam, welche in unserm eignen Geiste verborgen liegen. Sie wird die Mutter der Tugenden, durch die Schwierigkeiten, die sie uns zu überwinden giebt.

Uebrigens können auch die Annehmlichkeiten derselben zu sinnlichen werden, wenn sie bloß in dem Hange des Temperaments und in der Gewohnheit ihren Grund haben. Der Schüchterne liebt die Einsamkeit, weil er hier der Beurtheilung der Menschen nicht ausgesetzt ist: der Träge liebt sie, weil er zum Vergnügen anderer keine Anstalten machen, für ihre Unterhaltung sich den Kopf nicht zerbrechen will. Der Liebhaber geheimer Ausschweifungen verbirgt sich in ihr vor dem Tadel der Welt.

Bey allen diesen Personen wird ihre Sittlichkeit gewiß nicht durch die Einsamkeit, als durch eine Gelegenheit der Selbstbeherrschung, befördert: sondern ihre sinnlichen Triebe finden in ihr eine Befriedigung, durch die sie noch mehr verstärkt werden. In derjenigen Rücksicht also, von welcher ich jetzt rede, ist im Grunde die Einsamkeit der Tugend nicht günstiger, nicht mit ihr näher verwandt, als die Gesellschaft. Jeder muß den Zustand ertragen lernen, welchem er am abgeneigtesten ist: jeder muß die Rolle am sorgfältigsten studiren, welche ihm zu spielen am schwersten fällt. Nur weil der sinnliche Hang zur Geselligkeit weit ausgebreiteter unter den Menschen ist, als die Temperaments-Neigung zur Einsamkeit: so ist es auch vielleicht nöthiger, dem großen Haufen, die Pflicht sich zuweilen in der Stille zu sammeln, als die Pflicht sich im Umgange andern mitzutheilen, zu predigen.

Die dritte Erfahrung, die ich anzuführen habe, sticht gegen die vorhergehenden gewaltig ab. Es scheint, daß auch hier die beyden äussersten Endpuncte einander berühren. Die Heiligen und die Mörder beyde wohnen in Wüsten und Höhlen.

Die schwärmerische Begierde, sich moralisch zu veredeln, hat von jeher Menschen verführt, sich von ihres Gleichen abzusondern. Der höchste Grad bösartiger Neigungen bringt fast bey allen, welche unglücklich genug sind, sich auf diese Weise auszuzeichnen, eine ähnliche Wirkung hervor. Auch unter den Thieren leben die Raubthiere einsam: und nur die Friedfertigen, die vom Pflanzenreiche ihre Nahrung suchen, gesellen sich in Heerden zusammen. Bey Menschen, welche durch mörderische Wuth oder räuberische Habsucht sich den Thieren nähern, ist es natürlich, daß sie sich von der Gesellschaft des edleren Geschlechts, dessen Auswürflinge sie sind, freywillig ausschliessen. Sie finden, Dank sey es der Vorsehung, nach der Errichtung der bürgerlichen Gesellschaften, nur wenige Menschen auf dem Erdboden, die in Denkungsart und Gesinnung hinlänglich mit ihnen übereinstimmten, um einer Freundschaft gegen sie Raum zu geben. Wie könnten sie sich überdieß den Unschuldigen und Friedlichen, denen sie so feindselig nachstellen, und deren Haß sie auf sich geladen haben, mit gutem Herzen nähern? Auch ist zur Ausführung ihrer verderblichen Anschläge die Heimlichkeit durchaus erforderlich, welche durch ein einsames Leben am ersten möglich gemacht wird. Man kann noch

hinzusetzen,

hinzusetzen, daß eine finstere und melancholische Gemüthsart, die den Hang zur Einsamkeit erzeugt, wenn sie bey einem Menschen ohne sittliche Gefühle vorhanden, oder wenn sie mit Habsucht, oder mit Armuth und Elend verbunden ist, zu den schwärzesten Verbrechen führt. Aber ohne zu diesen ausgearteten Gliedern des Menschengeschlechts, die, wie alle Mißgeburten, selten und einzeln in ihrer Art sind, herabzusteigen, finden wir eine andere zahlreichere Classe, welche die Einsamkeit in den Verdacht der Unsittlichkeit bringen könnte. Dieß sind besonders die gröbern Wollüstlinge aus den höhern und mittlern Ständen, die entweder mit der Tugend auch den Anstand abgelegt, und deßwegen aufgehört haben, für die Gesellschaft, in der sie eigentlich leben sollten, zu passen; oder die, durch einen Rest von Scham und durch die Furcht vor Zwang, zurückgehalten werden, sich in dieselbe zu mischen. Wenn man einen reichen und vornehmen jungen Mann findet, der, ohne große Geschäfte oder eine besondere Liebhaberey zu haben, in den Versammlungen des Adels, an seinem Orte oder in seiner Nachbarschaft niemahls erscheint; wenn man einen sieht, der zur Aufnahme der guten Gesellschaft in seinem Hause vollkommen ausgerüstet und vorbereitet ist, und doch keinen Menschen we-

der zu seiner Tafel noch zu seinen Ergetzlichkeiten einladet: so kann man ziemlich sicher schließen, das diese Ergetzlichkeiten von etwas niedriger Art sind; daß er sich nicht nur mit geringerer, sondern auch mit schlechterer Gesellschaft abgiebt, als er in dem öffentlichen Umgange seines Standes finden würde; und daß er mit einem Worte Dinge in seinem Hause vornimmt, die er andere nicht kann sehen lassen, ohne sich ihrem Tadel auszusetzen. Wie oft hat nicht selbst einen verdienstvollen Mann, ein unglückliches Liebesverständniß, oder eine gesetzwidrige Verbindung mit einer seiner unwürdigen, oder in ihren Umständen ihm zu ungleichen Person, von derjenigen Gesellschaft abgehalten, deren Zierde er hätte seyn können!

Die bisherigen Beyspiele zeigen uns Menschen, welche dadurch bewogen wurden, einsam zu leben, weil sie ausschweifend leben wollten. Andere Beyspiele zeigen uns den umgekehrten Einfluß der Einsamkeit, auf die Erweckung und Ausartung wollüstiger Begierden. Die Religion selbst hat die Einsiedler und Mönche nicht davor schützen können. Wie mancher unschuldige Mann der ent-

weder aus Eigensinn, oder in der bessern Absicht, irgend ein Studium zu verfolgen, den erlaubten Zerstreuungen im geselligen Leben entsagt hatte, lernt nach und nach in der Einsamkeit, sich für so große Aufopferungen durch unerlaubte Vergnügungen schadlos halten. Bey dem einen, wurde die Einbildungskraft um desto mehr erhitzt, je weniger die Sinne mit äußern Gegenständen beschäftiget waren. Bei dem andern, wuchs eine schon keimende Begierde, in einem von allen anderen Eindrücken leeren Herzen, zu einer ausschweifenden Herrschaft. Bey einem dritten, entwickelten sich geheime Anlagen zur Unsittlichkeit, da sie durch die Aufsicht des Publicums nicht mehr im Zaume gehalten wurden. Dieser letzte Umstand kommt vorzüglich in Betrachtung. Der gesellschaftliche Mann lebt vor den Augen der Menschen und hat die Urtheile derselben zu fürchten: der in der Einsamkeit verborgne hat keinen Zeugen und Richter seiner Handlungen, als sich selbst. Er kann also nur, durch stumpfe Sinnen und ein kaltes Temperament, oder durch eine höhere Gewissenhaftigkeit, vor Ausschweifungen bewahrt werden.

Noch sind zwey ins Große gehende Erfahrungen, die unsern Gegenstand betreffen, übrig: die

eine, geschöpft aus den Schriften der Dichter und Weltweisen; die andere aus der Geschichte der Welt.

Jene preisen mit Einer Stimme das Glück und die Unschuld eines stillen Privatlebens. Sie geben es für die letzte Frucht der Erfahrungen aus, die sie in ihrem Verkehr mit der Welt gesammelt haben: daß derjenige am besten lebe, der sich am besten zu verbergen wisse. Sie schildern die Höfe, als den Sitz des moralischen Verderbnisses, und suchen Tugenden und Glück nur in der einsamen Hütte des Landmanns.

Was ist aber der Unterschied der beyden Zustände, die, in ihrer Beziehung auf Moralität, einander so entgegengesetzt werden? Er besteht hauptsächlich in der Menge, oder der Seltenheit der Verbindungen, welche den darin lebenden Menschen mit der übrigen Welt verknüpfen. Was ist ein Privat-Mann, und was ist ein Hof? Jener ist ein Bürger, der, weil er an der Regierung des Staats wenig, oder keinen Antheil hat, auch den meisten Staatsgliedern unbekannt ist, und weder von vielen Menschen aufgesucht wird, noch des Beystandes Vieler zu seinen Absichten bedarf. Der

Hof hingegen ist die Gesellschaft des Fürsten, das heißt diejenige, welche dem Regierer des Staats und dem Mittelpuncte desselben am nächsten ist. Gegen diesen Punct drängen sich alle Verhältnisse. Von ihm aus laufen die Fäden, welche die ganze Maschine des Staats zusammen halten, und dessen Triebfedern in Bewegung setzen. Hier leben die Menschen, deren die andern Staatsbürger am meisten nöthig haben, und die hinwiederum der Mitwirkung der größten Anzahl zur Erreichung ihrer Absichten bedürfen. Der Unterschied zwischen dem Hof- und Privat-Leben liegt also darin: daß das erste den Menschen mit sehr vielen, das andere mit wenigen Personen in Verbindung setzt. Die allgemeine Meinung scheint also dahin zu gehen, daß die Tugend und Unschuld des Menschen in Gefahr sey, wenn er in einer allzu ausgebreiteten Gesellschaft lebt, und sicherer gestellt werde, wenn er sich in einen kleinen Kreis zurückzieht.

Die Thatsache der Geschichte, auf welche ich hindeutete, zeigt uns die Sache wieder von der entgegengesetzten Seite. In allen Zeitaltern und bey allen Völkern erblicken wir den Fortgang der Sittlichkeit im Gefolge der wachsenden Geselligkeit. Der er-

ste Schritt zur bürgerlichen Cultur ist, daß die Menschen aus dem zerstreuten Nomaden-Leben in Dörfer und Städte gesammelt werden. Was geschieht dadurch anders, als daß sie einander näher kommen, und Gelegenheit erhalten gesellschaftliche Verbindungen unter einander zu errichten? Um die Nationen, von dieser ersten Stufe dea Verfeinerung auf eine höhere zu erheben, finden wir in den frühern Zeiten kein Mittel wirksamer, als die Zusammenkünfte derselben bey öffentlichen Religions-Festen und Schauspielen. Die tiefe Verehrung war nicht ohne Grund, welche die Griechen für den Olympischen Siegeskranz und die Athletischen Uebungen hegten: so unbedeutende Gegenstände sie auch für uns zu seyn scheinen. Aber sie waren die Gelegenheit gewesen, daß die Griechischen Völkerschaften auf eine Zeitlang ihre Fehden bey Seite gesetzt, und sich mit einander im Genusse eines gemeinschaftlichen Vergnügens vereinigt hatten. Durch sie waren die Kenntnisse, welche sich einzelne Personen, oder Volksstämme erworben hatten, bey der ganzen Nation in allgemeinen Umlauf gekommen. Zu Olympia hatte Herodot die Griechen die Geschichte und Erdbeschreibung gelehrt, so viel man damahls von beyden wissen konnte und zu wissen brauchte. Dichter und Künstler hatten hier

durch Ausstellung ihrer Werke den Geschmack der Nation veredelt, oder nützliche Lehren verbreitet.

Auch in dieser Hinsicht hat die Religion dem menschlichen Geschlechte große Dienste geleistet. Die frühesten Feste, bey welchen die Menschen die Freuden der Geselligkeit genossen, waren gottesdienstliche Zusammenkünfte. Kein Gastmahl gab es im Alterthum, als im Gefolge eines Opfers. Auch jene berühmten Wettkämpfe, welche die Einwohner von ganz Griechenland herbey zogen, wurden nur zu Ehren und an den Festtagen gewisser Gottheiten gehalten. In unserm neuen, und besonders im nördlichen Europa, haben die Kirchen und Klöster den zerstreuten Landleuten den ersten Sammelplatz angewiesen, und zur Erbauung der Städte Anlaß gegeben. Feyerliche Messen an den Tagen der Schutzheiligen eines Landes, sind die Gelegenheit geworden, auch die Einwohner entfernter Gegenden zu gegenseitigem Verkehr zu vereinigen, und haben daher auch denjenigen Zusammenkünften, die bloß den Handel zur Absicht haben, ihren Nahmen mitgetheilt. Allenthalben, wo sich, aus welcher Ursache es auch seyn mochte, der Umgang unter den Menschen vermehrte; wo Religion und Handel, oder Schauspiele und Lust-

barkeiten sie häufiger zusammen brachten, und sie zum Umtausche ihrer Gedanken und Empfindungen sowohl, als ihrer Waaren veranlaßten: da wurden auch die Sitten milder. An die Stelle der alten Barbarey, trat Anstand und Artigkeit; die Gesetze bekamen mehrere Kraft; die Erbfeindschaften einzelner Familien und ganzer Völkerschaften hörten auf, nachdem sie sich einander genauer kennen gelernt hatten, — und mit ihnen die Mord- und Raub-Lust, die durch den Haß war entschuldiget und gereitzt worden. Die unschuldigern Mittel sich zu bereichern, welche der Handel, und die sittlichern Vergnügungen, welche die Gesellschaft anboth, verdrängten die Neigung des rohen Natur-Menschen zu Kampf und Streit, durch die er ebenfalls bald Eigenthum zu erwerben, bald bloß sich zu belustigen gedachte.

In den Ländern, die am spätesten, und gleichsam unter unsern Augen cultivirt worden sind, sehen wir dieses am deutlichsten. Die Ungern, zum Beyspiele, sind in einem Zeitraume von acht hundert Jahren, von der rohesten Wildheit zur vollkommsten Europäischen Verfeinerung, empor gestiegen: und jede Stufe ihres Fortgangs ist, durch eine neue Vermehrung ihrer Geselligkeit, bezeichnet. Ein neuerer

Geschichtforscher merkt an, daß Matthias Korvinus, der zur Bildung dieser Nation mehr, als irgend ein anderer ihrer Könige, beygetragen hat, sie ganz vorzüglich, durch die Errichtung einer Residenz und einer Hofhaltung in Buda, beförderte, wohin er den Adel des Landes versammelte. Ueberhaupt werden wir den Höfen, wenn wir nach der Geschichte über sie urtheilen, das Verdienst zugestehen müssen, mit der feinern Geselligkeit, auch die Sittlichkeit unter rohen Völkern verbreitet zu haben.

Aus den Widersprüchen, unter den bisher angeführten Erfahrungen, ergiebt sich nun der Schluß: daß weder die Einsamkeit an sich, noch die Gesellschaft an sich, mit der moralischen Verbesserung, oder Verschlimmerung des Menschen, einen nothwendigen und gleichförmigen Zusammenhang habe; daß der Mensch für keinen von diesen beyden Zuständen ausschließend gemacht sey; daß ihm bald die Einsamkeit, bald der gesellige Umgang, zur Bildung seines sittlichen Charakters nützlich sey, nachdem entweder er selbst, oder nachdem die Gesellschaft beschaffen ist, zu welcher er Zutritt hat; daß in der Regel Einsamkeit und Gesellschaft, Umgang mit uns selbst und Umgang mit andern, mit

einander abwechseln müssen, wenn nicht irgendwo, im Geist oder Charakter, ein roher ungebildeter Theil übrig bleiben soll.

Um nun diese Mannigfaltigkeit von Einflüssen, mit mehrerer Genauigkeit und Ordnung, zu übersehn, will ich den allgemeinen Einfluß, den Einsamkeit und Gesellschaft auf alle Tugenden, das heist, auf den moralischen Charakter überhaupt haben, von demjenigen Einflusse absondern, durch den sie auf jede der Haupttugenden insbesondere wirken. Jener allgemeine Einfluß scheint sich mir hinwiederum am füglichsten unter drey Hauptstücke bringen zu lassen. Er betrifft entweder die Grundsätze und das moralische Gefühl; oder die Uebung der Moralität durch äußere Handlungen, — und dieß letztere wieder auf doppelte Weise, erstlich insofern die Gesellschaft oder die Einsamkeit zur Ausübung gewisser Pflichten die Gelegenheit und den Schauplatz darbiethet, zweytens insofern die eine oder die andere die Gewohnheit auf gewisse Weise zu handeln befördert. Um eine Fertigkeit in der Tugend zu erhalten, sind zuerst tugendhafte Gesinnungen, — ist zuerst der Vorsatz, gut zu handeln, nothwendig. Aber der Mensch kann noch nicht alles das, was er

sich vorsetzt. Er muß nun erst in Umstände kommen, wo er Versuche zur wirklichen Ausübung mache. Hier wird er unerwartete Schwierigkeiten von Seiten der äußern Verhältnisse, andere von Seiten seiner eignen Neigungen finden. Diese müssen nach und nach, durch öftere Wiederhohlung gleichartiger Handlungen, überwunden werden. Der zweyte Umstand also, welcher seine moralischen Fertigkeiten befördert oder verhindert, ist, ob er viele oder wenige Gelegenheiten habe, Pflichten einer gewissen Art auszuüben. Das ist auch der zweyte Umstand, durch welchen sich Einsamkeit, von der Gesellschaft, in Absicht ihres moralischen Einflusses, unterscheidet. Endlich giebt es, außer den innern Prinzipien, noch äußere Beförderungs-Mittel der Tugend und des Lasters, durch Hervorbringung mechanischer Gewohnheiten, welche der einen oder der andern günstig sind. Hier kommt besonders die Macht des Beyspiels und der Trieb der Nachahmung, — hier kommen gewisse sinnliche Ermunterungen in Betrachtung, welche aus dem Vortheile oder dem Nachtheile, aus dem Vergnügen oder dem Schmerz, der unsere Handlungen unmittelbar begleitet, entstehn. Auch solcher Gewohnheiten, solcher Ermunterun-

gen giebt die Einsamkeit den Menschen andere, als die Gesellschaft. Doch werden die beyden letzten Puncte, die Gelegenheit und die Ermunterung, sich gemeiniglich bey einander finden. In einem Zustande, wo viele Veranlassungen sind, gewisse Pflichten auszuüben, finden sich gemeiniglich auch Beyspiele und Ermunterungen für dieselbe.

Erste Abtheilung.

Was kann Einsamkeit, oder Gesellschaft, zur Bildung moralischer Grundsätze, und Gesinnungen beytragen?

Daß, was zu allererst hierbey in die Augen fällt, und was also gewiß auch den wichtigsten Punct ausmacht, ist, daß im eigentlichen Verstande, moralisch, nur derjenige handelt, der nach Grundsätzen handelt, — Grundsätze aber, das Werk der nachdenkenden Vernunft sind; und daß das Nachdenken, besonders über unsichtbare Gegenstände, durch die Einsamkeit erleichtert wird, im Geräusche aber unmöglich ist.

Zwey Untersuchungen sind es vornehmlich, die dem tugendhaften Manne unentbehrlich sind: Untersuchung dessen, was Recht und Unrecht ist, — und die Prüfung seiner eignen Handlungen. Ein richtig belehrtes Gewissen und Selbstkenntniß: das sind die beyden Grundpfeiler, auf welchen die Sittlichkeit eines Menschen ruht.

Nicht jeder rechtschaffene Mann darf ein Philosoph seyn und sich in Speculationen über die ersten Gründe der Sittlichkeit einlassen. Ja, dieses wissenschaftliche Studium der Moral führt den Menschen noch nicht, zu derjenigen Kenntniß seiner Pflichten, die er zur Ausübung derselben braucht, und die er nur, aus der Betrachtung seiner eigenthümlichen Natur und seiner besondern Umstände, schöpfen kann. Aber auf der anderen Seite ist es durchaus unmöglich, wirklich tugendhaft zu seyn, und immer nur nach Instincte, nach Beyspiel oder nach Gewohnheiten zu handeln.

Die Stimme des Gewissens ist eine leise Stimme, die sich in dem Geräusche der Welt schwerlich hören läßt. Und doch ist es unmög-

lich, zu einem moralisch guten Charakter zu gelangen, wenn man diesen inneren Zeugen und Richter seiner Handlungen nicht zuweilen auch ausführlich befragt und abhört.

Von nichts in der Welt wird weniger in Gesellschaft gesprochen, als von dem moralischen Verdienst oder von der Schuld derjenigen Personen, welche die Gesellschaft ausmachen. Selbst von Handlungen, welche allgemeines Aufsehen erregen und von jedermann beurtheilt, gelobt oder getadelt werden, wird in der Gegenwart der handelnden Personen sorgfältig geschwiegen. Noch vielweniger machen die Gesetze der Moral, und die Anwendung derselben auf unsre Umstände den Gegenstand der gewöhnlichen Unterhaltungen, in dem Umgange mit andern, aus.

Schon die gute Lebensart verbiethet es, sich zum Richter oder Gesetzgeber der Personen, mit denen man umgeht, aufzuwerfen, und doch würde man hiervon den Schein haben, wenn man entweder von den Pflichten, die sie in einem gegenwärtigen Falle zu beobachten, oder von denen, die sie in einem vergangenen versäumt haben, reden wollte. Aber

auch die Natur der moralischen Verhältnisse, und die Natur und Absicht der gesellschaftlichen Zusammenkünfte führt unvermeidlicher Weise das Gespräch auf ganz andere Gegenstände. Was die ersten betrifft, so ist klar, daß, um gründlich beurtheilen zu können, was ein Mensch zu thun habe, und wie er seine Aufführung, um pflichtmäßig zu handeln, einrichten müsse, eine solche genaue Kenntniß seiner ganzen Lage und seiner persönlichen Eigenschaften nöthig sey, dergleichen nur er selbst, oder sein vertrautester Freund haben kann. Eine eben so genaue Bekanntschaft mit dem Menschen und mit seinen Umständen wird erfordert, wenn man die vergangene Aufführung desselben einer moralischen Prüfung unterwerfen will. Das hält freylich niemanden ab, entweder bey sich selbst, oder mit einem dritten, diese Materien abzuhandeln. Es ist sogar der gewöhnliche Gegenstand des allgemeinen Gesprächs, über das Betragen abwesender Personen, besonders wenn dieselben durch ihr Amt und ihren Stand von Wichtigkeit sind, selbst bey einer sehr entfernten Bekanntschaft mit denselben, zu urtheilen, und ihnen Lob oder Tadel auszutheilen. Aber jeder ist sich auch der Seichtigkeit und Un-

sicherheit dieser Urtheile so sehr bewußt: daß er es nicht wagt, mit denselben bey den Personen selbst, über welche er sie fällte, aufzutreten.

Was die Natur der gesellschaftlichen Zusammenkünfte betrifft, so haben sie immer eine näher liegende Beziehung; — entweder auf ein gewisses Interesse, oder auf das Vergnügen der sich versammelnden Personen. Dieser nahe und sinnlichere Gegenstand schließt einen so entfernten und abstracten, als der moralische Werth der menschlichen Handlungen ist, aus.

Es ist die letzte Frucht einer vollkommnen und ganz vertrauten Freundschaft, wenn ein Mensch, von den Tugenden und Fehlern eines andern, mit ihm selbst reden, und ihm, für seine künftige Aufführung in Absicht dessen, was in derselben recht oder unrecht ist, Vorstellungen machen darf. Der Umgang mit einem solchen Freunde ist allerdings im Stande, auf die moralischen Grundsätze eines Menschen einen vortheilhaften Einfluß zu haben. Aber ein Umgang dieser Art ist etwas so seltnes: daß er gar nicht in Betrachtung kommt, wenn von Gesellschaft überhaupt und ihrem Einflusse auf

Sitt-

Sittlichkeit die Rede ist. Ueberdieß ist der Umgang, mit einem Einzigen, der Einsamkeit nahe verwandt. Und es macht selbst eine Art des Nutzens aus, den man von der Einsamkeit ziehn kann, daß man sich um desto mehr einer einzelnen Person überliefert, mit der man in Denkungsart und Gesinnung übereinstimmt, oder durch deren höheres Verdiest man ist angezogen worden. Ja es entstehen solche innige Freundschaften, dergleichen nöthig sind, wenn ein Mensch der Führer und Wächter des andern, auf dem Wege zur Tugend, seyn soll, sehr selten unter Personen, die in einen ausgebreiteten Kreise des Umgangs leben, oder durch ihre Geschäfte mit sehr vielen Menschen in abwechselndem Verkehr stehn. Die Zerstreuung ist jeder innigen und tiefen Empfindung hinderlich. Und selbst diejenigen Personen, welche einer vertrauten Freundschaft fähig sind, und ihnen ähnliche Männer gefunden haben, sind doch nicht im Stande, sich diesen hinlänglich zu nähern und mit ihnen gleichsam zusammen zu wachsen, wenn sie ihre Zeit unter zu viele Personen theilen müssen.

Da also, in dem Geschäfts- und gesellschaftlichen Leben der Menschen, alles andere eher

der Gegenstand der Untersuchung wird, als die Moralität der Handlungen; da alles das, was vor den Richterstuhl des Gewissens gehört, von der Gerichtsbarkeit der gemeinschaftlichen Beurtheilung im Gespräche ausgeschlossen ist: so muß nothwendig der Mensch diesen Zweig der Weisheit, die Kenntniß dessen, was er als ein moralisch guter Mensch zu thun hat, und was er, nach seinem bisherigen Betragen für ein Urtheil verdient, entweder gänzlich vernachläßigen, oder er muß den Mangel geselliger Belehrungen, durch eignes, einsames Nachdenken, zu ersetzen suchen.

Schon Pythagoras und die ältesten Moralisten wiesen den Menschen dazu an, in der Stille der Nacht, auf dem einsamen Lager, jeden Tag mit einem Selbstgespräche zu beschließen, in welchem er sich selbst über das, was er während desselben gethan und gelassen hätte, zur Rechenschaft zöge, und in die Bewegungsgründe seiner Handlungen eindränge.

Der Bildung moralisch richtiger Grundsätze ist ein durch Gesellschaft und Geschäfte zerstreutes Leben, wenn es nicht durch Zeiten der Ruhe

und der Eingezogenheit unterbrochen wird, auf eine von folgenden drey Arten schädlich: durch Gedankenlosigkeit und Frivolität; durch ein zu starkes Interesse für Gegenstände, die sinnlich sind und mit der Tugend nichts gemein haben; endlich durch die Einstimmung in Meinungen, welche man bey einem großen Theile der feinern Welt angenommen findet, oder durch die Beyspiele derselben gerechtfertigt glaubt.

Erstlich, der Einsame kann schwerlich so leichtsinnig, und aller Moralität vergessen gemacht werden, als es viele deren sind, welche sich den geselligen Vergnügungen ganz widmen. Der Umgang ist, nicht nach dem, was er seyn könnte, sondern nach dem, was er ist, — mehr eine Zerstreuung, als eine Beschäftigung des Geistes: erfüllt die Zeit aus, ohne daß wir sie eigentlich zu irgend einem bestimmten Zwecke anwendeten. Je zahlreicher und je glänzender die Cirkel werden: desto unbedeutender werden die Gespräche; desto weniger Gelegenheiten biethen sich in denselben dar, sich zu unterrichten, oder seinen eignen Geist zu üben; desto mehr wird alles darauf angelegt, die Sinne in einem angenehmen Rausche zu erhalten, oder der Einbildungskraft eine leichte Nahrung zu

geben. Bey Menschen, welche aus diesem Schwarme nie zu sich selbst kommen, gewöhnt sich das Gemüth an eine so leichte Speise, und verliert theils den Geschmack an ernsthaften Ideen und zusammenhängenden Betrachtungen, theils die Fähigkeit, solche Ideen zu fassen und solche Betrachtungen anzustellen. Die Tugend ist aber etwas Ernsthaftes; die Kenntniß seiner Pflichten, und die Kenntniß seiner selbst kann der Mensch nicht, ohne eine anhaltende Aufmerksamkeit und ein angestrengtes Nachdenken, erhalten. Diese Gegenstände stechen mit Spiel und Tanz und dem gewöhnlichen Geschwätze der Alltags-Gesellschaften, zu sehr ab: als daß es sogar leicht seyn könnte, von den letztern auf die erstern überzugehn.

Zweytens, wenn aber auch die Gesellschaft weniger frivol ist; wenn sie wirklich den Geist durch ein starkes Interesse in Thätigkeit erhält, und sein Nachdenken zu Betrachtungen auffordert: so sind es doch immer nur die Gegenstände des Ehrgeitzes, oder des Eigennutzes, welche dieses Interesse erregen; es ist immer Politik und Handel, oder Land- und Haus-Wirthschaft, — es sind die Neuigkeiten, oder die

Vergnügungen des Tages, welche für diese Betrachtungen den Stoff liefern. Durch die Gesellschaft wird man immer mehr, in die Händel der Welt, verflochten. Der jetzige Augenblick, die gegenwärtige Conjunctur, ein Gewinnst, der uns eben lockt, oder ein Verlust, der uns droht, ein offenstehendes Amt, nach welchem wir trachten, oder in welches wir einen unserer Günstlinge bringen wollen: kurz das Gegenwärtige, das Sinnliche, das Aeußere ist es, was die allzugeselligen Weltleute unaufhörlich beschäftigt; es bekommt also auch eine größere Gewalt über ihr Gemüth und beherrscht zuletzt dasselbe unumschränkt.

Die Ursache ist doppelt. Einmahl im gesellschaftlichen Leben werden wir erst recht gewahr, was Reichthum und Rang bedeuten, und welche Vortheile sie gewähren. Der Einsame kann ihrer entbehren, ohne daß es ihm sehr unangenehme Empfindungen verursachte, wenn er nur nicht an dem Nothwendigen Mangel leidet. Aber im Umgange mit der Welt kommen die Gelegenheiten alle Augenblicke vor, wo der Aermere und Geringere sich entweder gewisser Annehmlichkeiten beraubt, oder gewissen Demüth-

gungen ausgesetzt sieht. Kein Wunder also, daß man in der Gesellschaft Reichthum und Macht noch mehr schätzen lernt; daß die Neigungen, welche diese beyden Güter natürlicher Weise erregen, dort zu heftigen Leidenschaften angeflammt werden. Gegen solche nun kann das sanftere Interesse der Moralität den Streit nicht aushalten.

Dazu kommt zweytens, daß wir im Umgange mit der Welt das allgemeine Dichten und Trachten der Menschen, nach Erlangung dieser beyden Scheingüter, gewahr werden. Wir sehen es da mit Augen, wie die ganze Geschäftigkeit der Welt sich um diesen Mittelpunct kehrt. Der Stolze vergißt seine Hoheit, kriecht und schmeichelt; der Weise wird seinen Grundsätzen ungetreu; der Witz, der Fleiß, die Gelehrsamkeit, die Intrige: alles wird aufgebothen, um das über alles geschätzte Metall zu erhalten, oder um sich über seine Mitbürger durch äußere Ehrenzeichen zu erheben. Wer dieß alles in seiner Einsamkeit nur aus der Ferne sieht, oder aus Büchern kennt, wird davon nur schwach gerührt: und die gegenseitigen Betrachtungen, von der Nichtigkeit des Reichthums und der Hoheit,

und von der Wahrheit und Wichtigkeit der Güter, welche in der Weisheit und Tugend, — welche in der Wissenschaft, dem Genusse der Natur und der Freundschaft liegen, behalten einige Gewalt über sein Gemüth. Aber wenn man mitten in dem Gedränge ist: so wird man von dem Strome derer, die alle nach einem Ziele laufen, mit fortgerissen. Die allgemeine Krankheit steckt an: das allgemeine Beyspiel rechtfertigt. „Ich unbedeutender Erdensohn sollte das klein und verächtlich finden, was die ersten und größten Männer meiner Nation mit so rastloser Begierde verfolgen?“ Die Lehren der Weisheit scheinen uns dann eine überspannte Schwärmerey, oder eine unausführbare Speculation, da sie der allgemeinen Praxis so schnurstracks wiedersprechen.

Durch diesen doppelten Einfluß also, den Einfluß der **Sache selbst** und den der öffentlichen **Meinung**; — dadurch, daß Reichthum und Macht im gesellschaftlichen Leben wirklich größere Vortheile, als im einsamen, gewähren, und dadurch, daß ihr Werth dort von so vielen Stimmen gepriesen, und noch weit mehr durch die Handlungen so vieler bestätiget wird, wächst

unsre Anhänglichkeit an dieselben. Und da die Begierden nach Geld und Ansehn so oft, mit den Grundsätzen des Rechts und der Tugend, in Collision gerathen: so verdunkeln sie auch die natürliche Achtung, welche, für diese Grundsätze, in dem Gemüthe vorhanden gewesen.

Doch, in einem ausgebreiteten Umgange mit der Welt, finden wir nicht bloß Zerstreuungen, welche uns der Moral vergessend machen; noch werden wir bloß in Bestrebungen verwickelt, welche uns von ihr abziehn: sondern wir werden auch unmittelbar versucht, unmoralische Grundsätze für die richtigen, und Tugend und Pflicht für Hirngespinste zu halten. Niemand ist mehr dieser Gefahr ausgesetzt, als die vornehme und reiche Jugend, wenn sie zu zeitig in die große Welt eingeführt, und zur Theilnahme an allen ihren Vergnügungen zugelassen wird. Um sie versammeln sich die Verführer, weil sie von ihr Vortheil ziehn wollen. Sie wird von den Leichtsinnigen aufgesucht, weil sie neue Genossen und Beförderer ihrer Ausschweifungen anwerben wollen. Die unerfahrne Unschuld scheint vorzüglich von dem Laster zum Ziele seiner Angriffe gewählt zu werden. Und da in dieser großen Welt das

Laster oft, mit allem Glanze der Artigkeit des Luxus und des guten Geschmacks, bekleidet ist; da es von allen Vortheilen des Standes und Vermögens unterstützt wird: so findet es hier, bey einen dagegen noch nicht gewaffneten Herzen, nur zu leichten Eingang. In einem gesitteten Lande giebt es kaum irgend einen Menschen, dem, bey seiner ersten Erziehung, nicht einige Grundsätze der Religion und Sittlichkeit beygebracht worden wären. Kein Vater erzieht doch geflissentlich seinen Sohn zum Laster. Nur wenige lassen es an allem Unterrichte, der zur Tugend führt, fehlen. Diese frühen Eindrücke mögen noch so schwach und unvollkommen seyn: so behalten sie doch einige Gewalt über das Gemüth, wenn sie nicht durch nachfolgende weit stärkere ausgelöscht werden. In einem häuslichen und stillen Leben kommen solche Eindrücke nicht vor: der Mensch bleibt also dann so, wie ihn die erste Erziehung gemodelt hat. Selten wird ein Mensch mit so verkehrten Neigungen gebohren: daß die bloße natürliche Entwickelung derselben ihn dahin brächte, allem dem Hohn zu sprechen, was ihm von Jugend auf, als ehrwürdig und heilig, eingeprägt worden war. In dem einigeschränkten Privatleben geschehen zwar

Ungerechtigkeiten genug: aber die Grundsätze des Rechts werden doch unangetastet gelassen. Dem Laster wird gefröhnt, und der Tugend gehuldiget. Aber wenn die Menschen auf einen höhern Standpunct treten; wenn sie in den Strudel des großen Weltverkehrs hineingezogen werden: so sind sie sehr in Gefahr, jene schwache Schutzwehr ihrer Tugend, die Erinnerung an die Vorschriften ihrer Aeltern und Lehrer, zu verlieren.

Nur in der großen Welt, wo Müßiggang, Reichthum und despotischer Stolz, besonders junge Leute, geneigt macht, sich über alles hinwegzusetzen, und sie sowohl auf neue Wollüste, als auf neue Rechtfertigungs-Gründe ihrer Lüste sinnen läßt: — nur hier findet man die eigentlichen Prediger der Unsittlichkeit; nur hier wird eine Theorie für das Laster ersonnen. Was selbst der schlechteste Mensch in der Einsamkeit, und seinem Freunde in einem vertrauten Gespräche, zu sagen sich nicht getrauet: das wird in einer Gesellschaft unsittlicher Menschen, bey einer lärmenden Fröhlichkeit, in den dem Bacchus oder der Venus gewidmeten Orgien, ohne Scheu vorgebracht und ohne Mißfallen angehört.

In Absicht dieses ersten Puncts, der Bildung und Aufrechterhaltung moralischer Grundsätze, hat also die Einsamkeit unstreitig ihre eigne Vorzüge, und ihren entschiednen Werth. Der Freund der Tugend wird es durchaus nothwendig finden, zuweilen mit sich selbst darüber zu sprechen, wovon man weder auf dem Markte, im Senat und in der Gerichtsstube, noch an den Tafeln der Großen und in den Zusammenkünften der witzigen Köpfe, reden hört; und worüber es, selbst mit einem Freunde, so schwer ist, ohne alle Zurückhaltung zu sprechen: ich meine über seine eigne Aufführung, über die Bewegungsgründe, die ihn bey derselben beseelt haben, über die Neigungen, die in ihm aufgestiegen sind; und kurz über alle die Geheimnisse seines Herzens und Lebens, aus welchen erhellt, theils, was er selbst vor dem Richterstule des Gewissens für ein Urtheil verdiene, theils, was er noch künftig thun oder lassen müsse, um sich das Zeugniß, ein rechtschaffner Mann zu seyn, geben zu können. Der Mensch gemeiner Art, dessen sittliches Gefühl weniger fein ist, oder der zwischen guten und bösen Neigungen hin und her schwankt, wird durch die Einsamkeit

zwar nicht verbessert: aber er wird vor Verschlimmerungen leichter bewahrt.

Ich muß indeß noch hinzusetzen, daß, auch zu jenen nützlichen Selbstbetrachtungen, eine Abwechselung geselliger Thätigkeit mit einsamer Sammlung des Gemüths, vortheilhafter ist, als ein immerwährend einsiedlerisches Leben. Wenn die Tage eines Menschen in zu großer Einförmigkeit verfließen, und durch zu wenige bedeutende Vorfälle und Handlungen ausgezeichnet werden: so bekommt er zu wenig Antrieb und Reitz, über sich selbst, sein Leben und seine Aufführung ernsthafte Betrachtungen anzustellen. Das, was er thut und läßt, kommt ihm dann selbst klein, und eines großen Studiums unwürdig vor. Seine Fehler scheinen ihm sehr verzeihlich, denn sie haben keine große Folgen. Seine Tugend scheint ihm sicher: denn sie hat nicht nöthig, sich gegen große Versuchungen zum voraus zu waffnen. Die gewisse Erschlaffung und Trägheit des Gemüths, welche sich bey einem einsamen Leben so oft einzustellen pflegt, kommt noch hinzu. Daher geschieht es, daß diejenigen Menschen, welche die meiste Muße haben über sich selbst nachzudenken und

an ihrer Besserung zu arbeiten, die, welche weder durch Geschäfte noch Umgang abgehalten werden, in ihr Inneres hinabzusteigen, und die geheimsten Falten ihres Herzens zu erforschen, doch oft am gedankenlosesten ihr Leben zubringen, und bloß durch Gewohnheit und Eigensinn, nicht durch Grundsätze und Selbstkenntniß, regiert werden. Wer aber, mit dem edlen Triebe nach moralischer Vollkommenheit, auf dem Schauplatze der Welt auftritt, in wichtige Angelegenheiten verflochten wird, oder im gesellschaftlichen Umgange auf viele, oder auf bedeutende Menschen zu wirken hat: dem wird unmöglich der Unterschied des Guten und Bösen, des höhern oder geringern Grades der Vollkommenheit, in seinem eignen Betragen unwichtig vorkommen können. Er wird, durch die Abwechselungen seines Lebens selbst und durch die Mannigfaltigkeit der Vorfälle, auch auf den Antheil, welchen er daran gehabt hat, aufmerksamer gemacht. Er kann sich über sein Verdienst, wenn ihm einiges dabey gebührt, mehr freuen: denn er hat Nutzen dadurch gestiftet. Er hat mehr Ursache sich über seine Vergehungen zu betrüben: denn sie sind von schädlicherem Einflusse gewesen. Wenn er sich also von Zeit zu

Zeit in die Einsamkeit freywillig zurückzieht, oder durch Zufall zuweilen, von einem geräuschvollern Leben in ein stilleres, versetzt wird: so kann er diese Zeiten der Muße weit mehr zu seiner Besserung nutzen. Er hat weit mehr Gegenstände, mehr Thatsachen, worüber er nachdenken kann. Er hat größere Aufforderungen, sich scharf zu beobachten, und sich durchdachte Vorschriften für seinen Wandel zu geben. Daher sind in der That die wahren Helden der Tugend, die Mark Aurele, die Catonen und ihres Gleichen, vornehmlich unter denjenigen erschienen, welche philosophische Einsamkeit und tiefes Nachdenken, mit großer Geschäftigkeit und mit einem weitläuftigen Verkehr mit Menschen aller Art, verbunden haben. Nur auf stürmischen Meeren werden große Seeleute gebildet. Aber auf der Reise und mitten im Sturme lernte Coock nicht die astronomischen und geographischen Kenntnisse, ohne welche er weder zu jenen Seereisen vorbereitet gewesen wäre, noch die darauf gemachten Erfahrungen hätte nutzen können. Große Tugenden und große Laster ausüben sehen, von starken Leidenschaften in Bewegung gesetzt werden, selbst großen Versuchungen zum Unrechthandeln, ausgesetzt seyn, —

aber dafür auch Gelegenheit haben, dem menschlichen Geschlechte wichtige Dienste zu leisten: dieß ist die Lage, in welcher ein Mann von edlen moralischen Anlagen, wenn er zu einer hohen Vollkommenheit gelangen soll, sich befinden muß.

Unsere moralischen, so wie unsere physischen Kenntnisse werden durch Erfahrungen und durch Versuche vermehrt. Die, welche wir selbst anstellen, sind immer von größerem Nutzen zu unserer Belehrung, als die, welche wir uns von andern erzählen lassen. Der Anblick großer und die Sinne rührender Natur-Erscheinungen weckt die Wißbegierde stärker, als der Anblick des alltäglichen Laufs der Natur. Auf gleiche Weise wird unsere Kenntniß der moralischen Natur bey weitem nicht so sehr befördert, wenn die Philosophie uns diese Natur zergliedert, und die Geschichte uns die Beyspiele dazu aus vergangenen Zeitaltern liefert: als wenn wir die gegenwärtigen Menschen in den Augenblicken studiren, in welchen sich ihre Thätigkeit am lebhaftesten äußert. Wir bekommen weniger Aufschlüsse, über die beym Menschen mögliche Erhabenheit und Verderbniß, wenn wir mit einer kleinen Anzahl un-

bescholtner, aber gewöhnlich guter Gewerbsleute leben, als wenn wir eine große Mannigfaltigkeit vortrefflicher, oder abscheulicher Charaktere sich, in Angelegenheiten der Politik und der Staatsregierung, vor unserm Auge entfalten sehen. — Die Bewegungen unsers eignen Herzens werden uns bemerkbarer, wenn sie von großen Gegenständen gereizt werden, als wenn sie selbst klein sind und aus kleinen Veranlassungen entstehn. Eine fehlerhafte Neigung kann lange in unserm Herzen verborgen bleiben, wenn in einem einförmigen Leben sich keine Gelegenheit darbiethet sie zu äußern. In einem ausgebreiteten Verkehr mit der Welt werden alle diese Geheimnisse des Herzens aufgedeckt. Der Versucher findet auch zu den verborgensten Schwächen desselben Zutritt. Und eben indem der gute Mensch dort zuweilen veranlaßet wird, schwerer zu sündigen, bekommt er auch mehr Gelegenheit, sich nach und nach von aller Unsittlichkeit zu reinigen. Wenn er in der Stadt, am Hofe, in angesehnen Staatsämtern, bey ausgebreiteten Geschäften gröbere Fehler begeht, als er sie auf seinen ländlichen Wohnsitze, bloß mit seinen Freunden und Nachbarn umgeben, und mit seiner Hauswirthschaft beschäftiget, be-

gangen

gangen haben würde; wenn dort seine Fehler größeres Unheil stiften, und ihm selbst mehr Nachtheil zuziehn: so lernt er dafür auch dort besser erkennen, wie die Aufführung eines Menschen beschaffen seyn müsse, wofern sie allen moralischen Verhältnissen ein Genüge thun solle, und durch welche Züge seines Charakters er diesem Muster ähnlich sey, oder von ihm abweiche. Mit einem Worte, das Moral-System, welches ein, von der Natur mit Verstand und sittlichem Gefühle ausgerüsteter, Mann, in der Welt und im Umgange mit Menschen sich bildet, die Selbstkenntniß, zu welcher er hier gelangt, und die Regeln, welche er sich hier für seine Aufführung abstrahirt, sind von einer ganz andern Vollständigkeit und praktischen Brauchbarkeit, als sie, durch einsames Studium und durch immerwährende Selbstbetrachtungen, in einem wenig beschäftigten und wenig abwechselnden Leben geworden seyn würden.

Wir sehen also hieraus, was uns erlaubt seyn würde zu wünschen, wenn unsere Schicksale von uns abhiengen; und was uns gebothen ist zu thun, unsere Schicksale mögen seyn, welche sie wollen. Nicht bloß der Ehrgeitz und der Hang zum Vergnügen, sondern auch die Liebe zur moralischen Voll-

kommenheit kann dem Menschen den Wunsch ablocken, aus der Dunkelheit eines niedrigen Standes ans Licht, und aus der Abgeschiedenheit einer zu eingeschränkten Lage in den Umgang mit der Welt versetzt zu werden. Vorausgesetzt, daß die Natur in ihm den doppelten Grund gelegt habe, auf welchem alles Gute und Vortrefliche im Menschen gebaut ist; — vorausgesetzt, daß er die Gabe zu Denken und Gefühl für das moralisch Schöne besitze: so wird er eben so sehr in der Ausbildung seines Charakters, als in der Ausbildung seines Geistes, die glücklichsten Fortschritte machen, wenn in seinem Leben Gesellschaft mit Einsamkeit, Geräusch mit Stille, Zeiten der Geschäftigkeit mit Zeiten der Muße, die Vergnügungen eines geschmackvollen Luxus mit dem einfachen Genusse der Natur und der Freundschaft abwechseln.

Diesen Umgang mit der Welt und diese Einmischung in ihre wichtigern Geschäfte, kann der Mensch sich nicht selbst verschaffen. Aber weit leichter ist es, sich von ihr abzusondern; und fast immer ist es dem Menschen möglich, sich von Zeit zu Zeit in sich selbst zurückzuziehn. Und dieß ist in der That die Pflicht, die jedem Menschen ob-

liegt, seine Lage mag seyn, welche sie wolle; dieß ist eine unerläßliche Bedingung, ohne welche die glücklichsten Anlagen zur Sittlichkeit nie zu einem vollkommnen Charakter sich ausbilden werden. Wer immer auf der Schaubühne steht, kann seine Rollen nicht vortreflich spielen: denn er kann sie nicht lernen. Er wird sie entweder vernachläßigen; oder er wird sich mit einer mechanischen Fertigkeit begnügen müssen. Die Gesellschaft und die Geschäfte mögen noch so viel Stoff zur moralischen Belehrung geben: so sind doch Muße, Nachdenken und Einsamkeit durchaus nothwendig, um diesen Stoff zu bearbeiten. An je zartern Fäden die moralischen Verhältnisse hängen: um desto weniger ist es möglich, die Erscheinungen, die uns in Absicht derselben belehren sollen, in eben dem Getümmel, in welchem sie uns zuerst vorgekommen sind, zu zergliedern, und zu praktischen Folgerungen anzuwenden.

In der That ist auch gemeiniglich, mit einem edlern Geiste und mit einem empfindlichern Gewissen, eine Abneigung vor immerwährender Zerstreuung verbunden. So wie der Dichter und Weltweise, so liebt der Freund der Tugend und der Religion von selbst die stillen Fluren des Frühlings,

oder sein einsames Kabinet: weil er hier, für seine eigne sittliche Natur, einen von allem fremden Einflusse entfernten Spielraum findet. Aber wenn auch, in den Zeiten der Jugend, der Gesundheit und des Glücks, der gute Mensch an der Gesellschaft und dem Geräusche unaufhörlich Geschmack, und seine Kräfte dazu hinreichend findet; wenn ihn kein eigner Trieb anlockt, den Umgang mit sich selbst zuweilen jedem andern Vergnügen vorzuziehn: so muß das Geboth der Vernunft die Stelle des Triebes ersetzen; und er muß dasjenige aus Pflicht thun, was er nicht aus Neigung thun würde. Ja wenn die Abneigung vor der Einsamkeit bey einem, mit Gesellschaft oder Geschäften überhäuften, Menschen bis auf einen gewissen Grad steigt: so ist dieß schon an sich ein übles Zeichen von der Beschaffenheit seines Inneren, wodurch er doppelt zu einer strengen Selbstprüfung aufgefordert wird. Er kann vermuthen, daß er entweder, wegen geheimer Verschuldungen, die Vorwürfe seines Gewissens fürchtet, und diese dadurch zu unterdrücken sucht, indem er ununterbrochen seine Aufmerksamkeit auf Gegenstände, die außer ihm sind, heftet; oder er muß befürchten, daß die Sinnlichkeit bey ihm die Herrschaft über die Vernunft zu erhalten anfängt, und daß seine besten und edelsten Kräfte

die Fertigkeit verlieren, auf eine von Menschen und Dingen unabhängige Weise, thätig zu seyn, — ein Verlust, wodurch unstreitig auch sein moralischer Charakter leiden würde.

Der gute Ruf, in welchem von je her das Landleben bey den Moralisten gestanden hat, kommt nicht so wohl von denjenigen Personen her, die ihren beständigen Wohnsitz und ihre Geschäfte auf dem Lande haben, als von denen, die sich aus der Stadt- und aus dem Geschäft-Leben aufs Land zurückziehn, um der Muße und der Einsamkeit zu genießen. Jene, die Bewohner des Landes, werden vielleicht vor gewissen Lastern bewahrt: aber sie sind dafür auch wieder andern Versuchungen ausgesetzt, und vieler Hülfsmittel sich auszubilden beraubt. Diese hingegen, die Besucher des Landes, welche hier von den Bestrebungen des Ehrgeitzes, oder den Zerstreuungen der Sinnlichkeit ausruhen, die, welche glänzendern Vergnügungen, und mit einem stärkern Interesse fesselnden Geschäften auf eine Zeitlang entsagen, um der Natur und ihrer selbst zu genießen: diese zeigen dadurch, zuerst, daß in ihnen ein Trieb vorhanden ist, der noch nach andern Endzwecken, als Ehre, Gewinn und Vergnügen, strebt; und daß sie an denjenigen

Betrachtungen, die in der Einsamkeit am ersten zu entstehen pflegen und die darin am leichtesten unterhalten werden können, das ist, den moralischen, Geschmack finden. Diese sind es auch, zweytens, welche, wenn sie ihre ländliche Einsamkeit gehörig gebrauchen, dadurch wirklich im Guten gestärkt und in Absicht ihres moralischen Charakters vervollkommnet werden. Cicero auf seinem Tusculanum, Friedrich in Sanssouci sind deßwegen so interessante Personen: weil wir sie, die mit der Regierung großer Reiche beschäftiget waren, und denen alles Angenehme, welches die Welt und die Gesellschaft geben kann, zu Gebothe stand, dort der Belehrung und Besserung ihres Geistes, als noch höhern und wünschungswürdigen Gütern, obliegen sehen.

Zweyte Abtheilung.

Einfluß der Einsamkeit und der Gesellschaft, insofern sie entweder zu gewissen Handlungen die Gelegenheit darbiethen, oder zu gewissen Gewohnheiten den Grund legen.

Dieser Einfluß zeigt sich am deutlichsten, wenn man die verschiednen Arten der Tugenden durchgeht.

Die allgemeinen Betrachtungen schränken sich, so wie sich die Sache meinem Nachdenken darstellt, auf folgende drey ein.

Erstlich. Wenn man die Einsamkeit und die Gesellschaft unter dem Gesichtspuncte betrachtet, insofern sie Gelegenheiten sind Gutes, oder Böses zu thun, und der Mensch oft in der Gelegenheit auch eine Triebfeder findet, so, oder anders zu handeln: so scheint der moralische Einfluß der Einsamkeit null, der Einfluß der Gesellschaft stark, aber nach beyden Seiten gerichtet, und nach Umständen, zur Tugend und zum Laster gleich wirksam zu seyn.

Auf andre Menschen zu wirken, das ist die natürliche Sphäre der Thätigkeit des Menschen. Nur dadurch vornehmlich kann er Tugend ausüben, daß er andre glücklicher macht, oder vor Unglück und Schaden bewahrt: nur in Handlungen, welche das Wohl der Gesellschaft stören, zeigt sich Bosheit und Laster. Keines von beyden ist demjenigen möglich, welcher in einer völligen Absonderung von den Menschen lebt. Sein Naturell kann bösartig, seine Leidenschaften können von der hassenden Art seyn: aber seine Handlungen

sind unschädlich. Er übt sich wenigstens nicht im Böses-Thun; sein Eigennutz kommt nicht in Widerspruch mit dem Nutzen andrer. Seine Eifersucht und seine Rachsucht werden nicht erregt. Ein gelungner Betrug reizt ihn nicht, neue Betrügereyen zu versuchen. Der Löwe schläft, oder wird wenigstens abgehalten, Blut zu kosten und dadurch noch grausamer zu werden. Aber nie wird auch in dieser Einsamkeit, das Herz von menschenfreundlichen Empfindungen warm. Die Liebe kann sich nicht für andre aufopfern, die Großmuth kann nicht verzeihn, die Aufrichtigkeit kann sich niemanden eröffnen. Der böse Mensch gewinnt etwas, in Absicht seines Charakters wenn er gezwungen wird, unthätig zu seyn. Deßwegen werden Verbrecher, die mehr verführt als von Natur Bösewichter sind, zuweilen durch die Stille und die Einsamkeit des Gefängnisses gebessert. Aber der gute Mensch verliert, wenn es ihm an Gelegenheit zu handeln fehlt. Auf sich selbst eingeschränkt, kann er nur Gutes denken. Aber gar viel anders werden die moralischen Principien gestärkt, wenn sie sich in gemeinnützigen Unternehmungen äußern; wenn mannigfaltige Pflichten dem Menschen aufgelegt sind, und häufige Aufopferungen von ihm gefordert werden, aber ihm auch

die Belohnung zu Theile wird, sich des gestifteten Guten bewußt zu seyn.

So wie die Stufen von der einsiedlerischen Abgezogenheit, bis zu derjenigen ausgebreiteten Verbindung mit der Welt, in welche die Regierer der Staaten, durch ihre Geschäfte und durch ihre Lebensart, gesetzt werden, fortgehn: so erweitert sich auch stufenweise der Wirkungskreis der Menschen. Die Verbindungen, welche durch Aemter und Geschäfte gestiftet werden, machen ohne Zweifel den eigentlichen Kampfplatz und die Schule der größten Tugenden aus. Hier ist es vornehmlich, wo die Redlichkeit auf die Probe gestellt wird, wo gemeinnütziger Fleiß statt findet, wo Gehorsam gegen die Gesetze und die Liebe des Vaterlandes sich zeigen kann, wo mit einem Worte die Pflicht in aller ihrer Strenge ihre Forderungen thut, und mit dem Eigennutze oder der Gemächlichkeit, und dem Hange zum Vergnügen einen immerwährenden Kampf beginnt. Aber auch der bloße Umgang, ob er gleich nur kleinere Pflichten auflegt, und nur selten Veranlassungen zu großen Thaten giebt, ist doch nicht leer von Uebungen menschenfreundlicher, oder bösartiger Leidenschaften. Auch die bloße Bemühung, andern Menschen Vergnügen zu ma-

chen, ist keine für die Moralität gleichgültige Beschäftigung. Das Herz, welches sich öfter zur Vertraulichkeit öffnet, wird doch sanfter und liebreicher, als das, welches, aus Mangel des Umgangs, immer verschlossen bleibt.

Vornehmlich aber wird in einem ausgebreiteten Umgange die Selbstbeherrschung geübt, die selbst eine Tugend, und die Mutter vieler andern ist. Unmöglich können Menschen, von verschiedener Denkungsart und ungleichartigen Neigungen, nur friedlich bey einander seyn, noch weniger kann einer in des andern Gesellschaft auf die Länge Vergnügen finden; wenn nicht jeder etwas von seinen Eigenheiten aufopfert, und den allgemeinen Willen dem seinigen vorzieht. Einer je größern Anzahl von Menschen man zu gefallen sucht: desto mehr Gewalt muß man sich anthun; desto mehr Herrschaft erlangt man also über sich selbst. Zwar dringt diese Herrschaft nicht immer sehr tief; zwar verbirgt sie oft nur die den andern mißfälligen Neigungen, anstatt sie zu unterdrücken; zwar artet sie bisweilen in Verstellung aus, die, unter der Decke der Freundlichkeit, gehäßige Absichten desto eifriger verfolgt. Indeß bleibt es doch ein Mittel, unmoralische Züge des Charakters zu ver-

bessern, wenn man die Ausbrüche derselben verhütet: und ein äußeres Betragen, das Menschenfreundlichkeit und Anstand ausdrückt, wirkt, wenn es fortgesetzt wird, eben so gewiß auf das Gemüth, ihm liebreiche Gesinnungen einzuflößen, oder ihm eine gewisse Würde mitzutheilen: wie das Lachen, zu welchem sich der Traurige, unter einer muntern Gesellschaft, zuerst nur aus Gefälligkeit zwang, zuletzt ihn wirklich erheitern kann. Und gesetzt, die Aufopferungen, welche die Gesellschaft verlangt, sind nicht die unsrer Neigungen selbst, sondern nur solcher Aeußerungen derselben, die andern mißfallen: so ist doch auch dazu Aufmerksamkeit auf uns selbst, Stärke des Willens, die Ueberwindung eines Hanges durch ein vernünftiges Princip nöthig; — Eigenschaften, oder Operationen, die bey der Befolgung der sittlichen Gesetze unentbehrlich sind.

Auf der andern Seite ist die Gesellschaft der Boden, in welchem der Saamen übelartiger Neigungen die ihm angemessenste Nahrung findet. In den Geschäften sind die Vortheile, im Umgange ist die Eitelkeit der Menschen einander entgegengesetzt. Was man, an sich selbst betrachtet, verabscheut, dazu ist man doch gegen Feinde oder Ri-

valen fähig: und beyde findet man fast unstreitig, in einer ausgebreiteten Verbindung mit Menschen. Der eine Mensch ist uns zuwider, weil er uns so unähnlich ist; ein andrer drückt uns, weil er zu sehr über uns hervorragt; ein dritter bringt uns auf, weil er uns wirklich beleidigt, oder kränkt. Wer seine Gesellschafter sorgfältig wählt und ihre Anzahl beschränkt, kann sich mit Menschen umgeben, die so zu ihm passen: daß es ihm natürlich ist sie zu lieben, oder daß er doch wenigstens nicht zum Hasse gegen sie gereitzt wird. Wer aber auf dem großen Theater der Welt lebt; und wem sich eine Menge nicht gewählter Gesellschafter aufdringen: der findet gewiß unter dem Haufen seine Antipoden; er findet Leute, die den Unwillen und den Haß, die sie ihm einflößen, zu rechtfertigen scheinen; er findet solche, die es recht darauf anlegen, ihn menschenfeindlich zu machen. Wie weit kann nicht eine Anlage zum Bösen gedeihen, wenn sie, durch solche Aufforderungen und Entschuldigungsgründe, in ihrer Entwickelung befördert wird!

Man kann also in dieser Rücksicht sagen, daß die einsam lebenden Menschen gemeiniglich unschuldiger, aber verdienstloser sind; daß aber die vortrefflichen, oder die verabscheuungswürdigen Cha-

raktere, durch das gesellschaftliche Leben ausgebildet werden.

Zweytens, die Gesellschaft giebt uns nicht nur die Gelegenheit Tugenden auszuüben, zu welchen wir in der Einsamkeit, bloß den guten Willen haben können: sondern sie läßt uns auch durch Erfahrung, die Nothwendigkeit gewisser Tugenden so augenscheinlich einsehen, daß wir weit stärker, als bey einer einsamern Lebensart, angetrieben werden, sie uns zu eigen zu machen. Ich rechne unter solche Tugenden, die uns der Umgang mit Menschen angewöhnen kann, weil er uns ihre Unentbehrlichkeit lehrt, im Umgange des Geschäftslebens, das Worthalten, — im Umgange der Freundschaft und des Vergnügens, die Verschwiegenheit. Auch Menschen, deren Vernunft weniger ausgebildet, und die mit ihrer sittlichen Verbesserung weniger beschäftiget sind, als andre, lernen doch nach und nach so handeln, wie es die Verhältnisse, in denen sie leben, durchaus erfordern, wenn sie sich mit Ehre darin aufrecht erhalten und die Vortheile ihrer Lage genießen wollen. Wer, über Mein und Dein, mit vielen Menschen Verträge zu schließen hat, und davon seinen Unterhalt, oder seinen Gewinnst erwartet, sieht gar bald ein,

daß er vor allen Dingen seinen Credit zu erhalten suchen müsse; und daß Credit, ohne Treu und Glauben von seiner Seite, nicht möglich sey. Wer sich in vielen Familien, zwischen denen Eifersucht und Mißhelligkeit, wenigstens keine Vertraulichkeit und Liebe herrschen, als Hausfreund erhalten will, wird eben so bald gewahr, daß er jeder Familie die Sicherheit verschaffen müsse, keine ihrer Schwächen, ihrer Heimlichkeiten, oder auch ihrer Frivolitäten durch ihn der Neugierde des Publicums Preis gegeben zu sehen.

Aus dieser Quelle ist das entstanden, was man das Gesetzbuch der Ehre nennt, welches größtentheils Regeln sind, welche die, am meisten in Gesellschaft lebenden, höhern Stände, durch die Erfahrung belehrt, als nothwendig zur Aufrechterhaltung der Geselligkeit, unter sich festgesetzt haben. Wenn sie darin manchen Tugenden einen höhern Werth beygelegt haben, als sie verdienen; wenn sie manches Vorurtheil zum Gesetz erhoben haben: so ist es deßwegen geschehn, weil sie die Vergnügungen des Umgangs, und einen gewissen Anstand bey demselben, übermäßig hochgeschätzt, und weil sie jene Tugenden für unentbehrlich zum Genusse dieser Vergnügungen, jene Vorurtheile,

als Stützen dieses Anstandes betrachtet haben. Da sie das Spiel zu einem der vornehmsten geselligen Zeitvertreibe gewählt hatten: so haben sie auch der Pünctlichkeit in Bezahlung der Spielschulden, vor andern Arten des Worthaltens, die an sich von höherer Verbindlichkeit sind, einen Vorzug eingeräumt. Da es ihnen hauptsächlich darum zu thun war, ihre Würde, im Umgange mit ihres Gleichen, gegenseitig zu behaupten, so haben sie es gut geheissen, zur Vertheidigung dieser Würde, auch das eigne Leben und das Leben andrer in Gefahr zu setzen. Sie haben die Behutsamkeit, andere durch kein anstößiges Wotr zu beleidigen, und den Muth, der solche Beleidigungen ahndet, als Tugenden der ersten Wichtigkeit, durch die stärksten Beweggründen, die sie in ihrer Gewalt hatten, eingeschärft. Sie bedrohn nehmlich denjenigen, der anderer Ehre, durch schimpfliche Beleidigungen irgend einer Art verletzt, mit der Gefahr, zu einem Zweykampfe herausgefordert zu werden, der ihm das Leben oder die Gesundheit kosten kann: und sie bedrohen den, welcher einen muthwilligen Beleidiger seiner Ehre nicht auf diese Weise zur Rechenschaft zieht, mit der Ausstoßung aus ihrer Gesellschaft.

Wenn es aber, in diesem Gesetzbuche für die Geselligkeit der höhern Stände, Uebertreibungen und einseitige Vorstellungen giebt, welche die unter diesen Gesetzen lebenden Menschen, von der Bahn der wahren Tugend, ableiten können: so läßt uns doch schon der Umstand, daß es ein solches Gesetzbuch giebt, schließen, daß das gesellige Leben gewisse Tugenden vorzüglich empfiehlt, und zur Ausübung gewisser Pflichten Anleitung giebt. In der That hat der einsame, gute Mann oft weit bessere Vorsätze, als seine Handlungen dann sind, wenn er, in außerordentlichen Fällen, unter Menschen auftreten soll. Es zeigt sich alsdann, daß es ihm an Stärke der Seele, um seinen Vorsätzen bey Versuchungen zum Gegentheile treu zu bleiben, — daß es ihm an praktischer Uebung, daß es ihm auch oft an Ueberlegung, oder an Erfahrung fehlt, um einzusehen, wie wichtig oder unwichtig der Fehler sey, welchen er im Begriffe ist zu begehn. Er weiß z. B. wohl im Allgemeinen, daß Leutseligkeit, Verträglichkeit und Verschweigen der Geheimnisse, gesellige Tugenden sind. Aber er hat sich nicht darin geübt, gleich zum Gespräche mit jedem, der sich an ihn wendet, fertig zu seyn; er ist gegen die kleinen Unannehmlichkeiten, welche in der Gesellschaft üble Laune erregen können, nicht abgehärtet;

er

er ist endlich nicht durch Erfahrung unterrichtet, welchen Schaden und Verdruß ein einziges ausgeplaudertes Wort, dem Schwätzer sowohl, als den Personen, welche es betrifft, zuziehn kann.

Drittens: die größte Macht, welche die Gesellschaft hat, Gewohnheiten zu veranlassen, und durch Gewohnheiten Tugend oder Laster im Menschen zu verstärken, liegt im Beyspiele, und in dem Ansteckenden einer, in gleichen Gesinnungen und Handlungen, übereinstimmenden Menge.

Ich unterscheide diese beyden Sachen, obgleich in beyden der Nachahmungs-Trieb des Menschen geschäftig ist. Aber Beyspiele werden von einzelnen Personen gegeben: dieses Ansteckende hingegen, von dem ich rede, kommt von dem großen Haufen her; es ist die Totalität der Gesellschaft, welche dasselbe bewirkt. Wir ahmen nach, was wir entweder für ein gutes Muster in einer gewissen Gattung halten, oder was wir, aus andern Ursachen, sehr hochschätzen und lieben, oder was wir endlich sehr oft vor unsern Augen wiederhohlt sehen: aber wir machen mit, was wir den größten Theil derer, mit welchen wir einmahl in Gesellschaft verflochten sind, vielleicht heute zum ersten Mahle, vor-

nehmen sehen; nicht selten machen wir es wider unsere bessere Ueberzeugung, noch öfter ohne wirklichen Geschmack an der Sache, und fast immer ohne sonderliche Werthschätzung der Personen, mit denen wir uns, aus geselliger Neigung, gleich stellen. Die Nachahmung von Beyspielen, geht hingegen geradezu auf eine dauerhafte Bestimmung unserer Art zu handeln. Das gesellige Mitmachen ist nur dazu bestimmt, augenblicklich etwas zu thun, was wir hernach wieder vergessen und bey Seite setzen, vielleicht gar geflissentlich vermeiden wollen. Indeß, wenn es oft wiederhohlt wird, so legt es den Grund zu eben so dauerhaften Gewohnheiten, und verändert endlich den Charakter eben so sehr, als die absichtliche Nachahmung gewisser Muster nur immer thun kann.

Was nun das erste, den Einfluß der eigentlichen Beyspiele betrifft: so lebt zwar kein Einwohner Europeischer Staaten, in solcher Entfernung von andern Menschen, daß er nicht von den Handlungen Vieler, auch wenn er sie nicht mit Augen sähe, unterrichtet würde. Er ist also, auch in der Einsamkeit, von dem Einflusse guter und böser Beyspiele nicht ganz ausgeschlossen: weil seine Zeitgenossen wenigstens eben so stark, und, wegen der

größern Aehnlichkeit der Umstände, gemeiniglich noch stärker auf ihn wirken, als die Helden der Vorwelt auf diejenigen, welche die Geschichte studiren. Auch giebt ein eingeschränkter Umgang den wenigen Beyspielen, welche man sieht, eine größere Gewalt. Man wird leichter einem einzigen Menschen ähnlich, mit dem man in ununterbrochnem Umgange steht, als einem von hunderten, unter deren Gesellschaft man sich theilt. Wen daher sein gutes Glück, in einem eingezognen Leben, mit einem großen Manne, oder auch mit wenigen guten Menschen, in Verbindung gesetzt hat: der genießt den vortheilhaften Einfluß der Beyspiele, ohne Zweifel in einem viel höhern Grade, als wenn er diesem ausgezeichneten Manne, oder diesem guten Menschen, bloß in der großen Welt begegnet wäre, und mit ihnen bloß, durch das lose Band der allgemeinen Geselligkeit, zusammen gehangen hätte.

Indeß dieser Fall, daß man wenige Menschen, und doch vortreffliche Muster zu sehen, Gelegenheit hat, ist selten. Eben so selten ist, glücklicher Weise, der entgegengesetzte, daß man im einsamen Leben, von Bösewichtern, oder von Ausschweifenden, die zum Laster verführen, umgeben ist. Im Allgemeinen ist immer die Einsamkeit der-

jenige Zustand, in welchem gute sowohl, als böse Beyspiele weniger Zutritt zu dem Menschen haben, und welcher also seinen natürlichen Charakter, gut oder schlecht, unveränderter erhält: die Gesellschaft hingegen ist diejenige Lage, worin der Mensch dem Einflusse fremder Sitten und Charaktere, auf seine eigne Sittlichkeit am meisten ausgesetzt ist. Nicht nur stößt der, welcher mit vielen Menschen umgeht, unter der größeren Anzahl auf mehrere, die durch Fähigkeiten, durch Geistesstärke, durch ein imponirendes Aeußere, oder durch günstige Umstände vermögend sind, Eindruck zu machen und zur Nachahmung zu reitzen: sondern auch alle geselligen Verhältnisse und Endzwecke nöthigen ihn, das Beyspiel derjenigen viel bey sich gelten zu lassen, die ein gewisses Uebergewicht in der Gesellschaft erhalten haben.

Wenn dieses Uebergewicht immer mit großen Talenten, einem tugendhaften, oder doch einem männlichen und gesetzten Charakter zusammenhinge; wenn die Ton-Angeber in den Gesellschaften zugleich an Verstand, Herz, oder Sitten musterhafte Menschen wären: so würde sich die Vervollkommnung der Menschen, auf dem Wege der Nachahmung in der Gesellschaft, weit sichrer, als auf

dem Wege der Betrachtung in der Einsamkeit, hoffen lassen. Denn weit richtiger kann eine moralische Regel gefaßt, weit schneller kann sie in Ausübung gebracht werden, wenn man sie in den Handlungen eines Menschen ausgedrückt sieht, als wenn sie bloß durch Schlüsse aus allgemeinen Begriffen hergeleitet wird.

Aber unglücklicher Weise sind die Umstände, welche alle zusammen kommen müssen, um den Menschen, selbst bei einem ausgebreiteten Umgange, mit guten Mustern bekannt zu machen, und diesen ein gewisses Ansehn bey ihm zu verschaffen, äußerst zufällig und ungewiß. Zwey Ursachen wirken hingegen in der Gesellschaft unaufhörlich und gewiß, seinen Nachahmungstrieb zu bestimmen; die eine ist Reichthum, Ansehn und Macht; die andre ist die Gunst, in welche sich gewisse Personen, durch sinnliche Annehmlichkeiten, durch die Gabe Vergnügen zu machen, oft durch unnennbare Kleinigkeiten, bey der Gesellschaft gesetzt haben.

Der junge Mann, der in die Welt eintritt, und der in demjenigen Alter ist, worin Beyspiele am meisten zur Bildung des Charakters wirken können, hat selten Einsicht, Muth und Unabhän-

gigkeit genug, sich an diejenigen Männer anzuschließen, welche wirklich geschickt wären, seine Lehrer, Rathgeber und Muster zu seyn. Ein doppelter Einfluß reißt ihn mit sich fort, wovon ich, wenn es erlaubt ist, neue Nahmen auf alte Sachen anzuwenden, den einen den aristokratischen, den andern den demokratischen Einfluß nennen möchte. Entweder schmieget er sich an die Großen und Begüterten an, studiret und befolgt deren Neigungen und Sitten, und suchet ganz denen ähnlich zu werden, die er ihres Ranges, oder ihres Vermögens wegen verehret, oder von denen er sein Glück erwartet. Oder er nimmt sich diejenigen zum Muster, die bey der jungen und Vergnügen suchenden Welt, durch ihre gute Gestalt, ihre Lustigkeit, durch gewisse kleinere Talente, der Gesellschaft die Zeit zu vertreiben, und oft selbst durch ihren Leichtsinn und ihre Ausschweifungen, vielgeltend geworden sind. Wer in der Gesellschaft seine Unabhängigkeit nicht gegen diese doppelte, auf ihn eindringende Macht, zu vertheidigen weiß; der, welcher sich entweder durch den Glanz der Hoheit, oder durch das Schmeichelhafte der Volksgunst, verführen läßt, die Geehrten, oder die Lieblinge der Gesellschaft ohne Einschränkung nachzuahmen: ist in Ge-

fahr, durch den Einfluß der Beyspiele, mehr verdorben als gebildet zu werden.

Doch vielleicht der stärkste Einfluß, durch den die Gesellschaft, auf den moralischen Charakter des in sie eintretenden Jünglings wirkt, kommt nicht sowohl von den Beyspielen her, die er befolgt, als von den Sachen, die er mitmacht: ich meine von den Vergnügungen, welche in derselben herrschen, und an denen er Theil zu nehmen genöthiget wird. Besonders giebt es drey Sachen, welche durch die Gesellschaft ihren vornehmsten Reitz erhalten, oder in ihr allein genossen werden können, und welche zugleich dauerhafte Gewohnheiten, wodurch dem Charakter selbst neue Falten gegeben werden können, veranlassen: diese drey Sachen sind Wein, Spiel und Liebe. Keine Thorheit, beinah kein Laster ist dem jungen Menschen so gefährlich, als Ausschweifungen, in einem von diesen drey Arten des Genusses. Die meisten von denen, welche wir in ihrem Alter, an ihrem Vermögen, an ihrer Gesundheit, oder an ihrem guten Nahmen zu Grunde gerichtet sehen, legten den Grund dazu, indem sie sich in ihrer Jugend dem Trunke, der Spielsucht, oder der Wollust ergaben, und darüber die Regeln der Klugheit und

Sittlichkeit, die Pflichten ihres Berufs, oder die Geschäfte ihres Gewerbes vernachläßigten. Aber ohne die Gesellschaft würden sie das Spiel nicht gekannt haben; nur in ihr können berauschende Getränke ein lebhaftes Vergnügen gewähren; sie führt am leichtesten den unerfahrnen Jüngling zum Genusse unerlaubter Liebe an, — theils, weil sie ihm die Gelegenheiten dazu näher bringt, theils, weil sie ihm auch gar bald zu Anführern und Rathgebern verhilft, die seine Blödigkeit aufmuntern und seine Bedenklichkeiten niederschlagen.

Zuerst der Genuß berauschender Getränke ist fast, unter allen Völkern und zu allen Zeiten, von den Menschen, wenn sie zum geselligen Vergnügen zusammen kommen, als ein Erheiterungsmittel gebraucht worden. Besonders hat, von jeher, der Becher, gefüllt mit dem edlen Safte der Reben, das gesellschaftliche Mahl belebt, die Herzen zur Fröhlichkeit und zur freymüthigen Mittheilung ihrer Gedanken geöffnet, neue Bekannte einander schneller genähert, und in alten Freunden die ersten Empfindungen, ihres ehedem geschlossenen Bundes wieder erneuert. Obgleich etwas von der Kraft dieser Getränke, in ihnen selbst und in ihrer Wirkung auf unsere Maschine, liegt: so erhalten sie doch

nur über sehr wenige Menschen eine grosse Gewalt, wenn ihr Genuß nicht mit den geselligen Vergnügungen verbunden ist. Es giebt einige unglückliche Menschen, welche auch in der Einsamkeit sich in starken Getränken zu berauschen im Stande sind. Aber doch haben diese gemeiniglich zuvor, in der Gesellschaft, diese Getränke lieben lernen und erst, nachdem sie durch Alter, Unglücksfälle, oder auch selbst durch ihre Ausschweifungen aus der Gesellschaft vertrieben worden sind, haben sie die Flasche, als einen leidigen Tröster, in ihre Einsamkeit mitgenommen. Ueberdieß ist die Anzahl der Menschen, welche, wie man zu sagen pflegt, sich auf ihre Hand betrinken, sehr geringe: die Anzahl derer hingegen ist groß, die sich der Völlerey in Gesellschaften, worin diese Ausschweifung herrscht, überlassen.

Für jede Gesellschaft, der es an Unterhaltung, oder an Zeitvertreiben fehlt, die weder Stoff zum Gespräche hat, noch an Spielen, die entweder den Leib üben, oder den Geist durch Aufmerksamkeit und Nachdenken beschäftigen, Vergnügen findet, ist Essen und Trinken ein unentbehrliches Hülfsmittel ihrer fortdaurenden Verbindung. Das Uebermaß im Essen kann kein menschlicher Körper bis zu

einem gewissen Grade aushalten. Daher ist das Vergnügen im Genusse der Speisen, durch das Maß des Bedürfnisses auf eine ziemlich kurze Dauer beschränkt. Aber das Vergnügen, welches wohlschmeckende und zugleich die Lebensgeister erweckende Getränke verursachen, kann der Mensch weit mehr verlängern, ohne sich einen merklichen Schaden zuzuziehen. Er kann durch Gewohnheit, selbst das Vermögen zu Trinken bis auf einen gewissen Grad erhöhen. So lange er aber mit diesem sinnlichen Genusse beschäftiget ist, reicht ihm die kleinste, nichtswürdigste Unterhaltung zu: und der langen Weile, welche mit der Gedankenlosigkeit verbunden ist, wird zuerst durch den beschleunigten Umlauf des Bluts, und durch die Anhäufung der Lebensgeister im Gehirne, und in der Folge durch den eintretenden Rausch selbst, und durch das allmählige Verschwinden des Bewußtseins, auf eine Zeitlang abgeholfen.

Daher ist die Völlerey das Laster unwissender und roher Zeitalter und Völker. Daher ist es das Laster der unteren Stände, in welchen die Menschen weniger mit Stoffe zur gesellschaftlichen Unterhaltung versehen sind, und weniger an Zeitvertreiben, die den Geist beschäftigen, Geschmack

finden. Für den gemeinen Mann, für den Bauer, den Tagelöhner, und den geringen Handwerker, ist es die Versuchung zum Trunke, welche ihm seine Gesellschaften vorzüglich gefährlich macht. Schwerlich wird ein Mensch aus dieser Classe, in seinem Hause und unter den Seinigen, ein Trunkenbold werden. Selten wird er ein nüchterner und mäßiger Mann bleiben, wenn er fleißig die Gesellschaft seines Gleichen besucht.

Mit der Völlerey aber ist für jedermann, am meisten aber für den, welcher von seiner Hände Arbeit lebt, die Vernachläßigung aller Pflichten verbunden. Jede andere Unsittlichkeit, ist bey einem rohen und ungebildeten Gemüthe die Folge des Rausches. Und je leerer der Kopf eines Menschen von Gedanken ist; je weniger er andere Vergnügungen kennt, oder sich zu verschaffen weiß: mit desto größerer Gewalt zieht ihn der Reitz der hitzigen Getränke, — durch deren Genuß er sich doch sicher in einen behaglichen Zustand versetzt, wenigstens sich eine Vergessenheit seines Elendes verschafft, — an sich. Dieß ist einer der Hauptgründe, warum, wie ich schon oben angemerkt habe, den Leuten aus den niedern Ständen, die Eingezogenheit so sehr zum Verdienste angerechnet

wird: weil sie nähmlich für sie, ein Verwahrungsmittel vor dem ihnen schädlichsten aller Laster, der Trunkenheit, ist. Und dieß wird auch so lange gegründet bleiben, als die Erziehung dieser Stände, und der Unterricht, den sie erhalten, nicht so weit gebessert wird, daß sie zu einer vernünftigen Unterhaltung in ihren Gesellschaften Stoff bekommen, und an unschuldigen Zeitvertreiben, dergleichen besonders die Leibesübungen sind, Geschmack gewinnen.

Für die höhern Stände, nimmt die Versuchung zur Trunkenheit, welche die Gesellschaft ehedem auch ihnen gab, täglich ab. Es ist nicht sowohl die Verbesserung unserer Sittlichkeit, als die Verfeinerung unserer Sitten, und der Fortgang der Künste und Wissenschaften, welcher diese Veränderung hervorgebracht hat. Wenn der Wein noch immer beyträgt, und oft nöthig ist, unser Herz fröhlich und unsern Mund beredt zu machen: so braucht er doch nicht mehr die Stelle des Gesprächs ganz zu ersetzen. Auch ohne Rausch sind wir im Stande, in Gesellschaft gesprächig und munter zu seyn. Indeß bleibt noch immer für gewisse Temperamente, für gewisse Zeiten des Lebens, für gewisse unglückliche Lagen, durch wel-

che das Gemüth von innern Freuden leer, und sich selbst zu vergessen begierig wird, der gesellschaftliche Becher gefährlich. Und die Regel ist allgemein und unveränderlich: daß, wo Wein und starke Getränke, einen zu großen Theil der gesellschaftlichen Vergnügungen ausmachen, die Gesellschaft den Menschen an der Ausübung seiner Pflichten hindert, und die Eingezogenheit seiner Sittlichkeit zuträglich ist.

Zweytens. Die Neigung zum Spiele wird, durch den Fortgang der Menschen, von der Roheit zur Verfeinerung, weit weniger verändert, als die Neigung zum Trunke. Ja, so wie der Hang zur Geselligkeit sich mehr ausbreitet; — wie an die Stelle seltner, großer Feste, und feyerlicher Gastmähler, dergleichen die alte Welt veranstaltete, tägliche, aber kleinere Zusammenkünfte zum Vergnügen getreten sind, und der gute Bürgerstand, der ehedem wenig von Geselligkeit wußte, sich in seiner Lebensart den höhern Ständen genähert hat: in eben dem Maße ist auch das Spiel ein weit allgemeinerer Zeitvertreib aller Classen geworden, und hat also auch seinen moralischen Einfluß viel weiter ausgebreitet.

Es scheint in der Natur des Menschen zu liegen, daß, wenn er mit andern zum Genusse des geselligen Vergnügens zusammen kommt, ihm die gegenseitige Mittheilung der Ideen zu seiner Unterhaltung nicht zureicht, oder ihm auf die Länge zu schwer wird. Um seine Zeit in Gesellschaft angenehm zuzubringen, ist er genöthigt seine Zuflucht zu gewissen andern Beschäftigungen zu nehmen, die auch gemeinschaftlich seyn können, die auch ein gewisses Interesse erregen, die aber nicht so mühsam aufgesucht und unterhalten werden dürfen, noch so viele Anstrengung kosten, als ein geistreiches Gespräch: sondern die sich jedesmahl, sobald man sie verlangt, von selbst darbiethen, und, wenn man sie einmahl erlernt hat, nur eine mäßige Aufmerksamkeit fordern, um ihrem Endzwecke ein Genüge zu thun. Solche Beschäftigungen heißen Zeitvertreibe: und ihre Anzahl findet sich, wenn man sie in allen Zeitaltern und bey allen Völkern sucht, unendlich groß. Von der Wahl derselben, und von der Vorliebe, die für die eine oder die andere Gattung bey einer Nation herrscht, hängt der Einfluß, den die Geselligkeit dieser Nation auf ihren moralischen Charakter hat, in hohem Grade ab. Ein Volk, dessen Bürger, wenn sie in ihren Feyerstunden zusammen kommen, sich mit mili-

tärischen Leibesübungen, mit Laufen, Ringen, Schwimmen, und dem Gebrauche der Waffen belustigen, muß nothwendig, durch seine geselligen Zeitvertreibe, ein anderes Temperament und eine andere Gemüthsstimmung bekommen, als ein anderes Volk, in welchen die meisten, oder doch die vornehmsten und besten Bürger die Zeit, welche sie dem Umgange widmen, mit sitzenden Vergnügungen zubringen, und, indem sie ihre äußern Glieder ruhen lassen, ihr Blut durch die Anstrengung des Kopfs, oder durch die Leidenschaft der Gewinnsucht, in Wallung bringen.

Unter jene Zeitvertreibe gehören vornehmlich auch die Schauspiele. Aber welchen erstaunlichen Unterschied, für den moralischen Charakter eines Volkes, muß es nicht machen, ob es sich an athletischen und gladiatorischen Spielen, an Stiergefechten, Hahnenkämpfen, Thierhetzen, oder ob es sich an den Meisterstücken der komischen und tragischen Muse vergnügt; ob Tod und Blutvergießen, verbunden mit Proben des Muths und der Geschicklichkeit, oder ob menschliche Schicksale, Tugenden und Laster, in deren Darstellung das Genie zugleich seine edelsten Früchte zu genießen giebt, dieß Volk an öffentlichen Orten versammeln,

und seine gemeinschaftliche Aufmerksamkeit auf sich ziehen.

Von allen Arten der Zeitvertreibe aber, ist keine von älterem Ursprunge; keine hat sich ununterbrochner im menschlichen Geschlechte, bis auf unsere Zeiten erhalten; keine ist mit so weniger Veränderung, aus der Zeit der Roheit und Barbarey, in die der Sittlichkeit und der Verfeinerung, übergegangen, als diejenige Art, welche wir im eigentlichen Verstande **Spiele** nennen. Sie sind Arten von Wetten, wobey ein gewisser Preiß auf den Erfolg einer Begebenheit gesetzt wird, die man entweder bloß vom Zufalle erwartet, oder selbst durch Kunst und Geschicklichkeit zu veranstalten sucht. Das Spiel ist zugleich ein Streit, wo der eine gewinnt, indem der andere verliert; wo der eine das zu verhindern sucht, um was der andere aus allen seinen Kräften bemüht ist. Daraus läßt sich eben der große Vorzug begreifen, den die Menschen dem Spiele vor andern Zeitvertreiben gegeben haben, — ein Vorzug, der sie bewog, es immer beyzubehalten, indeß sie mit den übrigen Zeitvertreiben abwechselten. Es setzt nähmlich die beyden großen Triebfedern des Gemüths, die alles Interesse im menschlichen Leben erregen, in Bewegung, den **Eigennutz** und

den

den Ehrgeitz. Es gewährt uns zugleich das Vergnügen eines Sieges: — es mag nun unser besseres Glück, oder unsere größere Geschicklichkeit seyn, welche denselben davon trägt. In der That giebt es kaum irgend ein lebhaftes geselliges Vergnügen, das nicht in einen Streite bestände. Selbst das Gespräch wird erst dann recht lebhaft und anziehend, wenn eine Verschiedenheit der Meinungen die Unterredenden in streitende Parteyen theilet, und die Erwartung der Zuhörer darauf gespannt ist, wessen Gründe die Oberhand behalten werden. Bey dem Spiele kommt noch der Vortheil hinzu, daß die Beschäftigung, die es uns giebt, ganz von unserm Willen abhängt; daß die Gegenstäude darin immer abwechseln, aber von selbst durch den Zufall, oder durch die Regeln des Spiels, abwechseln: da wir hingegen sie bey andern Vergnügungen, — wie zum Beyspiele beym Gespräche, — mit Mühe und Anstrengung abändern müssen. Es kommt hinzu, daß wir durch das Spiel uns auch in Gesellschaft von Unbekannten vergnügen können, mit denen wir uns nicht auf eine angenehme Weise zu unterreden wüßten.

Die Griechen gaben die Barbaren für die Erfinder der Spiele aus, so wie sie es in Absicht

vieler andern Künste thaten, wenn diese unter ihnen zu alt waren, als daß sie deren Ursprung historisch zu entdecken wußten. Die alten Deutschen finden wir schon zu Tacitus Zeiten, mitten in ihren Wäldern, so leidenschaftlich für das Spiel eingenommen, daß es einzelne Ausschweifende unter ihnen gab, die ihr ganzes Vermögen und selbst ihre Freyheit dabey wagten. Von dieser Zeit an bis zu der unsrigen, haben sich die Arten der Spiele mannigfaltig verändert: aber die Spielsucht selbst ist geblieben. Noch immer sucht ein großer Theil der Menschen bloß deswegen die Gesellschaft auf, um diesen seinen Lieblings-Zeitvertreib darin zu finden. Und eine noch größere Anzahl macht das Spiel, ohne es leidenschaftlich zu lieben, mit, weil sie sonst der Gesellschaft entsagen müßte. Sein Geld gegen das Geld anderer wagen, sich mit ihnen gemeinschaftlichen Zufällen und Regeln unterwerfen, und es entweder von dem bloßen Zufalle, oder von der bessern Beobachtung der Regeln, von der zweckmäßigern Benutzung der Umstände, welche das Spiel darbiethet, erwarten, ob man sein eigenes Geld verlieren, oder das des Gegenspielers hinzugewinnen soll: dieß macht noch immer die Beschäftigung aus, mit welcher,

durch ganz Europa, der Staatsmann und Feldherr sowohl, als der Krämer und Handwerker, seine Erhohlungsstunden ausfüllet.

Schon dieser Umstand, daß von der dem Umgange gewidmeten Zeit ein so großer Theil auf das Spiel gewandt wird; daß kein anderer Zeitvertreib so vielen Menschen gemeinschaftlich ist, keiner so standhaft sie von der Jugend bis zum Alter begleitet: schon dieser Umstand läßt vermuthen, daß, wenn die Gesellschaft überhaupt auf Moralität wirken kann, sie es vorzüglich durch die Leidenschaften thue, welche beym Spiele erweckt, durch die Fehler, welche dabey begangen, und durch die Tugenden, welche hier ausgeübt werden können. Aber auch die bloße Erfahrung beweist den Einfluß des Spiels, auf das Glück und die Tugend des Menschen. Die schändlichsten Betrügereien, die fürchterlichsten Auftritte des Zanks, und selbst des Blutvergießens, von welchen die geselligen Versammlungen zuweilen Zeugen waren, sind durch das Spiel und die von ihm erregten Leidenschaften veranlaßt worden. Wenn wir von einen Menschen hören, daß er sein Vermögen durchgebracht, öffentliche Cassen veruntreut, und

das Vertrauen seiner Gläubiger gemißbraucht hat: so erfahren wir auch gemeiniglich, daß, neben den Ausschweifungen der Wollust, die Spielsucht die Ursache seines Verderbens gewesen ist.

Das kleine Spiel, wobey Gewinnst und Verlust nur die Nebensache ist, und zur Erweckung der Aufmerksamkeit dient, die angenehme Ausfüllung der Zeit aber die Hauptsache ausmacht, wirkt auf den Charakter nur schwach, und nur in dem Maße, wie jede andere Beschäftigung, wenn sie oft wiederhohlt wird: nähmlich insofern, als sie von andern Arbeiten und Beschäftigungen abhält, und insofern sie zur Ausübung gewisser kleinerer Tugenden, oder zur Begehung der entgegengesetzten Fehler Gelegenheit giebt. Dasjenige Spiel hingegen, bey welchem der aufgesetzte Preis so groß ist, daß der Gewinn die Hauptabsicht der Spielenden ausmacht, — und eine merkliche Hoffnung oder Furcht erregt; noch mehr aber dasjenige Spiel, welches eigentlich als Gewerbe getrieben wird, macht auf den Charakter der Menschen sehr starke Eindrücke, und läßt dauerhafte Spuren von den Leidenschaften zurück, in welche es die Gemüther der Spielenden von Zeit zu Zeit setzen muß.

Die kleinen Spiele um einen mäßigen Preis, die alle unsere Gesellschafts-Säle erfüllen, haben, durch ihre Einführung und allgemeine Verbreitung in Europa, ohne Zweifel auf das gesellschaftliche Leben, und durch dieses auch auf den Charakter der Nationen in diesem Welttheile und in dieser Periode, einen merklichen Einfluß gehabt. Bey einzelnen Personen ist dieser Einfluß nur dann beträchtlich, wenn sie sich diesem Zeitvertreibe mehr, als andere ergeben, einen größern Theil ihrer Zeit darauf verwenden, oder eine Art von Leidenschaft dafür bekommen.

Unstreitig hat die Einführung der Charten-spiele die Geselligkeit in Europa vermehrt. Da die Menschen nun, zu allen Zeiten, mit einander etwas anzufangen wußten: so kamen sie auch häufiger zusammen. Ohne Spiel suchen nur diejenigen einander auf, die sich ähnlich genug sind, um daß der Eine an der Unterredung des andern Vergnügen finde. Am Spieltische können auch die ungleichartigsten Menschen, und die von den ungleichsten Fähigkeiten sich zu einer gemeinschaftlichen Unterhaltung vereinigen. Daher sind auch durch das Spiel beyde Geschlechter einander näher gebracht worden: die

sich, sobald es in einer Gesellschaft aufs Gespräch ankommt, von einander absondern.

In dieser ersten Rücksicht liegen, den sittlich guten Folgen der Spiele, die schlimmen unmittelbar zur Seite: und es ist schwer, im Allgemeinen zu entscheiden, auf welcher Seite das Uebergewicht sey. Die durch das Spiel vermehrte Geselligkeit hat unstreitig die Sitten der Menschen verfeinert, und dadurch zugleich die Sittlichkeit verbessert, — wenigstens die gewaltthätigen Ausbrüche übelartiger Leidenschaften, und grobe Ausschweifungen der Sinnlichkeit verhindert. Eine neu eingeführte, frivole Beschäftigung hingegen, hat die Menschen selbst frivoler gemacht. Indem sie ein Mittel gefunden haben, sich den Umgang angenehm, wenigstens erträglich zu machen, ohne daß sie nöthig haben ihren Kopf mit Nachdenken sehr anzustrengen, ohne daß Freundschaft und Liebe sie mit ihren Gesellschaftern verbinden dürfe, haben sie auch mehr Neigung zu den gesellschaftlichen Zerstreuungen bekommen und weit mehr Zeit denselben zu widmen angefangen, als die bloße Nothwendigkeit einer Erhohlung und Abspannung erfordert hätte, oder als sie gethan haben würden, wenn sie in ihren Ge-

sellschaften die Menschen um ihrer selbst willen aufgesucht hätten. Durch das Spiel ist so wohl den Geschäften, als den ernsthaften Unterredungen ein Theil der Zeit entzogen worden, den man sonst, wenigstens um der langen Weile zu entgehen, auf sie gewandt hätte. Es giebt jetzt Leute, welche die eine Hälfte des Tages mit Essen, Trinken und Spielen, und die andere Hälfte, mit dem Ankleiden und den Vorbereitungen zu den Gesellschaften, worin gegessen, getrunken und gespielt wird, auf eine sie vollkommen befriedigende Weise ausfüllen. Ist bey einer solchen Lebensart etwas anders zu erwarten, als daß der Geist sowohl als das Herz des Menschen erschlaffe, und er eben so gleichgültig gegen den Unterricht und die Erwerbung neuer Kenntnisse, als gegen Zärtlichkeit und Freundschaft anderer Menschen werde? Die leidenschaftlichen Liebhaber des kleinen Spiels also werden nicht unmittelbar dadurch verschlimmert: aber sie werden abgehalten etwas besseres zu thun; sie werden oft selbst verleitet, das Pflichtmäßige zu unterlassen.

Das andere Geschlecht ist es vorzüglich, welches für das Spiel, als Spiel, eine leiden-

schaftliche Neigung durch den Umgang bekömmt. Bey den Männern entsteht diese Leidenschaft selten anders, als wenn sie sich mit hohem Spiele abgeben. Der Charakter der eigentlichen Spielschwestern aber ist nichts anders, als Leerheit der Seele, Gleichgültigkeit gegen alles Ernsthafte und den Verstand Beschäftigende, selbst gegen diejenigen Neuigkeiten des Tages, welche die Aufmerksamkeit aller Weltauf sich ziehn, und eine Anhänglichkeit an Personen gleiches Geschmacks, von denen sie immer mehr in dieser Denkungsart befestiget werden. Sehr oft ist damit, bey Ehefrauen und Müttern, eine Vernachläßigung ihrer häuslichen Pflichten verbunden. Und wenn Mangel eines bestimmten Charakters eine große moralische Unvollkommenheit ist: so können diese unbedeutenden Spiele, wenn sie viele Jahre lang täglicher Zeitvertreib und endlich unentbehrliches Bedürfniß des Menschen geworden sind, allerdings bloß dadurch, daß sie alle ernsthaftern Bestrebungen von ihm entfernen, und dieselben ihm entbehrlich machen, sehr viel übles in seinem Geiste anrichten.

Drey Tugenden sind es hauptsächlich, welche im Spiele gezeigt und geübt werden können:

die Ehrlichkeit, in Beobachtung der Regeln des Spieles; die Uneigennützigkeit, in Benutzung der Vortheile, die es darbiethet; und die Standhaftigkeit im Unglücke. Der Mangel der ersten ist so allgemein mit Schande gebrandmarkt: daß Menschen, die sich in der Gesellschaft in Achtung erhalten wollen, auch wenn sie, ihrem Charakter nach, einer Betrügerey nicht ganz unfähig wären, sich doch derselben im Spiele enthalten müssen. Für diese, freylich nicht sonderlich moralische, Classe der Menschen kann das Spiel die Schule der Ehrlichkeit seyn, oder es wird für sie eine Quelle der Beschimpfung, und kann selbst den Grund zu ihrem Untergange legen. Deßwegen zeigt es schon etwas Zweydeutiges an, wenn man jemanden die Ehrlichkeit im Spiele zum Ruhme anrechnet.

Aber das ist wahres reines Lob, wenn man ihn einen großmüthigen, und wenn man ihn einen guten und angenehmen Spieler nennt. In diesen beyden Absichten, ist das Spiel in der That das Bild und die Vorübung des Lebens. Es hat mit demselben die glücklichen und unglücklichen Zufälle gemein, welche die Klugheit des Menschen nicht ändern kann, von denen

aber doch der Verstand den Nutzen zu erhöhen, oder den Schaden zu vermindern weiß. Im Spiele, wie in Geschäften, gewinnt der Eine, indem der Andre verliert; und es giebt in beyden eine gewisse Grenzlinie, zwischen den Vortheilen, denen man nicht entsagen kann, wenn man nicht das Spiel, oder das Geschäft aufgeben will, und zwischen denen, welche man aufopfern muß, wenn man uneigennützig und großmüthig handeln will. Es sind eine Menge kleiner Sachen, welche im Spiele den eigennützigen Charakter verrathen. Die äußerste Behutsamkeit in einem Spiele, das nur um einen geringen Preis gespielt wird, nie etwas zu wagen, läßt auf die Liebe des Geldes, oder auf eine gewisse Aengstlichkeit im Charakter schließen. Ein Anderer benutzt, wenn er im Glücke ist, seine Vortheile aufs äußerste: und diesen kann man noch sicherer für habsüchtig halten. — Zu keiner Sache aber giebt das Spiel so viel Versuchung, als bey langdauernden Unglücksfällen mißmüthig und übellaunig zu werden, in Klagen auszubrechen, oder seine Besonnenheit zu verlieren. Eben deßwegen ist es aber auch eine vortreffliche Uebung der Standhaftigkeit, wenn man diese Versuchung überwindet, seine Klagen

unterdrückt, und auch beym Verluste eine heitere und gleichmüthige Miene zeigt.

Es kann nicht fehlen, daß ein Mensch, der täglich spielt, täglich sich kleine Unredlichkeiten im Spiele zu Schulden kommen läßt, einem kleinen Gewinnste mit gewisser Aengstlichkeit nachläuft, und das Mißvergnügen über Unglücksfälle immer auf eine Andern unangenehme Weise laut werden läßt, durch diese wiederhohlten Ausbrüche seiner Fehler, den Grund derselben, seinen Eigennutz oder seine Schwäche, vermehrt. Der groß- und gleichmüthige Spieler hingegen nimmt wahrscheinlich etwas von den Fertigkeiten, welche er hier erwirbt, auch zu seinen übrigen Geschäften mit.

Das hohe Spiel und das Spiel, als Profession getrieben, vergrößert im Grunde nur alle Gegenstände, welche hierbey in Betrachtung kommen. Mit der Wichtigkeit des Gewinns steigt die Begierde darnach, — steigt die Furcht vor dem Verluste, die Entgegensetzung des beyderseitigen Interesses, die Versuchung zur Unehrlichkeit, der Unmuth und die Verzweiflung bey Unglücksfällen. Ist die Höhe des Spiels

dem Vermögen des Menschen unangemessen: so muß die Gesellschaft, in welche er gerathen ist, ihn schon ganz unbesonnen und leichtsinnig gemacht haben, um ihm den Gedanken dazu einzugeben. Die Folgen einer solchen Unbesonnenheit sind vom Zufalle abhängig: aber die Leidenschaften, welche eine so große Gefahr, der sich der Mensch muthwillig aussetzt, bey ihm erregt, sind unausbleiblich, und verderben seinen Charakter, oder verhindern bey ihm die pflichtmäßige Aufführung, auf die eine oder die andere Weise, gewiß. Hohes Spiel, bey welchem der Mensch so viel wagt, daß er zu Grunde gerichtet wird, wenn er verliert, und reich werden kann, wenn er gewinnt, bemächtiget sich natürlicherweise seiner Aufmerksamkeit so gänzlich: daß er aller seiner übrigen Geschäfte vergißt, oder sie nachläßig treibt. Wie wäre es möglich, daß derjenige ein guter Mann, ein für die Erziehung seiner Kinder sorgfältiger Vater, ein gewissenhafter Beamter, ein des Vertrauens würdiger Gewerbsmann seyn, oder lange bleiben könne, welcher es täglich auf das Ohngefähr der Würfel, oder der Charte ankommen läßt, ob er das Vermögen, womit er sich und die Seinigen erhalten, seine Geschäfte unterstützen, seine

Gläubiger befriedigen, dem Anstande seines Ranges ein Genüge thun soll, verlieren werde? Können in dem Herzen eines solchen Spielers andere, als gehässige und feindselige Leidenschaften gegen seine Mitspieler aufkeimen. Kann sich wohl ein menschenfreundlicher Charakter bilden, oder lange bestehn: wenn man sich täglich zu einem, dem Scheine nach geselligen Vergnügen, mit Leuten zusammen findet, die man seine Freunde nennt, und denen man doch einen sehr großen Schaden zuzufügen willens ist, oder von denen man einen sehr großen Verlust zu leiden befürchtet. Der gute und geübte Spieler weiß zwar die Aufwallungen des Zorns und des Unmuths zu unterdrücken, im Unglücke ruhig und gelassen zu scheinen, und im Glücke seine Freude und seinen Triumph über seine Gegner zu verbergen. Daß aber doch in dem Innern seines Herzens jene abwechselnde Stürme der Leidenschaften toben, zeigen die gewaltsamen Ausbrüche, die von Zeit zu Zeit entstehn, wenn außerordentliche Glücks- oder Unglücksfälle, ihm seine gewöhnliche Wachsamkeit über sich selbst und seine Selbstbeherrschung rauben. Und woher kömmt es, daß unglückliche und zu Grunde gerichtete Spieler oft zu so schändlichen

Hülfsmitteln sich Geld zu schaffen, ihre Zuflucht nehmen, wenn nicht entweder derselbe Leichtsinn, dieselbe Gleichgültigkeit gegen Pflicht und Schicklichkeit, welche sie verleitet hat, diesem gefährlichen Vergnügen nachzuhängen, sie auch zu allen den unmoralischen Handlungen fähig machte, die wir sie bey einem unglücklichen Ausgange desselben begehen sehen; oder wenn nicht die Beschäftigung des Spiels selbst, und die Gemüthsstimmung, worein es versetzt, nach und nach Leichtsinn und Pflichtvergessenheit hervor brächte?

Man hat angemerkt, daß Leute, welche in ihrer Lebensart beständigen Gefahren ausgesetzt sind, leicht in Zügellosigkeit und Ausschweifung gerathen. Der Soldat im Felde, der Matrose auf der See, oder auf den Küsten wo er landet, läßt eben so oft Spuren seiner wilden Lüste, als seiner Raubsucht zurück. Es scheint, daß diese Menschen sich entweder für die Noth, welche sie oft leiden, durch eine desto uneingeschränktere Befriedigung ihrer Lüste schadlos halten wollen, oder daß, da sie einmahl gewohnt sind, das Kostbarste, was sie haben, ihr Leben aufs Spiel zu setzen, auch alle übrige Betrach-

tungen der Klugheit, oder der Pflicht ihr Gewicht bey ihnen verlieren. Der Spieler von Profession befindet sich in dem nähmlichen Falle. Auch er setzt sich täglich der Gefahr aus, in Mangel und Schande zu gerathen. Kein Wunder also, daß auch er sich wild in alle Arten von sinnlichen Vergnügungen hineinstürzt, um seiner mißlichen Lage zu vergessen. Gemeiniglich sind Trunkenheit und Wollust Begleiter der Spielsucht, und was sie also selbst am Charakter noch unverdorben läßt, wird doch durch diejenigen Ausschweifungen zu Grunde gerichtet, welche sie gemeiniglich in ihren Gefolge zu haben pflegt.

Jünglinge, welche in die Gesellschaft eintreten, sind es vornehmlich, deren Sittlichkeit, durch die Versuchungen zum Müssiggange, das Spiel gefährlich werden kann. In dieser Zeit des Lebens, die zur Vorbereitung auf den künftigen Beruf, zur Ausbildung des Verstandes, und zur Erwerbung nützlicher Kenntnisse, bestimmt ist, werden auch unschädlichere und anständigere Zeitvertreibe schädlich, sobald sie dem jungen Manne zu viel von seiner Zeit kosten, und ihm den Geschmack an einsamen und ernsthaften Be-

schäftigungen rauben. Ein Mann von mittlern, oder höhern Jahren kann täglich sein Spiel suchen und haben, ohne daß im mindesten seine Berufsgeschäfte dabey litten, und ohne daß sein Gemüth dabey seine Ruhe, oder sein Leben seinen regelmäßigen Gang verlöre. Aber wenn ein junger Studirender, ein junger angehender Gewerbsmann ein eben so unschuldiges Spiel sich zum Bedürfnisse macht: so sind die Folgen gemeiniglich sehr verschieden. Indem er darüber Arbeiten vernachläßigen muß, die er doch als pflichtmäßig anzuerkennen genöthigt ist, wird er zugleich zu allen andern Ausschweifungen vorbereitet und gleichsam eingeweihet. Wenn man einmahl das Nützliche über dem Angenehmen versäumt hat: so scheint es schon nicht darauf anzukommen, ob man noch ein paar Schritte weiter gehe, um des Vergnügens recht vollkommen zu genießen. So erweitern und vermehren sich die Zerstreuungen immer mehr; sie werden immer lärmender und ausschweifender: bis endlich der Geschmack an den Wissenschaften und die Achtung für Sittlichkeit darüber verloren gehn.

Und in welchen Gesellschaften kann der junge Mensch diesen Lieblings-Zeitvertreib täg-

lich finden? Gewiß nicht in der Gesellschaft der Fleißigsten, Artigsten und Gesittetsten seines Alters. Oft kann er ihn nur in öffentlichen Häusern finden, wo, unter einem vermischten Haufen, seine Unerfahrenheit oft dem absichtlichen Verführer in die Hände geräth, der, indem er seine Neigung zum Spiele zugleich stärkt und benutzt, ihn immer weiter von dem Wege der Pflicht und einer regelmäßigen Aufführung abführt.

Daher bleibt es auch bey Leuten, die jung das Spiel zu lieben anfangen, selten bey einem kleinen Spiele. Das Vergnügen, welches darin liegt, ist für die Lebhaftigkeit dieses Alters zu schwach und zu unbefriedigend. In kurzem muß, um das Interesse des Spiels zu erhalten, der Preiß erhöhet werden: und alle die Gefahren, welche ich oben als Folgen des hohen Spiels auseinander gesetzt habe, dringen zwiefach auf den Jüngling ein, welcher, ehe er noch ganz sein eigner Herr geworden ist, und seinen Stand in der Welt fixirt hat, schon am hohen Spiele Vergnügen findet.

Noch muß ich einer schädlichen Wirkung des hohen Spiels in jedem Alter gedenken; —

daß nähmlich der Mensch, welcher es leidenschaftlich liebt, nur auf eine gewisse Classe von Gesellschaftern, und gewiß nicht auf die vorzüglichsten, eingeschränkt ist. Es entfernt ihn oft von seinen besten Freunden, und bringt ihn täglich mit Leuten, die er nur wenig liebt und achtet, zusammen: wenn jene sich zum hohen Spiele nicht verstehn, und diese ihm seinen Lieblings-Zeitvertreib verschaffen. Daher ist auch keine Art von Gesellschaften so seltsam gemischt, als die der hohen Spieler. Redliche Leute finden sich nirgends mit Betrügern, Verständige mit Dummen, und Vornehme mit Geringen so häufig, als hier, zusammen. Aber muß der bessere Theil der Gesellschaft nicht bey der Fortdauer solcher Verbindungen verlieren? In der That hat das hohe Spiel, für Personen von mittlerem Stande, zuweilen den Reitz gehabt, daß es sie in den Umgang der Großen brachte. Denn einer widersinnigen Gewohnheit zu Folge, nimmt der Adel oft selbst den Abentheurer, welcher ein großer und guter Spieler ist, in seine Gesellschaften auf: indeß er den verständigsten und unterhaltendsten seiner Mitbürger aus denselben entfernt. Aber welcher traurige und erniedrigende Titel für einen Mann von

wahrem Ehrgefühl ist es, wenn er das Vorrecht, unter den Großen zu erscheinen, nur dem Gelde zu danken hat, das er an sie zu verlieren bereit ist? Wenn, nach einer sehr wahren Bemerkung Chesterfields, derjenige sich noch nicht als ein, mit gleichen Rechten, in die Gesellschaft aufgenommenes Mitglied ansehen darf, welchen man bey seinem Eintritt in die Versammlung, einem nach ihm sich erkundigenden Fremden, blos als einen berühmten Schriftsteller, als einen großen Dichter, oder als einen angenehmen Erzähler kleiner Geschichten bezeichnet; — weil der wahre Freund eines Hauses, oder einer Gesellschaft nach seiner ganzen Persönlichkeit, nicht nach einzelnen Eigenschaften geschätzt werden muß: wie tief muß derjenige nicht unter seiner Gesellschaft stehn, bey dessen Erscheinung man sogleich nach dem L'Hombre- oder dem Pharao-Tische ruft; und an welchem man nichts als das unbedeutende Talent zu spielen, und allenfalls den Muth, große Summen mit anscheinender Gleichgültigkeit zu verlieren, hochachtet.

Drittens. Die Liebe zum Spiele und die zum Trunke werden gemeiniglich erst durch die gesellige Lustigkeit erzeugt, oder sind die Folgen solcher Bedürfnisse, welche in der Gesellschaft entstehen; daher kommen auch die guten oder übeln Wirkungen, welche beyde Neigungen auf den moralischen Charakter äußern, fast gänzlich auf die Rechnung der Gesellschaft: und ihre Untersuchung gehört also billiger Weise zu dem Artikel, welchen ich jetzo behandele. Aber die Liebe zum andern Geschlechte, und die Ausschweifungen dieser Liebe scheinen dem einsamen und geselligen Leben gemein zu seyn. Der Naturtrieb, aus welchem sie hervorgehn, ist so stark: daß er nicht erst durch Beyspiele und Ermunterungen anderer erweckt werden darf. Auch in die Zelle des Mönchs und des Einsiedlers, — auch in die größte Abgeschiedenheit des Lebens dringen die Versuchungen zur Wollust. Und oft wird die Sinnlichkeit um desto mehr auf einen einzigen Punct vereiniget, je mehr es ihr an Mannigfaltigkeit von Gegenständen fehlt, unter denen sie sich theilen und schwächen kann. Oft ist auch, wie ich schon gesagt habe, der Entschluß, sich von der Gesellschaft zurückzuziehen, bey Leuten, die weder durch ihre Pflichten,

noch durch ihre Umstände dazu aufgefordert wurden, eine Folge der geheimen Ausschweifungen, welchen sie sich ergeben hatten, und die sie, unbemerkt, mit größerer Freyheit fortsetzen zu können glaubten. Indeß hat doch dieser Trieb, welcher die beyden Geschlechter mit einander vereiniget, einen so genauen Zusammenhang mit allen Auftritten und Vergnügungen des geselligen Lebens; und er wird, bey aller seiner Unabhängigkeit, besonders in dem Zeitpuncte seines ersten Erwachens in der Jugend, durch die Gesellschaft, mit welcher der Mensch umgeben ist, so sehr belebt und modificirt: daß es nicht erlaubt ist, von dem moralischen Einflusse der Gesellschaft zu reden, ohne des Umstandes zu erwähnen, daß die schönste so wie die gefährlichste Neigung des Herzens in ihr gemeiniglich ihre Richtung erhält.

In der That ist, außer dem Vergnügen, welches der Verstand und die Mittheilung der Ideen im Umgange gewähren, nichts, was die Menschen mit so starkem Reitze in Gesellschaft zieht, und sie darin so fest beysammen hält, als der unsichtbare, sanfte Zug, durch welchen die Natur die Geschlechter an einander gefesselt hat

Nur durch die Liebe, oder durch Neigungen, Wünsche und Hoffnungen, welche aus dieser Quelle entspringen, oder auf ihre Freuden Bezug haben, werden alle gesellschaftlichen Vergnügungen belebt. Was ist der Tanz ohne diese ihn beseelende Triebfeder? Nichts, als körperliche Bewegung, oder Sache der Eitelkeit, die nur ein kaltes Vergnügen gewähret, und in kurzem die handelnden Personen, so wie die Zuschauer, ermüdet. — Das Spiel, welches nicht durch den hohen Gewinn sein Interesse erhält, kann für den Jüngling nur durch die Annehmlichkeit der Gehülfinn mit welcher, oder der Gegnerinn, wider welche er spielt, reitzend werden. Selbst von dem gesellschaftlichen Gespräche, das sich überhaupt am liebsten mit den Handlungen und Leidenschaften andrer Menschen beschäftigt, machen die geheimen Geschichten der Liebe den anziehendsten Inhalt aus. Alle großen Gesellschaftskreise — so wie der Hof und die großen Städte sie versammeln, — würden durchaus freudenleer und langweilig seyn, wenn nicht die engern Verbindungen, die sich in denselben, — bey den ältern Personen durch Politik, oder eigennützige Absichten, bey den jüngern durch Liebe — anspinnen, einen Theil der Gesellschaft

lebhafter beschäftigten, und dem andern, welcher jenen beobachtet, ein interessanteres Schauspiel gewährten. Die Jünglinge und Mädchen haben in dem Gewühle wenigstens das Vergnügen, zu sehen und gesehen zu werden: und wo auch noch keine förmliche Leidenschaft rege ist, wird doch das Herz durch den Anblick der Schönheit in einem andern Geschlechte erwärmt. Die Eltern mannbarer Kinder werden oft durch nichts so gereitzt, die Gesellschaften zu besuchen, oder bey sich zu versammeln, als durch die Anschläge, die sie zu der Verheurathung der Ihrigen machen, und durch die Hoffnungen, die sie in dieser Absicht auf ausgebreitete Verbindungen setzen. So also wirkt dieser Trieb, der die Welt erhält und verewigt, der zuerst die Familien-Verbindung, den Grund aller menschlichen Gesellschaft stiftete, auch sichtbar oder unsichtbar in jedem gesellschaftlichen Kreise. Hier werden Ehen gestiftet und gebrochen; gute Sitten durch buhlerische Reitze, oder durch verführerische Beyspiele verdorben, — oder ein feuriges, zum Ausschweifen aufgelegtes Temperament, durch die Liebe für ein tugendhaftes Mädchen, oder durch die Achtung für die Sittlichkeit der

Gesellschaft, worin man sich befindet, im Zaume gehalten.

Es ist gewiß, daß in Zeitaltern und Völkern, wo die Familien für gewöhnlich in ihren Häusern eingeschlossen bleiben, und nur selten zusammen kommen, und wo besonders die Jugend später in die Gesellschaft zugelassen wird, sich auch der Geschlechtstrieb später entwickelt. Begierden, welche noch in ihrem Keime lange schlafen würden, werden dann hervorgelockt, wenn man ihnen ihre Gegenstände täglich nahe bringt. — Ueberdieß findet der Jüngling in der Gesellschaft gewiß einige seines Alters, die schon erfahrner, als er, ihn in die Geheimnisse der cyprischen Göttin einweihen.

Wenn die Gesellschaft also an sich den Geschlechtstrieb reitzt und beschleuniget, so wird die Richtung, die er, zum Glück des Menschen oder zu seinem Verderben nehmen soll, sehr von der Art der Gesellschaften abhängen, welche der Mensch zu der Zeit der bey ihm reifenden Natur besucht. Und es wird überhaupt diesem Alter eine gewisse Eingezogenheit, mit Grunde empfohlen werden können: weil nur bey dieser

eine strengere Auswahl der Gesellschaft, und keine die Sittsamkeit schützende Aufsicht älterer Personen statt findet. In einem vermischten großen Haufen, welchen die Augen des sorgfältigsten Vaters, oder Erziehers nicht umfassen können, wird die Unschuld des Sohns, oder der Tochter immer den Gefahren der Verführung bloßgestellt, weil, durch einen natürlichen Hang, liederliche junge Leute gerne zu der Lebensart, die sie selbst führen, Proselyten machen wollten.

Wenn irgend etwas dauerhafte Spuren in dem Charakter eines Menschen zurückläßt: so ist es die Ausgelassenheit, oder die Sittsamkeit der Gesellschaften, in welchen er seine Jugendjahre zugebracht hat. Die geheime und einsame Befriedigung fleischlicher Lüste scheint zwar auf gewisse Weise den Menschen mehr, als die im Taumel geselliger Fröhlichkeit begangne Ausschweifung, herabzusetzen: weil, getrennt von den andern Vergnügungen, welche Liebe und Freundschaft gewähren, die Wollust einer bloß thierischen Begierde ähnlich sieht. Sie hält demohnerachtet den Menschen nicht so sehr von seinen Pflichten ab, und verwickelt ihn nicht in ein so großes Labyrinth von Unordnungen und Ausschweifung,

als die, durch Nachahmung und den Ehrgeiz alles mitzumachen, anfangende, und durch die Theilnahme vieler Gleichgesinnten unterstützte Liederlichkeit. — Nie ist diese Art von Ausschweifung allein gewesen. — Spiel und Trunk und Müssiggang und Verschwendung sind unausbleiblich in ihrem Gefolge. Handlungen, deren man nicht fähig wäre, oder von denen man bald zurückkommen würde, wenn man bloß damit seine eigne Neigung befriedigen sollte, unternimmt man ohne Scheu, und darin fährt man mit einer unglücklichen Dreistigkeit fort, sobald man eine zahlreiche Gesellschaft gleichsam zum Schutz und zur Unterstützung seiner Zügellosigkeit hat.

Ich will diesen Theil meiner Abhandlung, der von dem Einflusse der Gesellschaft und der Einsamkeit auf die Sittlichkeit handelt, mit der Untersuchung der Wirkungen beschließen, welche beyde Zustände auf jede der vier Haupttugenden äußern, in welche die alten Philosophen alle moralischen Vollkommenheiten und Pflichten eintheilten; — eine Eintheilung welche immer noch die meisten Untersuchungen der Sittenlehre zu umfassen, und die von einander verschiedenen

am geschicktesten abzusondern scheint. Die erste dieser Tugenden ist die Klugheit. Sie besteht aus zwey Stücken: aus dem Anbaue des Verstandes und der Erwerbung von Kenntnissen überhaupt; und aus der Anwendung dieser geübten Verstandeskräfte und dieser erworbnen Kenntnisse auf das praktische Leben insbesondere, und auf die Handlungen und Geschäfte, welche täglich darin vorkommen. In Absicht des ersten Puncts, enthält schon der erste Theil meiner Abhandlung alles, was hierher gehört. Indem ich gezeigt habe, welche verschiednen Wege, zur Geistesbildung und zur Wissenschaft, der Umgang und das Studiren eröffnet; und welche Vortheile und Hindernisse sich auf jedem der beyden Wege finden, habe ich zugleich gezeigt, was die Gesellschaft, oder die Einsamkeit beytragen, den Menschen klug zu machen. In Absicht des zweyten Puncts, will ich noch folgendes hinzusetzen.

Der Hauptunterschied, zwischen der praktischen Klugheit und der theoretischen Einsicht, besteht darin: daß zum Handeln die Beurtheilung des Individuellen in den Menschen und Dingen, — und daß eine schnelle Beurtheilung

derselben nöthig ist. Der also, welcher diese Klugheit besitzen soll, muß nicht nur die Natur der Sachen erforscht, sondern er muß auch die mannigfaltigen Gestalten, welche diese Natur in einzelnen Fällen annimmt, mit Augen gesehen haben. Er muß zweytens oft in der Lage gewesen seyn, daß er genöthigt wurde, sich augenblicklich zu entschließen, und also auch eine bestimmte Meinung über den vorliegenden Gegenstand zu fassen. Beydes findet in der Einsamkeit nur selten statt, und ist in dem geselligen Leben sehr gewöhnlich. Der Einsame sieht sich nur von der todten Natur umgeben: und die Menschen, ihre Geschäfte und Verhältnisse, — die eigentlichen Gegenstände, welche die Klugheit üben, sind von ihm entfernt, und können ihm nur von Hörensagen, oder aus Büchern bekannt werden. Der Einsame hat überdieß Muße. Er wird nicht von den Umständen gedrängt, er kann langsam und reiflich über die Sachen, welche er zu entscheiden hat, nachdenken. — Der Mann hingegen, welcher durch den Umgang oder durch Geschäfte einen immerwährenden Verkehr mit Menschen hat, giebt weit mehr auf das Einzelne Acht, und lernt weit mehr die mannigfaltigen Abänderungen kennen, welche

die menschliche Natur durch Zeit, Ort, Lage und Erziehung annehmen kann. Er ist überdieß, weil er gemeinschaftlich mit andern Menschen handeln soll, abhängig von diesen, — also nicht Herr seiner Zeit, nicht Meister, seine Entschlüsse bis zur langsamen Ueberlegung aufzuschieben. Diese Nothwendigkeit, mit seinen Entscheidungen zu eilen, macht, daß er sich mehr anstrengt, die Sache geschwind zu durchdenken. Wenn ihm dieß gelingt: so macht er ähnliche Versuche auch in Angelegenheiten, wo er allein handelt, und er wird nach und nach ein weltkluger Mann. Gelingt es ihm nicht: so ist es ein Zeichen, daß er für diese Rolle nicht gemacht ist; und er wird also wahrscheinlich dieselbe aufgeben. Der Einsame ist im Stande, tiefere Einsichten zu erlangen, wenn er sein Nachdenken unablässig auf einen Gegenstand richtet. Die Einsichten des in Gesellschaft und Geschäften lebenden Mannes sind gemeiniglich oberflächlich, weil die Gegenstände zu schnell bey ihm vorüberrauschen: aber sie erstrecken sich auf eine größere Mannigfalfaltigkeit von Sachen; sie umfassen mehrere kleine sie begleitende Umstände, sie stehen ihm mehr zu Gebothe. Nun ist aber bey den gemeinen Geschäften des Lebens eine tiefe Einsicht

selten erforderlich. Aber keinen Umstand vergessen, alle mit der Sache verwandte, und auf ihren Erfolg Einfluß habende Kleinigkeiten mit in Rechnung bringen, und mit dieser Ueberlegung so geschwind als möglich fertig seyn, um nicht die Zeit und Gelegenheit zu versäumen: das ist es, was den klugen Mann auszeichnet.

Im Allgemeinen also ist das gesellschaftliche Leben eine bessere Schule der Klugheit, als das einsame. Doch ist weder ein beständiger Rausch abwechselnder Vergnügungen ein Mittel klug zu werden: noch hat es an Beyspielen gefehlt, daß Leute, aus einer tiefen Einsamkeit, doch als weltkluge Männer hervorgetreten sind, — und, wenn man sie zu Geschäften gebraucht hat, mit aller der Gewandheit, mit aller der Aufmerksamkeit auf kleine, aber im Geschäftsleben erhebliche Umstände, mit eben dem schnellen und richtigen Ergreifen der bessern unter mehrern Maßregeln, gehandelt haben, welche sonst nur die Folge der Erfahrung und der langen Uebung in Geschäften zu seyn pflegen. Man glaubt nicht, wie viel ein verständiger Mann von Dingen, die er auch nie selbst beobachtet hat, *errathen* kann; und wie viel ein

Leichtsinniger und Unverständiger von den Sachen nicht sieht, die täglich vor seinen Augen vorgehen. Selbst bey einem Blinden kann das Auge des Geistes das fehlende körperliche ersetzen.

Zur zweyten Haupttugend, der Tugend der Gerechtigkeit, rechneten die Philosophen, von welchen diese Eintheilung herrührt, alle Pflichten, welche sich auf andere Menschen und auf die Gesellschaft beziehn. Sie theilen sich also in zwey untergeordnete Tugenden: in die Gerechtigkeit im engern Sinne, — welche sich dessen enthält, was andere Menschen beleidiget, oder ihnen schadet, und in die Wohlthätigkeit, oder Menschenliebe, welche wirklich Gutes thut, und sich beeifert, andern Menschen zu nutzen.

In Absicht derjenigen Gerechtigkeit, welche die Person und das Eigenthum anderer Menschen in Ehren hält, scheinen im Grunde Gesellschaft und Einsamkeit gleichgültig zu seyn. Da diese Tugend ganz in Unterlassungen besteht; da keine besondere Einsichten und Fertigkeiten dazu erfordert werden; da die Regeln, welche sie verschreibt, ganz genau und unerläß-

lich sind: so kann es dem Menschen, durch seine äußere Lage, weder leichter noch schwerer gemacht, es können ihm dadurch weder mehr noch weniger Bewegungsgründe und Hülfsmittel gegeben werden, sie auszuüben. Nur was ich oben im Allgemeinen sagte, daß die eingezognen Leute die unschuldigern, die in der Gesellschaft lebenden guten Menschen aber die verdienstvoller sind: das gilt besonders von der Beobachtung des strengen Rechts. In der That kann derjenige, welcher mit wenigen Menschen überhaupt zu thun hat, auch nur wenigen Menschen böses thun. Mit der Menge unserer Verbindungen aber steigt unsere Fähigkeit zu nutzen oder zu schaden; und es vermehren sich zugleich die Gelegenheiten, von dem Schaden andrer Nutzen zu ziehn.

Ueberdieß werden die meisten Ungerechtigkeiten begangen, entweder gegen Feinde, die uns zuvor beleidiget haben, oder gegen Mitbewerber, mit denen wir um einen gemeinschaftlichen Preis kämpfen. In einem eingezognen Leben aber kann man von wenigern Menschen beleidigt werden: und der Fälle, wo unserem Vortheile der Vortheil anderer im Wege steht, sind weit weniger.

Doch

Doch zwey Umstände kommen hierbey noch in Betrachtung. Die Gesellschaft erregt die hassenden Leidenschaften leichter: aber sie zerstreut sie auch eher wieder; sie mildert sie selbst ein wenig, durch die gute Laune und die Fröhlichkeit, welche sie erzeugt. In der Entfernung von den Menschen hat die Rachsucht, der Zorn und der Neid nicht so häufige Veranlassungen zu entstehen. Aber der einmahl gefaßte Groll ist bey dem Einsamen desto unauslöschlicher. Die Bitterkeit des Hasses wächst, wenn der Mensch gar keine Gegenstände hat, welche ihn von dem Unangenehmen und Verhaßten, in dem Verfahren andrer gegen ihn, abziehn. Auch ist der Trübsinn und ein Hang zu verdrießlichen Leidenschaften oft eine Folge der Entbehrungen und der langen Weile, welche die Einsamkeit mit sich führet. Daher können selbst einsiedlerische Betschwestern die wenigen Menschen, welche um sie sind, oft sehr quälen.

Zweytens; die Quelle der meisten Ungerechtigkeiten liegt in dem Ehrgeitze, oder der Gewinnsucht; — in der Begierde zu herrschen, oder in der Liebe zum Gelde. Insofern nun, als die Gesellschaft, oder die Einsamkeit die eine, oder die andere dieser Leidenschaften zu erwecken, zu näh-

ren, oder mit Hülfsmitteln der Befriedigung zu versehen, geschickt ist: insofern kann sie auch mittelbar, auf die Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit des Menschen, Einfluß haben.

Im gesellschaftlichen Leben, wird Geld und Gut am besten genutzt; und das Bedürfniß desselben am lebhaftesten empfunden. So ist es auch nur in der Gesellschaft, wo man das Vergnügen, geehrt und angesehen zu seyn, wirklich genießt, und des Angenehmen, welches in dem Besitze von Macht und Herrschaft liegt, recht eigentlich inne wird. Wer in der Gesellschaft glänzen will, muß weit größere Einkünfte haben, als der, welcher in einem einsamen Leben, sich alle Bequemlichkeiten welche selbst die verzärtelte Natur verlangt, oder alle Hülfsmittel, die eine gewisse Liebhaberey erfordert, zu verschaffen wünscht. Um unter einer kleinen Anzahl alter Bekannten bis zu dem Grade geschätzt zu werden, daß man einige Aufmerksamkeit bey ihnen erwecke, und also den Umgang mit ihnen, auf eine angenehme Weise unterhalten könne: dazu ist nur einige kleine Auszeichnung unserer Person, oder unserer Verhältnisse nöthig. — Ohne einen großen Rang, und ohne einen ausgebreiteten Ruhm, kann der rechtschaffene und tugendhafte Mann, un-

ter den Seinigen geliebt und geehrt werden, und also ein angenehmes Daseyn genießen. Wenn man aber in einem größern Kreise, und unter Leuten von allerley Ständen, der geselligen Freuden, — welche vornehmlich aus einer mit Erfolge begleiteten Selbstthätigkeit entstehen, — genießen will: so muß man nothwendig etwas haben, wodurch man die Achtung dieses großen Haufens auf sich lenke. Und dieß kann man weit weniger, wenigstens weit schwerer, durch persönliche Verdienste, als durch hohe Titel, durch angesehne Aemter, durch eigne Macht, oder durch Gunst bey den Mächtigen. Wer in einem Gedränge sich wohl befinden, und das Schauspiel, welches die Menge hingezogen hat, mit Bequemlichkeit ansehen soll, muß auf einem erhöhten Platze stehen. Diejenigen Personen des Mittelstandes, welche in die Gesellschaft der großen Welt, durch zufällige Umstände, aufgenommen worden sind, ohne ihr einverleibt zu werden, erfahren es sehr wohl, daß, um in zahlreichen Versammlungen von Menschen, die des Vergnügens wegen zusammen kommen, wirklich Vergnügen zu genießen, es nicht genug sey, sich mitten unter ihnen zu befinden: sondern daß man sich, wenigstens bis zur völligen Gleichheit, mit den Mitgliedern derselben erhoben haben müsse; daß

man dann erst unter ihnen recht frey handeln und sich selbst wohlgefallen kann, wenn man ein wenig über sie hervorragt.

Daher kommt es, daß diejenigen, welche entweder schon durch ihre Umstände in weitläuftige Verbindungen verwickelt sind, oder, vermöge ihres Hanges zur Geselligkeit, sich gerne darein versetzen möchten, gewöhnlicher Weise, nach Geld und Ehre mit weit größerer Begierde trachten, und von beyden weit mehr haben wollen, als die, welche in einen engern Kreis durch ihre Glücksumstände eingeschlossen bleiben, oder durch Wahl sich mit demselben begnügen. Daher ist die sogenannte große Welt, zu welcher die Staatsleute, die Anführer der Heere, die Reichen und Mächtigen jeder Nation gehören, von jeher der Schauplatz der größten Ungerechtigkeiten gewesen. Das, was den Cäsar bewog, sich zum Tyrannen seines Vaterlandes aufzuwerfen: das ist es, was überhaupt unter jenen Classen Ungerechtigkeiten veranlaßt: — die Begierde, der erste in der Gesellschaft zu seyn. Hätte Cäsar diesen Wunsch nur in dem kleinen Städtchen, wo er ihn zuerst äußerte, durchzusetzen gehabt: so hätte er, auch wenn er auf einem ungerechten Wege darzu gelangt wäre, nur wenige Menschen

bey Seite schaffen, nur die Rechte weniger verletzen dürfen. Da er aber in Rom, in Italien, in der ganzen damahls bekannten Welt der Erste seyn wollte: so konnte er dazu ohne Blutvergießen, ohne gelieferte Schlachten, zerstörte Städte, überwundne Kriegesheere, ohne recht im Großen ausgeübte Ungerechtigkeiten, nicht gelangen.

Der höchste Grad einer Sache zeigt am deutlichsten, wie es mit den mittlern Graden beschaffen ist. Die Gesellschaft verleitet den Menschen, glänzen zu wollen. Und in einer je größern Gesellschaft er glänzen soll: desto mehr muß er durch Reichthum und Ansehen unterstützt werden. Mit der Begierde nach diesen beyden Sachen aber, wächst die Versuchung ungerecht zu seyn, — sich auf eine unerlaubte Weise zu bereichern, oder die Rechte und Ansprüche anderer Menschen zu verletzen.

Von diesen Versuchungen ist das eingezogne und häusliche Leben frey. Der Ehrgeitz hat zu demselben keinen so leichten Zutritt, oder sucht, wenn er sich einschleicht, seine Befriedigung nur in solchen Auszeichnungen, bey welchen er die Rechte Anderer seltner verletzen darf. — Aber dem Geitze und der Habsucht, dem andern Princip der

Ungerechtigtigkeit, kehrt es eine desto schwächere Seite zu. Es ist der allgemeinen Erfahrung gemäß, daß die Begierde nach Gelde um desto mehr steigt, je mehr der Mensch anderer Vergnügungen beraubt ist; je weniger Geschmack er an denselben findet; oder je standhafter er denselben entsagt hat. Irgend einen Genuß, irgend eine Erweiterung seines Wirkungskreises, irgend ein vorgestecktes Ziel, bey dessen Erreichung er seine Kraft und seinen Werth fühle, muß jeder Mensch haben. Nun sind die meisten Vergnügungen, — die meisten wünschenswerthen Gegenstände nur in der Gesellschaft zu erlangen, oder erfordern zu ihrer Benutzung und ihrem Genusse, die Theilnehmung anderer Menschen. Nur zwey Sachen sind es, auf welche er, auch wenn er ganz allein ist, stolz seyn, oder an denen er sich vergnügen kann: das Eine ist er selbst, sein Verstand und sein Herz, und der Fortgang, den er in Wissenschaften und Tugenden macht; das andere ist sein Geld und die Vermehrung seines Eigenthums. Daher theilen sich die einsamen Leute in zwey Classen. Die von edlerer Natur werden vortreffliche Menschen, und gelangen wirklich zu allen den Vorzügen, zu welchen nicht durchaus die Hülfsmittel der Geselligkeit nöthig sind. Eingeschränkt auf das einzige, aber große

Vergnügen, sich bewußt zu seyn, daß sie täglich weiser und besser werden, arbeiten sie auch desto unabläßiger daran, sich dieses Vergnügen zu verschaffen. Die von der Natur Verwahrloseten hingegen, versinken entweder in eine völlige Unthätigkeit, oder vereinigen allen ihren Verstand und ihre Neigungen auf den Erwerb des Geldes, das sie entweder durch bloßes Aufhäufen und Sparen, oder durch Kunstgriffe und Ränke zu vermehren suchen.

Warum findet man die einsiedlerisch frommen Leute so oft geitzig? Woher kommt es, daß der Tartar in seiner Steppe, beraubt von allen mit Geld erkäuflichen Annehmlichkeiten des Lebens, doch Schätze zu sammeln trachtet, um sie zu vergraben? Diese Erscheinungen erklären sich aus demjenigen Gesetze der Natur, welches dem Menschen, bey Ermanglung jedes andern Gegenstandes, wornach er streben könnte, das bloße Eigenthum, so annehmlich gemacht hat, daß er um dessen Vermehrung noch immer bemüht zu seyn fortfährt, wenn alle andre Neigungen getödtet, oder die Anläße dazu entfernt sind. Welche Versuchungen aber zu geheimen Ungerechtigkeiten darin liege, wenn die Neigung zum Gelde über die geselligen Triebe die

Oberhand behält: habe ich nicht nöthig, weiter aus-einander zu setzen.

Um die Pflichten der Gerechtigkeit auszuüben, ist es genug, wenn wir den Vorsatz dazu haben: um die Pflichten der Wohlthätigkeit, — den andern Zweig der geselligen Pflichten, — auszuüben, ist es auch nöthig, wohlwollende Neigungen zu haben. Auf die Neigungen aber hat der äußre Zustand, und also auch Gesellschaft und Einsamkeit mehr Einfluß, als auf die Vorsätze.

Es ist aber, bey diesem Theile meiner Abhandlung, vorzüglich wichtig zu erinnern, was sich bey allen übrigen Theilen versteht, daß der Charakter jedes Menschen von unzählig vielen Ursachen abhängt, von welchen ich hier nur eine einzige betrachte. Wenn ich sage, daß die Einsamkeit das Herz kalt mache, die Geselligkeit es erwärme: so behaupte ich nicht, daß jeder Einsame ein Misanthrop, und jeder Herumschwärmer ein wohlthätiger Mann sey. Die Natur muß zuerst den Grund zu allem legen, was im Menschen gut, oder böse ist: nach ihr wirken am allermeisten die erste Erziehung und die Beyspiele, welche er in der Jugend sieht.

Dann kommen die eignen Bemühungen, welche er auf seine Besserung wendet, — die Philosophie und die Religion; endlich die Begebenheiten seines Lebens, welche gewisse Seiten seines Herzens in Bewegung setzen, andre unberührt lassen. Unter diesen mannigfaltigen Ursachen, welche das Wohlwollen erwecken oder ersticken, thut auch die Einsamkeit und die Gesellschaft ihren unsichtbaren Beytrag, und zwar, wie mich dünkt, auf folgende Weise. Jede Neigung des Herzens, welche einen gewissen Grad von Stärke erhalten soll, muß geübt werden. Liebe und Wohlwollen aber, finden ihre Uebung nur im Umgange mit Menschen. Wer sich also von demselben so völlig ausschließt, wie der Einsiedler, und in diesem Zustande Jahre lang beharrt, muß entweder unglücklich seyn, oder die Fähigkeit zu lieben verlieren, und diejenige Empfindsamkeit des Herzens, welche geliebt zu werden zu einem Bedürfniße macht, abstumpfen.

Auch hier ist es oft schwer, von zwey mit einander verbundnen Erscheinungen zu erkennen, welche die Ursache, und welche die Wirkung sey. Der Hang zur Einsamkeit, und die Gleichgültigkeit gegen gesellige Verbindungen, ist oft erst die Folge eines kalten Temperaments, und einer alles auf sich selbst beziehenden

Gemüthsart. Aber andere, welche von Natur der geselligen Empfindungen fähig, und zur Theilnahme an den Freuden und Schmerzen ihrer Nebenmenschen aufgelegt sind, können durch ein langes einsiedlerisches Leben, in welches sie durch Armuth und Noth, durch frühen Zwang der Ihrigen, durch das Absterben vieler ihrer Freunde, oder durch falsche Religionsbegriffe gebracht worden sind, jene Sympathie schwächen, und den Menschen, von welchen sie lange entfernt geblieben sind, wirklich fremd werden.

Doch ein eingezognes Leben ist nicht immer ein einsiedlerisches Leben. Und es ist uns weit wichtiger, die Natur und Wirksamkeit des ersten, als die des letztern, kennen zu lernen: weil jenes der Zustand vieler Menschen ist, und seine Wirkungen also sich weit in dem menschlichen Geschlechte ausbreiten, in diesem aber sich wenige Unglückliche, oder Sonderlinge befinden, die, als Seltenheiten der Natur, durch ihre Betrachtung mehr unterhalten, als nützen. In dem eingezognen Leben aber sind es zwey Sachen, welche die Fertigkeit zu lieben, bey einen Menschen unterhalten können: die Familien-Verbindung, und die Freund-

schaft. *) Der Gelehrte mag immerhin seinen Büchern und den Wissenschaften alle geselligen Freuden aufopfern; der Kaufmann mag seine Tage auf seiner Schreibstube, der Handwerker in seiner Werkstätte zubringen; der Mann, ohne Stand und Vermögen, der weder durch seine Talente, noch durch äußere Annehmlichkeiten den Mangel des Glücks ersetzt, mag, von der Welt verschmäht, im Dunkeln leben; — in einem noch so abgelegnen Dörfchen mag ein Landmann der Welt unbekannt, und in ihren Künsten und Vergnügungen unwissend werden: wenn jeder von diesen nur ein

---

*) Man könnte vielleicht als einen dritten Umstand, welcher der Menschenliebe des Einsamen, wenigstens bey der thätigen Aeußerung derselben, vorzüglich günstig ist, hinzusetzen, daß die geselligen Triebe im gewöhnlichen Umgange zwar eine beständige, aber eine unbedeutende und oft nichtswürdige Befriedigung finden, der Einsame hingegen, wenn sein Herz gesellig ist, sich nur durch Gutes thun, für die ihm mangelnden Gelegenheiten, Andern Vergnügen zu machen, schadlos halten kann. Der Einsame spart gleichsam seine Menschenliebe auf die großen Gelegenheiten, wo er wesentlichen Nutzen stiftet und große Aufopferungen macht: der in Gesellschaft Lebende verschwendet oft die seinige in täglichen kleinen Gefälligkeiten, und in häufigen, aber nicht sehr schweren Proben der Selbstverläugnung.

Weib und Kinder hat, welche er liebet, für deren Bestes er sorget, von deren Schicksalen er mit Hoffnung oder Furcht erfüllt wird, in deren Umgange er sich nach gethaner Arbeit erheitert; wenn sich zu diesem Familien-Kreise nur noch ein oder der andere gute Nachbar, Freund und Verwandter gesellt: so ist er nicht in Gefahr, durch seine Entfernung von der Welt, sein Herz unempfindlich werden zu sehen.

Wo in einer Familie Einigkeit und Vergnügen herrschen soll: da müssen die Glieder derselben alle die Pflichten gegen einander ausüben, welche nur immer in den ausgebreitetsten Verhältnissen mit Menschen gefordert werden. Es ist nicht genug, daß zwischen Eheleuten, zwischen Aeltern und Kindern wirkliche Liebe vorhanden sey: es ist auch nothwendig, daß einer um des andern willen seinen eignen Neigungen Gewalt anthue, daß er sich verleugne, und zuweilen gar aufopfere. In dieser kleinen häuslichen Gesellschaft, finden alle Veranlassungen zu Uebungen statt, deren der wohlwollende Charakter bedarf, um Nachsicht gegen die Fehler anderer Menschen, theilnehmendes Mitleiden mit ihrer Noth, das Einstimmen in anderer Freuden, ein gewisses Gleichstellen und Herablas-

sen zu ihrem Geschmacke, eine aufmerksame Fürsorge für ihr allgemeines Interesse zu lernen. Wenn der Einsame ein liebreicher Ehmann, ein guter Vater, ein dankbarer Sohn ist: so wird es ihm, wenn er je aus seiner versteckten Hütte in die Welt hervorgerufen wird, — zwar vielleicht an Kenntniß der Sitten und Gebräuche derselben, — aber nicht an Kenntniß der Pflichten, welche er darin zu beobachten hat, noch an den Gesinnungen und Neigungen fehlen, welche ihn bey diesen Pflichten unterstützen sollen.

Ja, es ist so gar ausgemacht, daß alle andere Verbindungen keine so gute Schule wohlwollender Neigungen sind, als die häuslichen. In dieser sind, von der einen Seite, die Vortheile aller Mitglieder der Gesellschaft auf das vollkommenste vereiniget: und die Dienste, welche ein Glied der Familie dem andern leisten kann, sind eben so mannigfaltig, als wichtig. Von der andern Seite, macht der immerwährende Umgang, alle Widersprüche des Charakters und der Laune sichtbarer, und vervielfältiget die Anlässe zum Streite und zur Feindschaft. Nirgends findet also eine so ununterbrochne Uebung statt, theils andern zu dienen und zu helfen, theils sich selbst in der Absicht zu beherr-

schen, um den Frieden und die Freundschaft mit andern zu erhalten. Und aus diesen beyden Stükken bestehen vornehmlich die geselligen Tugenden.

Und wenn die Bande der Blutsfreundschaft, wenn die eheliche und die älterliche Gesellschaft, als Gelegenheiten zur Uebung der aus dem Wohlwollen entspringenden Pflichten betrachtet, nicht nur die Stelle jedes andern Umgangs ersetzen können sondern ihm auch noch vorzuziehn sind: so wird, in dieser Absicht, das eingezogne Leben den menschenfreundlichen Tugenden günstiger seyn, als ein durch zu viele Gesellschaften und Geschäfte zerstreutes. Denn die innige Vertraulichkeit der Glieder einer Familie wird weit größer, wo sie auf einander eingeschränkt sind, oder doch mit wenigen Freunden Umgang haben. In der so genannten großen Welt, wo Mann, Frau und Kinder einander nur wenige Stunden des Tages allein sehen, und jeder mit einer Menge anderer Menschen umgeben ist, denen er Höflichkeit, Gastfreundschaft oder Dienste zu leisten hat, und von denen er Ehre, Nutzen oder Vergnügen erwartet, bleiben diese nächsten Verwandten einander so fremd, empfinden für einander, oder leisten einander so wenig, und können mit einem so geringen Grade von Uebereinstim-

mung in den Gesinnungen, doch noch ihre Verbindung auf eine erträgliche Weise fortsetzen, daß für sie die Familien-Gesellschaft aufhört, eine Uebung der Zärtlichkeit zu seyn.

Der Mensch ist in allem, auch in seinen Zuneigungen, ein eingeschränktes Wesen. Er ist nur eines gewissen Grades der Liebe fähig. Vertheilt er nun diesen unter eine zu große Anzahl von Gegenständen, so kommt auf jeden nur ein kleinerer Theil. Die, welche in einem ausgebreiteten Umgange leben, wachsen selten mit einer einzelnen Person, als Freunde, innig zusammen: am wenigsten mit den Ihrigen, mit welchen die Verbindung oft gleich anfangs mehr der äußern Schicklichkeit, des Vortheils und der Ehre wegen, als aus Zuneigung errichtet worden war.

Dieser Vortheil, den die Familien-Verbindung dem Menschen gewährt, daß sie sein Herz warm und menschenfreundlich erhält, kann für ihn durch nichts ersetzt werden, als durch eine vertraute Freundschaft mit einem einzelnen Manne. Aber dieses Hülfsmittel ist weit seltner zu erlangen, setzt mehrere persönlichen Vorzüge und Glücksfälle voraus, und leistet doch nicht dem Herzen denselben Dienst, als die Verbindung des Ehemanns und Vaters. In der That finden sich

in allen Classen noch mehr glückliche Ehen, als innige und dauerhafte Freundschaften. Jene nehmen ihren Ursprung in einer natürlichen Neigung, und werden in ihrem Fortgange unterstützt durch Interesse und Gewohnheit. Diese gründen sich allein auf Wahl und Verdienst. Hier muß also das Urtheil viel fester, der Wille standhafter, das Verdienst von beyden Seiten größer seyn, wenn diese Verbindung, jener von der Natur gestifteten, an Dauer und Innigkeit gleich kommen soll. Nicht nur gute sondern vorzügliche Männer müssen diejenigen seyn, welche einer wahren Freundschaft auf lange Zeit fähig seyn sollen. Dazu muß sich noch eine Aehnlichkeit in der Denkungsart, in den Talenten, in den Beschäftigungen und in den äußern Umständen gesellen. Wie viele glückliche Zufälle also müssen sich für den einsamen Mann vereinigen, wenn er, in dem kleinen Kreise seiner Bekanntschaften, Einen finden soll, der alle Erfordernisse wahrer Freundschaft für ihn erfülle, und sie gegenseitig in ihm befriediget finde? Wo indeß ein solcher Bund gleich gestimmter, durch Verstand und Tugend gegenseitig sich anziehender und auf einander wirkender Menschen, errichtet worden ist: da sind solche einander, nicht nur in Absicht des geselligen Vergnügens, sondern auch in der Uebung der geselligen

seligen Tugenden, genug. Der, welcher einen einzigen wahren Freund hat, kann, wenn er sonst auch ohne alle Verbindung mit der Welt lebt, nie ungesellig werden. Ja, seine menschenfreundlichen Empfindungen bekommen eine gewisse Gründlichkeit und Tiefe, welche die Gutherzigkeit des, in viele Verbindungen zerstreuten, Weltmanns nicht hat. —

Welches sind die Eigenschaften, welche uns im Allgemeinen umgänglich machen? Aufmerksamkeit auf anderer Menschen Wünsche, Neigungen und Launen; Bereitwilligkeit, ihnen in unschuldigen Dingen unsere Neigungen aufzuopfern; Unverdrossenheit, Dienste zu leisten, wo wir dazu aufgefordert werden, oder wir selbst unsere Mitwirkung schicklich und nützlich glauben; — mehr als alles aber die Fertigkeit, uns in anderer Menschen Stelle zu versetzen, und das Interesse, welches sie in jedem Augenblicke für gewisse Gegenstände belebt, wenigstens in einigem Grade selbst anzunehmen, — uns mit den Fröhlichen zu freuen, und mit den Betrübten traurig zu seyn. Alle diese Eigenschaften sind aber auch nothwendig, wenn zwischen zwey Personen die Freundschaft, bis zu einem gewissen Grade von Innigkeit, gelangen, und dauerhaft seyn soll.

Um also zu wissen, was die Einsamkeit, an sich betrachtet, für Einfluß auf die Gemüthsart des Menschen, in Absicht der geselligen Neigungen habe, müssen wir ihn in unsrer Vorstellung, des doppelten Ersatzes, der ihn, für so manches Nachtheilige seiner Lage, entschädigen kann, der Familie und des Freundes, berauben. Der Ehelose, der unter wenigen und doch nur gleichgültigen Bekannten sein Leben zubringt: dieser ist es, welchem seine Lage das Herz kalt und den Charakter ungesellig zu machen droht, wenn nicht die Natur ihn mit einem doppelten Maße von liebreicher Empfindsamkeit versehen hat, oder seine Studien, durch die Beschäftigung seines Verstandes und seiner Einbildungskraft, auch zugleich sein Herz in Bewegung setzen.

Folgende Wirkungen der Einsamkeit auf den Menschen, hat die Erfahrung in sehr vielen Beyspielen bestätiget: obgleich es in den meisten derselben unausgemacht bleibt, ob diese Wirkungen unmittelbar aus ihr, oder ob sie aus den Natur-Anlagen, welche dem Menschen Neigung zur Einsamkeit einflößten, und aus den Umständen, welche ihn darein wider seinen Willen verbannten, entspringen.

Erstlich, der einsiedlerische Mensch, wenn er übrigens in glücklichen Umständen und unabhängig ist, wird leicht ein Egoist. Da in dem kleinen Kreise, der ihn umgiebt, er die Hauptperson ist, nach welcher sich alle richten; da er selten sich mit Personen zusammen findet, deren Neigungen er die seinigen unterwerfen, auf deren Geschmack er, des Wohlstandes wegen, in seinen Handlungen Rücksicht nehmen, oder deren guten Willen er durch Gefälligkeiten sich erwerben muß: so gewöhnt er sich leicht daran, seinen Willen, seine Vortheile und seine Gewohnheiten, als Gesetze für die übrigen Menschen anzusehen, sich selbst aber von derjenigen Nachgiebigkeit und Aufmerksamkeit frey zu sprechen, welche die Gesellschaft, wenn sie angenehm seyn soll, von allen ihren Gliedern fordert.

Diese Selbstsichtigkeit ist oft, zweytens, mit einem gewissen störrigen Wesen, und einer Steifigkeit des Charakters verbunden, welches in Absicht der Sitten eben das ist, was die Einseitigkeit der Begriffe in Absicht des Verstandes. So wie der, welchem niemahls von andern widersprochen wird, leicht zu einer weit festern Ueberredung von der Richtigkeit seiner Meinungen verführt wird, als die Gründe, welche er für dieselben anzuführen

hat, verdienen; so gelangt der Mensch, der sich selten um Andrer willen Zwang anthun darf, zu einer Festigkeit in seinen Gewohnheiten und in seinen praktischen Principien, die nicht immer durch die Güte derselben gerechtfertiget wird. Die Geselligkeit macht sowohl unsern Geist, als unsre Sitten geschmeidig: weil wir uns im Umgange andern Menschen anschmiegen und ihnen verähnlichen müssen, — dieses aber, bey der großen Mannigfaltigkeit der menschlichen Denkungsarten und Charaktere, nicht möglich ist, ohne selbst eine Verschiedenheit von Formen anzunehmen. Aus der entgegengesetzten Ursache macht die Einsamkeit hartnäckig und eigensinnig: weil sie uns auf dem einmahl eingeschlagenen Wege, ohne alle Hindernisse fortgehen läßt; und weil sie uns gar keine Bewegungsgründe giebt, von der durch Natur und Gewohnheit uns eigen gewordenen Art zu handeln, die uns zugleich auch immer die leichteste ist, abzugehen.

Drittens. Der Einsame wird bequem und gewöhnt sich, seine Gemächlichkeit ungebührlich hochzuschätzen. Die gesellschaftlichen Pflichten hingegen erfordern, daß man sich bewege, daß man sich eine Mühe nicht verdrießen lasse, daß

man sich Ermüdungen und Beschwerden bereitwillig aussetze.

Seiner Gemächlichkeit zu pflegen, ist nicht nur der einzige Ersatz, welchen der Einsame für das viele ihm entzogne Vergnügen findet; — und er macht von dieser Schadloshaltung um desto mehr Gebrauch, je leerer sein Zustand von angenehmen Empfindungen lebhafterer Art ist: sondern der ganz sich selbst überlassene Mensch nimmt auch in der Einsamkeit gewisse Gewohnheiten an, welche eben dadurch erst Gemächlichkeiten für ihn werden, aber in der Gesellschaft nicht anständig sind; und ihm deßwegen zuletzt diese verhaßt machen.

Obgleich die Dienstfertigkeit, welche im gemeinen Umgange gefordert wird, nur auf Kleinigkeiten geht, und weder eine sehr feurige Menschenliebe, noch ein angestrengtes Nachdenken erfordert: so erhält sie doch den Menschen in Thätigkeit, und erlaubt ihm nicht, sich der Ruhe, als dem höchsten Gute zu ergeben. Dahin kommt es aber mit den einsamen Leuten, besonders im Alter, gewiß. Zwar kann zuweilen eine gewisse Schwäche der körperlichen Natur, welche Ruhe bedarf, auch die Liebe der Ruhe veranlaßt, und eben deßwegen

dem Menschen Geschmack für die Einsamkeit gegeben haben. Aber das ist doch nicht immer der Fall; sondern auch der gesunde und muntre Mensch kann in einem Leben, das zu wenige Veränderungen hat, und ihm zu wenige Aufforderungen, sich im Denken, Reden und Handeln um Andrer willen anzustrengen, giebt, nach und nach in Trägheit versinken, und die Ruhe dem Vergnügen und den geselligen Freuden vorziehen lernen.

Viertens. Bey einer weniger glücklichen Lage, oder bey einem noch übrigen Hange zur Gesellschaft, wird der Einsame leicht mürrisch und übellaunig; und die herrschende üble Laune kann alle Wirkungen des Menschenhasses haben.

Im Allgemeinen ist immer mit der Einsamkeit, etwas Schwermuth, und mit der Gesellschaft Fröhlichkeit verbunden.

Gemeiniglich liegen die Ursachen, welche den Menschen von der Gesellschaft entfernen, in Unfällen, welche auch an sich drückend sind, oder in persönlichen Mängeln, welche erniedrigen und niederschlagen. Wo dieß aber auch nicht der Fall ist: da kann die bloße Entbehrung desjenigen Vergnügens, welches der Umgang gewährt, — des natürlichsten unter allen, und dem ein wahres Bedürfniß in der menschlichen Natur entspricht, —

Unglücksfällen gleich gelten, und auf die Länge eben die Wirkung auf das Gemüth thun. Nun ist aber im Allgemeinen Fröhlichkeit und Liebe mit einander verwandt. Ein Mensch von heiterer Gemüthsart ist leichter mit dem befriedigt, was Andere ihm Gutes erweisen, und wird weniger von dem beleidigt, was sie ihm zuwider thun. Er versetzt sich leichter in Andrer Stelle, da er mit seinem eignen Zustande nicht so viel beschäftiget ist. Er ist endlich bereitwilliger, sich auch für das Vergnügen Andrer zu bemühen: weil es uns natürlich ist, die Freude, die in uns herrscht, auch um uns verbreiten zu wollen.

Es sind nur wenige glückliche Temperamente, bey welchen, in der tiefen Einsamkeit, diese heitre Stimmung dennoch fortdauert. Sanfte Charaktere werden leicht in dieser Lage schwermüthig; heftige werden mürrisch, — auch zum Theil deßwegen, weil ihrer üblen Laune nicht, durch die Schaam und die Furcht vor dem Tadel Andrer, widerstanden wird. Nun ist zwar die Schwermuth, an und für sich, mit der Zärtlichkeit und Freundschaft nicht unverträglich: sie macht selbst in gewissem Grade weichherzig, und stellt uns die Noth Anderer immer größer vor, als sie wirklich ist; daher sie auch

das Mitleiden und die Hülfsbegierde zu vermehren scheint. Aber sie macht doch zugleich unthätig: das Theilnehmen an Andrer Noth, welches sie veranlaßt, besteht oft bloß in selbstpeinigenden Empfindungen und Klagen über das menschliche Elend. Oft macht sie, daß man sich von dem Anblicke des Unglücklichen, den man nicht ertragen kann, entfernt, anstatt, daß man sich ihm nähern sollte, um ihm zu helfen. Nicht selten aber versenkt sie den Menschen so gänzlich in Betrachtungen seines eignen Schicksals, daß ihm nur wenig Aufmerksamkeit auf die Schicksale seiner Nebenmenschen übrig bleibt.

Die mürrische Gemüthsart aber macht durchaus ungesellig. Sie verschließt das Herz allen den Eindrücken, welche es mit Liebe und Freundschaft erfüllen könnten, und erhält es nur gegen Beleidigungen und Widersprüche empfindlich. Das mürrische Wesen ist der erste Anfang des Zornes, und geht leicht in diese Leidenschaft über, wenn noch irgend eine Veranlassung des Unwillens bey einem einzelnen Vorfalle hinzukommt. Zorn aber steht, nächst dem Hasse, der Liebe am meisten entgegen. Und wen also das Freudenleere der Einsamkeit mißmüthig und unzufrieden macht, bey dem wer-

den auch die Anlagen zum Wohlwollen und zur Menschenfreundlichkeit geschwächt.

Zu demjenigen Theile des sittlichen Charakters, der sich auf die Verbindungen mit andern Menschen bezieht. gehören auch die Leidenschaften des Stolzes und der Eitelkeit; so wie die entgegen gesetzte Tugend der Bescheidenheit, welche beyde in Schranken hält. Auch auf sie ist die Einsamkeit und die Gesellschaft nicht ohne Wirkung.

Zuerst, mit der Eitelkeit ist die Begierde nach Gesellschaft fast unausbleiblich verbunden. Denn der, welcher durch Vorzüge des Standes, oder der Person über Andere hervorzuragen glaubt, und von andern Menschen geehrt zu seyn wünscht, kann auf keine bessere Weise seines Vorzugs genießen, oder seinen Wunsch befriedigen, als wenn er von vielen Menschen gesehen und beobachtet wird, und sie ihm ihr Wohlgefallen, oder ihre Bewunderung zu erkennen geben. Ja mit vielen in Verbindung zu stehen, ist an sich schon eine Befriedigung der Eitelkeit: entweder insofern es voraussetzt, daß Viele uns schätzen und in unserm Umgange Ver-

gnügen finden; oder in sofern es uns die Macht giebt, Mehrern Dienste zu leisten und uns also bey diesen in Ansehen bringt. Die Einsamkeit hat keinen empfindlichern Stachel, als den Gedanken, daß sie eine Folge der Verachtung, oder der Vergessenheit von Seiten unsrer Nebenmenschen ist. Noch jetzt, wie zu Theophrasts Zeiten, *) kann eine ausbleibende Einladung zu einem Gastmahl, auf welches wir gerechnet hatten, sehr kränken, nicht, weil wir das Vergnügen der Tafel, oder selbst das der Gesellschaft so sehr bedauern, als, weil wir den Beweis der Achtung, den wir von unserm Freunde erwartet hatten, vermissen.

Je empfindlicher nun jemand, gegen alle Zeichen der Ehre, oder der Geringschätzung, ist: desto mehr Werth wird er auch auf diejenigen Vergnügungen legen, an welchen andre Menschen uns Theil nehmen lassen; und bey deren Genuß wir uns immer sagen können, daß wir sie unsrer Annehmlichkeit oder unserm Ruhme, oder unsrer Größe, kurz der guten Meinung Anderer von uns, zu danken haben.

---

*) Siehe die Charakt. des Theophr. d. 17. Kapitel.

Zweytens, so wie der Eitle nach Gesellschaft begierig ist; weil er nur hier die Vorzüge, welche er sich zuschreibt, Vielen, in kurzer Zeit und ohne große Arbeit darlegen, und die Ehre, nach der er geizt, schnell einerndten kann, so wird auch die Eitelkeit durch nichts so sehr gestärkt, als durch den Beyfall, den man in der Gesellschaft findet. Alle andern Arten des Ruhms, die durch Thaten, oder Schriften erworben werden, sind erst die späte Belohnung vieler, und in geraumer Zeit auf einander folgender Anstrengungen. Lange bleibt dem guten Schriftsteller und dem verdienstvollen Geschäftsmanne die Achtung, welche das Publicum für sie hegt, verborgen, und wenn beyde sie endlich erfahren, so ist doch der Genuß dieser Ehre nie plötzlich, nie ununterbrochen, nie sinnlich berauschend. Es ist mehr eine den Geist erhebende Idee, als eine die Begierden reitzende Empfindung, wenn wir Beweise erhalten, von vielen entfernten und uns persönlich unbekannten Personen, deren Meinung von uns auf unsern wirklichen Zustand gar keinen Einfluß hat, bewundert, oder geschätzt zu werden. In diesem Falle wird also die Ehrbegierde, theils schon durch die Arbeiten zertheilt, die es kostet, sie zu befriedigen, theils durch die Langsamkeit mit welcher sich der von ihr gesuchte Ruhm allmählig gleichsam sammelt,

und durch die Unsichtbarkeit der Personen, welche ihn austheilen, gemäßigt. Daher erweckt auch ihre Befriedigung leichter Stolz, als Eitelkeit. Der große Gelehrte, jeder durch Talente und Gemeinnützigkeit in seinem Berufe ausgezeichnete Bürger, der sich immer selbst als berühmt denken muß, um seines Ruhms zu genießen, gelangt leicht dazu, seinen Werth in seiner eignen geheimen Vorstellung über Gebühr zu vergrößern. Aber die laute und sinnliche Freude, welche der Eitle über seine Vorzüge und deren allgemeinen Anerkennung äußert, kann nicht so leicht ihn anstecken.

Ganz anders ist es mit den gesellschaftlichen Annehmlichkeiten und Verdiensten. Sie werden auf der Stelle, durch die immer sich ausbreitenden Verbindungen, in die sie uns einführen, durch das erheiterte Gesicht aller Personen, welchen wir uns nähern, durch die vermehrte Anzahl der Lustpartien, zu welchen wir gezogen werden, — und wenn es uns um ernsthaftere Endzwecke zu thun ist, — auch durch die Aufmerksamkeit, mit der man uns anhört, und durch die Bereitwilligkeit, mit der man uns belehrt, vergolten. Ist es bloß unter unsers Gleichen, daß wir als Gesellschafter gefallen: so schmeichelt uns dieser Beyfall

vielleicht nicht so sehr; aber er giebt uns dafür einen desto ununterbrochnern, und besonders einen leichtern und fröhlichern Genuß. Erheben uns unsre gesellschaftlichen Talente bis zum Umgange derer, welche an Stande über uns sind: so ist die Anstrengung von unsrer Seite etwas größer; und das Vergnügen an einer so seltnen Auszeichnung wird, durch manche Augenblicke erlittner Vernachläßigung, unterbrochen: aber dafür ist auch unsre Erhabenheit über andre desto sichtbarer; nnd es ist im eigentlichen Verstande Ehre, welche uns zu Theile wird. Daher rühmen sich auch die Eiteln vom niedrigsten Range und kleinsten Verdienste, keiner Sache so früh, wenn sie unter Unbekannte treten, als der Fürsten und Grafen, bey welchen sie Zutritt haben.

Aber alle Eiteln, ohne Unterschied, auch die der beßern Classe, die, welche ein edleres Ehrgefühl und wichtigere Vorzüge haben, lassen gern in ihren Gesprächen die Menge und Weitläuftigkeit ihrer Verbindungen durchschimmern, und geben durch die Hoffnung, welche sie zeigen, sich durch solche gegebene Winke bey den Anwesenden in Achtung zu setzen, zu erkennen, wie sehr ihre eigne Meinung von sich selbst durch die gute Aufnahme,

die sie in der Gesellschaft finden, bestimmt wird. *)

Niemanden kann es in der That gleichgültig seyn, ob er gewahr wird, daß seine Gegenwart gebildete Menschen vergnügt und seine Gespräche sie erheitern, oder ob er bey den Personen, mit denen er in Gesellschaft ist, Widerwillen und Kälte gegen seine Person und seine Reden, bemerke. Ja da in jedem andern Verhältnisse der Mensch, nie ganz nach seiner gesammten Persönlichkeit, sondern nur nach einer seiner Seiten und Eigenschaften

---

*) Auf diesen Endzweck, in ausgebreiteten geselligen Verbindungen zu leben, ob er gleich für alle Menschen einen Werth hat, ist doch hauptsächlich die Eitelkeit derjenigen gerichtet, welche weder so tief in der menschlichen Gesellschaft stehen, daß sie zwischen sich und den höhern Ständen durch Erziehung, Sitten und Beschäftigung eine unübersteigliche Kluft befestigt sehn, noch so hoch, daß sie selbst durch ihren Umgang alle andere zu ehren glauben. Für den gemeinen Mann kann die Einsamkeit etwas anziehendes haben, weil sie in derselben von schweren körperlichen Arbeiten am besten ausruhen: den Fürsten und Königen, besonders denen von Geist und inneren Hülfsquellen der Unterhaltung, kann sie angenehm seyn, weil sie gegen ihren gewöhnlichen Zustand, das Geräusch des Hoflebens und der Regierungsgeschäfte, absticht, selbst gewählt ist, und ihnen ein seltnes Vergnügen, das Vergnügen des Selbstgenusses, gewährt.

zum Vorschein kommt, und nur nach einer geschätzt oder verehrt wird, — der Schriftsteller z. B. nach seinem Genie und seiner Gelehrsamkeit, der Richter nach seiner Uneigennützigkeit, seiner Rechtskenntniß und seinem Fleiße, der Handelsmann nach seiner Redlichkeit, Ordnungsliebe und Erfahrung in Geschäften u. s. w. —: so ist in der That der Umgang und die des Vergnügens wegen zusammen kommende Gesellschaft, der einzige Ort, wo er den Total-Eindruck, welchen er auf andre Menschen macht, kennen lernen, und die Stimmen über diejenigen seiner Vollkommenheiten oder Mängel sammeln kann, die aus allen seinen geistigen und körperlichen Eigenheiten zusammen genommen entspringen. Kein Wunder also, daß der, welcher Ehre sucht, und sich über ihm zugestandne Ehre freut, — selbst wenn dieß wahre Ehre ist, — sich mehr geschmeichelt findet, von seinen Mitbürgern in der Stadt oder dem Staate, worin er lebt, aufgesucht und in ihre Gesellschaften gezogen zu werden, als Recensentenlob zu erhalten, oder in Zeitungen und selbst in Geschichtbüchern gepriesen zu werden.

Je natürlicher es aber ist, sich über seine gelingende Bemühungen, andern Menschen im Umgange zu gefallen, mehr als über jeden andern gu-

ten Erfolg zu erfreun: desto verführerischer ist dem ohnerachtet diese Befriedigung der Eitelkeit, um uns entweder über die Grenzen einer richtigen Selbstschätzung hinaus zu führen, und uns zu der mißfälligsten aller Prahlereien, der mit der Liebenswürdigkeit unsrer ganzen Person, zu verleiten, oder selbst unsrer Ehrbegierde eine ganz falsche Richtung zu geben.

Denn nun kommt, drittens, noch der Umstand hinzu, daß obgleich der Mensch in der Gesellschaft nach seiner ganzen Person, nach Leib und Geiste, gesehn und beurtheilet wird, seine Schätzung oder Vernachläßigung dessen ungeachtet oft gerade von dem unerheblichsten seiner Verdienste oder Fehler, oder nur von solchen abhängt, die zu erwerben oder abzulegen, durchaus nicht in seiner Gewalt steht. Eine angenehme Gestalt, Leichtigkeit und Behendigkeit in den Bewegungen des Körpers, eine wohlklingende Stimme, und ein gewisses Gemisch von Dreistigkeit und Anstand, hat schon manchen Menschen, ohne sonderliche Gabe der Unterhaltung, ohne Verstand und Einsichten, und ohne gesellige Tugenden, zu einem sehr aufgesuchten Gesellschafter gemacht. Dahingegen andre mit einem weniger günstigem Aeußeren aber

sonst

sonst mit allen Naturgaben und allen Kenntniß zu lehrreichen und angenehmen Gesprächen versehn, von den Gesellschaftskreisen ihres Wohnorts vernachläßiget worden sind. Wie viele Günstlinge haben nicht, selbst am Hofe und unter den Großen, — unter derjenigen Gesellschaft, deren Beyfall am meisten der Eitelkeit schmeichelt, ihr Emporkommen, einem eben so nichtswürdigen Talente, als Lüynes bey Ludwig dem dreyzehnten, *) oder eben so oberflächlichen und vergänglichen Annehmlichkeiten, als Sommerset bey Jakob dem ersten **), zu danken?

Wer also gar keinen andern Maßstab seines Werths kennt, oder zu Rathe zieht, als das Wohlgefallen, welches die Welt an seinem Umgange findet: der wird, wenn er nicht unter ausgezeichnet vortrefflichen Menschen lebt, von dem Streben nach den höchsten Endzwecken seiner Natur eher abgezogen, als zu demselben er-

*) Er konnte Dohlen so abrichten, daß sie wie Stoßvögel auf kleinere Vögel stießen.

**) Er nahm den schwachen König bloß durch seine Jugend, Schönheit, und das Graziöse seiner Bewegungen ein. S. Humes Gesch. v. Engl. 47. Kap. zum J. 1613.

muntert. Er lernt sich selbst wegen geringerer, von Natur und Glück ihm bloß geschenkter Vorzüge, übermäßig schätzen, und die edleren, welche er sich selbst erwerben sollte, — wahre Einsichten und Tugenden, als für den Weltmann zwecklos und unbedeutend, vernachläßigen.

Im einsamen Leben darf der Ehrgeitz nicht eben unbeschäftigt seyn: aber er nimmt andre Wendungen und verleitet zu andern Abwegen. Es giebt Menschen von Geist und geselligen Talenten, die, eben aus Stolz, sich von dem Umgange besonders der feinen und größern Welt zurückziehen: weil ihnen nirgends wohl ist, wo sie nicht die erste Rolle spielen und herrschen können; und weil sie unter vielen, auch mit ihren Ansprüchen in der Gesellschaft erscheinenden Personen, weniger Aufmerksamkeit und Bewunderung finden, als sie zu verdienen glauben. Sie mögen an gar keinem Vergnügen Theil nehmen, als an dem, welches sie selbst in Vorschlag gebracht haben; sie schweigen lieber, als daß sie einen Augenblick vor zerstreuten Zuhörern reden sollten; sie leiden lieber in der Einsamkeit lange Weile, oder erniedrigen sich zu Gesellschaften, die an Geist und Sitten

unter ihnen sind, ehe sie sich gefallen ließen, unter der ihnen gleichen Classe, oder unter den Höhern, von denen sie aufgesucht werden, Achtung und Gefälligkeit eben so wohl zu beweisen, als zu erhalten. Gewiß entstand die mit dem Alter wachsende Misanthropie Roußeaus aus dieser Quelle. Seine Freunde sollten ihn stets mit enthusiastischer Hitze lieben. Er glaubte sich durchaus verachtet, wo er nicht alles galt, — gehaßt und verfolgt, wo er nicht verehrt wurde. Und er wollte lieber durchaus von den Menschen vergessen seyn, als unter solchen leben, welche nicht seinen Werth genau eben so beurtheilten, als er selbst.

Eine andre Art der Einsamen, die am stillen und geräuschlosen Leben wirklich Geschmack findet, hat entweder einen gemäßigten Ehrgeitz und verlangt wenigstens nicht eine tägliche Nahrung desselben, oder sie opfert ihr Vergnügen ihrer Gemächlichkeit auf. Unter den ersten giebt es vortreffliche Menschen, die treu ihrem Berufe obliegen, für ihr Hauswesen und ihre Familie mit kluger Wachsamkeit sorgen, oder sich in der Stille durch Wissenschaften und Künste ausbilden, ohne eine andere Erheiterung oder Beloh-

nung zu verlangen, als das Vergnügen selbst, welches sie an ihren Beschäftigungen, und an dem Umgange mit den Ihrigen und wenigen auserwählten Freunden finden. Umgekehrt werden hinwiederum diese Gesinnungen, wenn Anlagen dazu im Charakter vorhanden sind, durch eine eingezogene, aber doch nicht unbeschäftigte Lebensart gestärkt. Indem sie dem Menschen die Gelegenheiten entzieht, wo er gegen den Reitz, von vielen Menschen bewundert und gefeyert zu werden, empfindsam werden könnte, und ihm doch zugleich hinlänglichen Stoff zur Nahrung seines Geistes und zur Ausfüllung seiner Zeit darreicht: so erhält sie sein Gemüth in derjenigen glücklichen Ruhe und Mäßigung der Eitelkeit, wobey der Mensch seinen wahren Werth nicht verkennt, und doch nach dem Beyfalle in der Gesellschaft wenig begierig ist. Doch ist es unläugbar, daß diese ruhigen und wenig eitlen Seelen, welche sich die Einsamkeit so leicht gefallen lassen, oft auch zugleich unthätig und arbeitsscheu sind. Und das gesellige Leben hat unstreitig, für Menschen von geringeren Geistesfähigkeiten und trägerer Gleichgültigkeit gegen ihre eigene Vollkommenheit, das Verdienst, daß es sie durch einen heilsamen Zwang, sich andern

Menschen gefällig und angenehm zu machen, zu einer eigenen größeren Schätzung der von ihnen erreichbaren körperlichen und geistigen Vorzüge und zur freywilligen Bewerbung um dieselben erwekt. Mancher Mensch lernt das wesentliche Gute selbst erst durch die Achtung lieben, welche die Welt demselben bezeigt. Er bleibt kalt gegen Einsichten, Verdienste und Tugenden, wenn er in einem einsamen Leben, weder die Kränkungen der Verachtung wegen ihrer Vernachläßigung erfährt, noch für die zu ihrer Erwerbung angewandte Mühe, durch die Achtung und Freundschaft seiner Mitbürger, belohnt wird. Er würde aber vielleicht, wenn er sich dem Urtheile anderer Menschen und dem Einflusse ihres Betragens auf ihn, bey einem durch seine Lage ihm abgenöthigten Verkehr mit denselben nicht hätte entziehen können, — erweckt durch den Stachel des Tadels und der Spötterey, oder gereizt durch das unerwartete Gelingen einiger Versuche, sich beliebt zu machen, — von seinem eigenen Werthe und von dem, was er noch werden könnte und sollte, eine höhere Idee bekommen, und die Bemühung sich auszubilden, die er anfangs nur um anderer willen

übernahm, zuletzt aus eigenem Geschmacke fortgesetzt haben.

Bey einer dritten Classe von Einsamen ist es eben ein brennender Ehrgeitz, welcher sie von dem Umgange mit der Welt, so sehr sie auch von ihr gekannt und bewundert zu seyn wünschen, zurückhält: aber es ist ein Ehrgeitz, der diese Bewunderung nur von der Hervorbringung großer Geisteswerke, oder von der zu einer gewissen Laufbahn nothwendigen Ausbildung einzelner Talente erwartet. In dem ersten Falle kann der Ehrgeizige die Einsamkeit auf immer lieben, und immer in der Einsamkeit befriediget werden: weil er nur in ihr von einer Arbeit zur andern fortschreiten, und immer neuen und immer größern Ruhm einerndten kann. Im zweyten betrachtet er sie nur, als Vorbereitung zum geschäftigen Leben, und gedenkt dereinst aus ihr, — ausgerüstet zu großen Thaten, oder berechtiget zu desto schnelleren Fortschritten auf der Bahn der Ehre, — in die Welt hervorzutreten, und seine Nebenbuhler und Freunde durch seine erlangten Vorzüge zu überraschen.

So verschwand Demosthenes vor den Augen der Athenienser, und suchte in Einöden und

am Ufer des Meers die Fehler seiner Sprachwerkzeuge zu verbessern, und seine Redner-Talente durch unablässige Arbeiten auszubilden, um dann auf immer als Redner und Staatsmann in der Versammlung zu glänzen. So lebten mehrere Philosophen des Alterthums viele Jahre, nicht bloß als einsame Weise, sondern als Einsiedler: um entweder wirklich größere Einsichten durch weniger unterbrochenes Nachdenken zu erwerben, oder von ihren erworbenen Einsichten, durch die Aufopferungen, welche sie ihnen gekostet hatten, eine größere Idee zu erwecken. Wenn in diesem letztern Falle sich marktschreyerische Eitelkeit mit wissenschaftlicher Ehrbegierde verband: so war letztere hingegen die reine Triebfeder, bey den Leibnitzen, Newtonen, und so vielen andern großen Gelehrten, die, obgleich in mannigfaltiger Verbindung mit der Welt, doch die meiste und die ihnen angenehmste Zeit auf ihren Stuben und unter ihren Büchern zubrachten, — mehr ergötzt durch die Idee eines unsterblichen Nachruhms und des Beyfalls der Weisen aller Nationen, als durch die sichtbare Wahrnehmung des höhern Ranges, den ihnen ihre Mitbürger in ihren Gesellschaften wahrscheinlich zugestanden hätten. Wenn der orientalische

Despot nicht anders die Meinung von seiner unendlichen Erhabenheit über seine Unterthanen zu erhalten wußte, als indem er sich auf immer vor ihnen verbarg; so entzog sich selbst Perikles in einem Staate, wo die größte Gleichheit unter den Bürgern herrschte, während seiner ganzen Verwaltung, allem andern Verkehr mit der Welt, als dem in der Volksversammlung, und allen Gelegenheiten, sich unter vielen Menschen zu zeigen, außer wenn er bey großen Angelegenheiten und als Rathgeber seiner Republick unter ihnen hervortrat. Er entsagte, wie Plutarch ausdrücklich meldet, allen gesellschaftlichen Vergnügungen: um nicht die große Idee, die er von sich bey dem ganzen Volke, als öffentlicher Redner und Staatsmann, erweckt hatte, durch die Herablassung zu unerheblichen Aeußeruungen seines Geistes, oder zu Ausbrüchen einer leichten Fröhlichkeit zu schwächen. In dem Falle des Perikles sind noch immer viele vorzügliche Gelehrte und Geschäftsmänner, die, nachdem sie durch ihre Geisteswerke in irgend einem einzelnen Fache, oder durch ausgeführte große Unternehmungen in ihrem besondern Berufe, eine hohe Achtung beym Publicum gegen ihre Talente veranlaßt haben, sich ungerne unter den

großen Haufen gewöhnlicher Gesellschaften mischen: um nicht bey einem beständigen Umgange auch ihre schwächere Seite zu zeigen, oder von Weibern und Jünglingen nach dem kleinern Maaßstabe gesellschaftlicher Annehmlichkeiten beurtheilt zu werden, zu deren Erlangung ihnen vielleicht ihre großen Arbeiten für den Staat, und die Wissenschaften keine Zeit ließen.

Aber hier treffen wir auch auf den Abweg, zu welchem die Einsamkeit den Ehrgeitz und die Eitelkeit verleitet; — sie vereiniget nämlich diese Leidenschaften auf einen einzigen Punct, richtet ihr Bestreben auf einen einzigen Gegenstand, und auf eine einzige Art menschlicher Werke und Vollkommenheiten. Der, welcher in der Einsamkeit, als Schriftsteller oder Geschäftsmann, groß und berühmt wird, vernachläßiget größtentheils diejenigen Theile seiner Person und diejenigen Gaben seiner Natur, die er nicht zu seinen Absichten unmittelbar braucht. Er kann ungebildet in seinem Aeußern, störrisch und unfreundlich in seinem Betragen gegen andere, selbst unklug und vorurtheilsvoll in den gewöhnlichen Angelegenheiten des Lebens bleiben, und doch ein Erfinder in den Wissenschaften seyn

und eine große Staatsunternehmung glücklich geleitet haben. Freilich ist der Raum des menschlichen Lebens und der Umfang menschlicher Fähigkeiten zu klein, um alle Arten von Vollkommenheiten zugleich zu erwerben, — um in einer Sache groß zu werden und in allen übrigen wenigstens leidlich und tadellos zu bleiben. Wem indeß seine geschmeidige Natur oder die erweiterte Idee, welche er von dem wahren Werthe des Menschen hat, große Arbeiten in einer Gattung, mit den kleinern Bemühungen, sich in seiner ganzen Person auszubilden, zu vereinigen erlaubt: der findet nirgends eine bessere Schule dazu, als im gesellschaftlichen Leben, wo man, um zu gefallen, vergessen muß, was man in seinem Cabinet, in der Rathsstube, oder im Studirzimmer bedeutet.

Ich setze noch einen fünften Einfluß der Gesellschaft auf die Eitelkeit und den Stolz hinzu, — den Einfluß nähmlich auf diejenigen Arten von beyden, die sich auf Geburt, Stand und Rang beziehen.

Der Stolz des Adligen wird nicht immer durch seinen Umgang am Hofe und mit den

Gesellschaften seines Standes in großen Städten vermehrt: aber seine Eitelkeit wird mehr befriediget; er empfindet seinen Vorzug vor seinen unadeligen Mitbürgern lebhafter, und ist mehr geneigt, sie denselben, wenn sie ihm in den Weg kommen, fühlen zu lassen. Er wird nicht immer durch den Aufenthalt auf seinem einsamen Landschlosse demüthiger und bescheidner: aber er ist bereitwilliger, den wohlerzogenen Bürgerlichen, als seinen Gesellschafter, aufzunehmen, und scheint die Ungleichheit des Standes zwischen diesem und ihm weniger gewahr zu werden.

Zwey Erfahrungen sind ziemlich allgemein: die erste, daß da, wo viele Große des Landes zusammen kommen, und sogar unter den Augen des Fürsten leben, jeder einzelne Adelige etwas von seiner Wichtigkeit verliert, und der vornehme Mann, gewöhnt noch Größere über sich zu sehen, und eben so oft genöthiget, sich vor den Einen zu demüthigen, als veranlaßt sich über die Andern zu erheben, endlich selbst seine Begriffe und Grundsätze über seine vermeinte Hoheit etwas herabstimmt. Eine zweyte, daß viele Adelige ihrem bürgerlichen Freunde, den sie auf

dem Lande, oder wo sie sonst mit ihm allein waren, mit einer Art von Vertraulichkeit und Herzlichkeit empfingen, dann mit Kälte und Zurückhaltung begegnen, wenn sie auf ihn, in einer zahlreichen Gesellschaft ihres Gleichen oder Höherer, stoßen.

Auf der andern Seite findet sich, daß Niemand eine höhere Idee vom Adel und von dem Abstande zwischen ihm und dem Bürgerstande hat, als der Landjunker, der nie von seiner Hufe gekommen ist: weil hier nichts seine mit der Muttermilch eingesogene Vorurtheile gestört, und alles seine Erhabenheit und Oberherrschaft angekündigt hat. Und doch ist es wahr: daß der Adel, in kleine Städte oder auf dem Lande zerstreut, den Bürgerlichen weit eher in seinen Umgang zieht und ihn weit mehr als seines Gleichen behandelt, als wenn er sich in die großen Städte oder an Höfen gesammelt hat. Oft wird ein vornehmer Mann, der in einer großen Stadt im Winter ein Haus macht, einen Kaufmann oder Gelehrten, der neben ihm wohnt, und dem er eine Gefälligkeit erzeigen will, nicht an seine täglich mit Gästen angefüllte Tafel, sondern für den nächsten Sommer aufs Land zu sich einladen.

Die Ursache dieses anscheinenden Widerspruches ist, daß, in jeder Lage des Menschen, sein Betragen durch zwey Sachen, seine Grundsätze und seine Gefühle, bestimmt wird; und daß beyde durch diese Lage nicht immer auf gleiche Weise gemodelt werden.

Der einsame Adlige kann aus Grundsatz seinen Rang sehr hoch schätzen: aber er entbehrt des Vergnügens der Gesellschaft; und er ist zugleich von der Schaam frey, welche ihm die Verbindung mit Niedrigern, wenn sie von Personen seines Standes wahrgenommen wird, ablockt. Er überläßt sich also bereitwillig den natürlichen Eindrücken, welchen die ihm wohlgefälligen Eigenschaften unadeliger Bekannten auf ihn machen. Wenn eben derselbe in der großen adligen Welt lebt, so können von der einen Seite seine Begriffe berichtiget und seine Denkungsart erweitert werden: aber er ist zugleich durch die Gesellschaften seines Gleichen vollkommen befriediget; er hat keines Bürgers zu seiner Unterhaltung nöthig; und er findet sich zugleich in Verlegenheit, wenn er, gesehen und beobachtet von vielen Großen, doch den Kleinen oder Mittelmann als seinen Freund aufneh-

men soll. Dazu kommt, daß, in allen Versammlungen, die Leidenschaft jedes Mitgliedes durch die Sympathie der Uebrigen erhöht wird. Wo viele bey einander sind, welche gleich denken: da glaubt jeder desto fester, daß seine Meinung die wahre sey. Daher kommt es, daß wenn der Adelige in großen Städten und an Höfen oft richtiger über seinen Rang und dessen Werth räsonnirt, er doch zugleich sich stolzer gegen seine Mitbürger betragen kann. Seine Begriffe werden nach und nach durch die Gespräche, welche er anhört, durch die Bücher, welche er liest, und durch sein eignes Nachdenken gebildet: und er hat in jener Lage mehr, als in der Einsamkeit des Landlebens, Gelegenheit, mit vorurtheilsfreyen Männern zu sprechen, gute Bücher über die Materien des Adels kennen zu lernen, und selbst das Unrichtige seiner ererbten Vorstellungen von Range und Geburt, durch Beobachtung einer größern Welt, wahrzunehmen. Sein jedesmahliges Betragen hingegen wird durch seine Gefühle bestimmt: und diese sind, wenn er in den Gesellschaften der Vornehmen seinen Freund von geringerm Stande findet, — einmahl, daß seine Aufmerksamkeit unwillkührlich von jenen mehr als von die-

sem angezogen wird; zum andern, daß er sich vor dem ungünstigen Urtheile der erstern fürchtet. Der erste Umstand macht, daß er seinen Freund vernachläßiget, ohne es gewahr zu werden und ohne es zu wollen; der zweyte, daß er sich vorsätzlich nach Vorurtheilen, die er für seine Person vielleicht abgelegt hat, für jetzt in seinem Betragen richtet.

Der Adel ist nicht der einzige Stand, dessen Stolz wächst, so wie er in größerer Anzahl bey einander ist. Auch die Classe der Gelehrten ist, auf Universitäten, die der Kaufleute, in Handelsstädten, jede da, wo sie die vornehmste Gesellschaft und die herrschende Partei ausmacht, anmaßlicher und von ihren Vorzügen über andere Bürgerclassen mehr als anderswo eingenommen. Es liegt in der Natur des Menschen, daß er seine Wichtigkeit mehr fühlt, daß er dreister und also zur Aeußerung seines Stolzes mehr geneigt ist, wenn er von vielen Personen gleichen Standes und gleicher Ansprüche umgeben ist, welche die seinigen unterstützen und vertheidigen helfen.

Dritte Haupttugend: Mäßigung.

Dieß Wort brauchen wir, um das Griechische σωφροσύνη, zu übersetzen, weil es uns an einem eigenthümlichern für den Begriff: gesunder Sinn, oder Gesundheit der Seele, welchen eigentlich dieses Wort bezeichnet, fehlt. In der That ist dieses glückliche Gleichgewicht, oder dieses regelmäßige Verhältniß zwischen allen Neigungen und Triebfedern der Seele und ihre gemeinschaftliche Unterordnung unter die Vernunft, worin die Tugend der Sophrosyne, im Sinne der Griechischen Weltweisen, besteht, ein Zustand des Gemüths, welcher mit der Gesundheit des Körpers die größte Aehnlichkeit hat. Denn auch diese hängt von der Harmonie in den Bewegungen der verschiedenen Säfte, und von der gemeinschaftlichen Unterordnung derselben unter die beyden großen Triebfedern des thierischen Lebens, das Gehirn und das Herz, ab. — Aber diese Gesundheit der Seele wird durch nichts so deutlich wahrgenommen, als durch die von Menschen bewiesene Mäßigung derjenigen Begierden und Leidenschaften, welche bey den Meisten ausschweifend zu seyn pflegen. Die Kälte des Temperaments kann

einige

einige derselben schwächen, aber nur die Vernunft kann sie alle im Zaume, und doch dabey den Menschen in der nöthigen Thätigkeit erhalten. Wenn also auch das Wort Mäßigung nicht den ganzen Begriff der Griechischen Weisen erschöpft: so drückt es doch den beträchtlichsten, und für die Sittenlehre wichtigsten Theil der dadurch bezeichneten Tugend aus, d. h. denjenigen, welcher sich durch Reden und Handlungen zeigt.

Von der Mäßigung ist die Mäßigkeit, wie die Art, von der Gattung, verschieden. Aber sie ist eine der wichtigsten Arten derselben: weil sie die Mäßigung des Triebes nach sinnlichem Vergnügen, des stärksten in der thierischen Natur, ist; — die Mäßigung im Genusse der Nahrungsmittel, deren wir täglich bedürfen, in der Befriedigung der Geschlechtslust und solcher körperlichen Reitze, welche am meisten verführerisch sind, und am öftesten wiederkehren. Sie ist überdieß wichtig, weil die entgegenstehende Unmäßigkeit Gesundheit und Sittlichkeit am unmittelbarsten und am schnellsten zerstört.

Auf den ersten Blick scheint Einsamkeit mit der Mäßigung verwandt, und Gesellschaft ihr

gefährlich zu seyn. Denn was könnte dem Menschen die erste erträglich machen, wenn er eine ausschweifende Begierde nach Schimmer und Genuß hätte, die nur in der Gesellschaft gefunden werden können? Und was ist der große Hang zur Geselligkeit anders, als die Begierde nach allen Freuden des Lebens zusammen genommen, — von den niedrigen Vergnügungen des Gaumens an bis zu den höchsten des Verstandes und Herzens? Allerdings findet man auch, in der Regel, die Mahlzeiten der eingezogen lebenden Menschen frugal, die der gesellschaftlichen üppig; die Zimmer der ersten einfach ausgeziert, die der Andern schimmernd und modisch; so die ganze Haushaltung jener mehr für die bloßen Bedürfnisse, die Haushaltung dieser zugleich für den Luxus und das Vergnügen eingerichtet.

Es ist freylich, um von der einfachsten Gattung der Mäßigkeit anzufangen, leichter, sich bey seiner Hausmannskost, als bey schwelgerischen Tafeln, vor dem Uebermaße im Essen und Trinken zu hüten. Es ist schon eine seltene und Allen verächtliche Lüsternheit, wenn ein Mensch für sich allein viele ausgesuchte, leckere

Schüsseln zu seinen Mahlzeiten bereiten läßt, ohne den Kitzel des Gaumens durch das Vergnügen des Gespräches zu veredeln. Es ist ein ungewöhnlicher und ekelhafter Grad der Völlerey, wenn ein Mensch, wie man mit einem gemeinen Ausdrucke sagt, sich auf seine Hand betrinkt. Aber der gesellschaftliche Schmaus kann auch den Mäßigen verführen; und in dem, unter einem fröhlichen Kreise herumgehenden, Becher kann auch der Feind der Trunkenheit sich berauschen. Eben so ist die Keuschheit des Jünglings und die Treue des Ehemanns mehr gesichert, wenn beyde in einem eingezogenen Leben weniger von schönen Weibern gereitzt, und von sittenlosen Männern verführt werden, als wenn sie, im Umgange mit der feinern Welt, viele Gegenstände der Begierde in der Nähe sehen, und mit vielen Gehülfen und Beförderern der Ausschweifung in Vertraulichkeit kommen. So ist es, wie ich schon oben gezeigt habe, mit der Liebe zum Luxus, so mit den allgemeinern und die Welt mehr im Ganzen beherrschenden Leidenschaften des Ehrgeitzes und des Eigennutzes.

Entweder entspringt bey einem Menschen die Liebe zur Häuslichkeit, und eine gewisse Ruhe

des Gemüths aus einer gemeinschaftlichen Quelle, — aus einer Organisation, welche die sinnlichen Reitze schwächt, oder aus einem Gemüthszustande, welcher dieselben unterdrückt oder im Zaume hält. Die Einsamkeit macht diese Menschen nicht gemäßigt: aber sie liebten deßwegen die Einsamkeit, und waren gegen die geselligen Freuden gleichgültiger, weil sie von kälterem Temperamente, von weniger Anlagen zu heftigen Leidenschaften, oder von stärkerer Vernunft waren; — kurz weil sie die Mäßigung, die Sophrosyne, als Naturanlage, oder als sittliche Tugend, besaßen. Zuweilen aber kann auch die Einsamkeit, als eigentliches Hülfsmittel zur Erlangung dieser Tugend, zur Ertödtung der Begierden, zur Wiederherstellung des in der Seele gestörten Gleichgewichts und zur Befestigung der Vernunftherrschaft dienen.

Zuerst kann sie als bloße Entwöhnung, als Entfernung von den Gelegenheiten, unmäßige Begierden zu befriedigen, als äußere Stille, — anfangs als Zwang, zuletzt als Gewohnheit, — zur Beruhigung des Gemüths und der Leidenschaften wirken. Auf keine sicherere Art kann eine schwärmerische Liebe gegen eine Person des

andern Geschlechts geheilt werden, als wenn man sich gänzlich von ihr entfernt, seinen Wohnort und seine ganze Lage verändert. Auf gleiche Weise wird die unmäßige Liebe der Welt und ihrer Freuden, die übertriebne Achtung gegen die Gunst der Großen, der ausschweifende Hang zum Prunk oder zum Wohlleben, zu den Eitelkeiten oder zu den Ergetzlichkeiten des Lebens bey vielen Menschen nicht anders gehoben, als wenn sie eine geraume Zeit, in der Einsamkeit, aller dieser Lieblings-Gegenstände entbehren, und selbst die Bemühung darnach aufgeben müssen. Sie sind alsdann genöthiget, Zufriedenheit oder Unterhaltung in sich selbst aufzusuchen. Und wenn sie dieser Hülfsquellen nicht ganz beraubt sind, wenn sie einige Kenntnisse, etwas Liebe zur Natur, einige Anlagen zur Freundschaft und eine Geschicklichkeit zu irgend einer Arbeit haben: so lernen sie anfangs dieselben aus Noth brauchen, und endigen vielleicht damit, sie zu lieben und wirklich höher zu schätzen, als jene geräuschvollere Vergnügungen, die sie verlassen haben, oder von denen sie verlassen worden sind. So ist selbst die Gefangenschaft und das Exil manchem Menschen, zu seiner Gemüthsruhe und Zufriedenheit, auf seine übrige

Lebenszeit nützlich gewesen. Die Entbehrung eingebildeter Güter brachte sie zu den reellen, die Einschränkung zur Einfachheit, die Einsamkeit zur Selbstbeschäftigung, das Freudenleere ihres Zustandes zur Arbeitsamkeit, — der ergiebigsten und aushaltendsten Quelle der Zufriedenheit des Menschen.

Zum Andern kann aber auch die Einsamkeit einen sanftern und gefälligern Einfluß auf die Mäßigung der Begierden äußern: indem sie dem Menschen die zum Nachdenken nöthige Muße und Stille verschafft, indem sie die Spuren der im Geräusche erloschenen Grundsätze der jugendlichen Erziehung wieder auffrischt; indem sie ihm in Selbstgesprächen, zu welchen nur sie die Anleitung giebt, die Dinge in einem neuen Lichte sehen läßt, und die Schätzung ihres Werths, welcher in der Gesellschaft so sehr von den Meinungen der Welt abhängt, mehr durch die natürlichen und eigenthümlichen Eindrücke derselben auf ihn selbst, bestimmen läßt.

Zeigt uns nicht die Geschichte so manchen im männlichen Alter nur nach Sieg und Herrschaft dürstenden Helden, so manchen im Laby-

rinthe politischer Intrigen mit rastlosem Ehrgeitz sich umhertreibenden Staatsmann, welcher, am Abende seines Lebens, auf seinem Landsitze, unter seinen Hausgenossen und ländlichen Nachbarn, alle jene ihn sonst berauschenden Gegenstände seiner Begierden nicht nur vergißt, sondern auch verachtet, und sie gern und willig, gegen das Vergnügen einen Baum zu pflanzen und dessen Gedeihen zu beobachten, ein neues Stück Acker umzupflügen, und davon die erste Aernte zu halten, oder gegen das noch höhere, — gegen die Meditation und das Gespräch über die Irrthümer seines vorigen Lebens, vertauscht?

Wenn im Durchschnitte die, mit den Wissenschaften anhaltend und ernsthaft sich beschäftigenden, Männer gemeiniglich in ihren Wünschen bescheidne und in ihren Genüssen mäßige und selbst enthaltsame Männer sind: so kommt dieß zwar zum Theil von der Natur ihrer Arbeit, welche sie so stark an sich zieht, daß sie aller andern Dinge darüber vergessen; zuweilen ist es auch die glückliche Frucht ihrer Untersuchungen selbst: aber zum Theile ist es auch die Wirkung der Einsamkeit, in welcher sie mehr, als Leute von andern Arten des Berufs, leben.

Der Instinct und die Sinnlichkeit kann sie wie andere Menschen reizen, aber die bloße Nachahmung kann ihnen nicht so leicht an Vergnügungen Geschmack beybringen, zu welchen sie keine natürliche Neigung haben, noch sie mit Leidenschaften anstecken, wovon der Saame nicht in ihnen selbst liegt.

Diese Wirksamkeit eines eingezogenen Lebens, zur Mäßigung der Begierden, wird durch eine Erfahrung aus der Erziehungskunde bestätigt. Es ist gewiß, daß die Gewohnheit voriger Zeiten, die Jugend, selbst die aus den vornehmsten und reichsten Ständen, von der Theilnahme an der größern Gesellschaft länger zurückzuhalten, ihre Sitten unschuldiger und ihr ganzes Betragen anspruchloser und einfacher erhielt: dahingegen in unsern Zeiten, bey den Söhnen der Begüterten und Großen, Stolz und Liebe, Sinnenlust und Eitelkeit, und alle Leidenschaften der Erwachsenen so frühzeitig, in den Gesellschaften, in die man sie einführt, gereizt und genährt werden; daß es kein Wunder ist, wenn sie, bey ihrer noch schwächern Vernunft, den Versuchungen leichter unterliegen, und in ihre reifen Jahre auch schon völlig reife,

und für ihre Beherrschung zu starke Begierden bringen.

Der vernünftige Erzieher muß sich allerdings nach dem Temperamente seines Zöglings richten. Er wird den zu kalten, für das gesellige Vergnügen zu wenig empfindsamen, für die Ruhe oder für die einsame Stuben-Arbeit zu sehr eingenommenen jungen Menschen gern in Gesellschaften führen, wo seine Leidenschaften etwas gereizt werden, seine Neigung zum andern Geschlecht und mit derselben seine Begierde zu gefallen ein wenig erweckt wird, und wo die Bildung seines Geistes auch eine äußere Richtung auf die Vervollkommung seines Anstandes, auf die mündliche angenehme Mittheilung seiner Gedanken und auf alle im Umgange sichtbaren äußern Vorzüge seiner Person bekommt.

Der feurige Jüngling hingegen, bey dem alle Keime der Leidenschaften frühzeitig zum Vorscheine kommen, der einen natürlich guten Anstand hat, dem es in der Gesellschaft und besonders unter artigen Mädchen sehr wohlgefällt, der lieber seine schon erlangte Weisheit auskramt, als neue erwirbt, kurz der in den

Vergnügungen der Gesellschaft sich zu berauschen Anlage hat, wird ein besserer, ein einsichtsvollerer und in der Zukunft ein glücklicherer Mann werden, wenn er seine Jugend unter ernsthaften Leuten, in seinen Lehrstunden, bloß in der Gesellschaft seiner Familie oder weniger Hausfreunde, verlebt hat, als wenn er schon vor erlangter Reife des Verstandes und Alters in die große Welt wäre eingeführt, und, wie es so oft geschieht, zur Ueppigkeit und Eitelkeit in die Schule geschickt worden, um feine Sitten zu lernen.

So zeigt sich, wie ich gleich Anfangs gesagt habe, die Sache beym ersten Anblicke: und so ist sie in der That nach der Regel und in den meisten Fällen. Aber es giebt Ausnahmen, welche sich nur dem genauern Beobachter bey längerer Untersuchung zeigen: und es ist billig diese nicht zu übergehen, weil sie erst den sittlichen Einfluß der beyden Sachen, von welchen unsere ganze Abhandlung redet, auf die Tugend der Mäßigung, vollständig darstellen.

Es giebt unter den, in der größten Gesellschaft lebenden, zwischen Zerstreuungen und Geschäften unaufhörlich getheilten Menschen, Per-

sonen von sehr ruhigem und gelassenem Geiste; solche, die an allen Vergnügungen der Welt Theil nehmen, ohne sich in einer zu berauschen, — deren Ehrgeitz befriedigt wird, ohne daß sie stolz werden, und die ihrer Vernunft, mitten im Tumulte der Sinne und bey einer großen Exaltation ihrer Einbildungskraft, doch die Herrschaft zu erhalten wissen.

Es giebt hingegen Einsame, die sehr ausschweifend leben: und eine selbstgewählte, weder durch Pflicht noch die Umstände dem Menschen aufgelegte Einsamkeit, ist, wie ich schon gesagt habe, oft nur ein Schlupfwinkel, den er sucht, um die unsittliche Befriedigung seiner Lüste vor den Augen der Welt zu verbergen.

Die, welche von Jugend auf an den reichsten Tafeln gesessen haben, sind oft gerade die frugalsten und nüchternsten in dem, was sie davon genießen.

Völlerey und ein unglaublicher Aufwand in Speisen und Getränken hat weit mehr im Mittelalter, bey den Großen, die einsam auf ihren Schlössern lebten, geherrscht, als wir beydes jetzt bey eben dieser Classe finden, wenn sie, an

Höfen versammelt, der geselligen Freuden täglich genießt.

Sinnlichkeit und Zorn erreichen einen weit höhern Grad bey Wilden, die in Einöden leben, als bey gesitteten Völkern, die sich in Städten und Dörfern vereinigen — einen größeren in rohen Zeitaltern, wo jede Familie sich in sich selbst verschließt, als in verfeinerten, wo das Bedürfniß des Umgangs die in ihrer Lage entferntesten Menschen zusammenbringt.

Die Mäßigung der Begierden hängt großen Theils von der Ausbildung des Geistes ab: und die Geselligkeit ist eins der wirksamsten Mittel, diese Ausbildung da, wo sie noch fehlt, herbeyzuführen.

Endlich kann die Selbstherrschaft nur in dem Verkehr mit Menschen und auf dem Schauplatze der thätigen Welt auf die Probe gesetzt werden: und sie ist noch nicht wohl befestiget, wenn sie bloß von der äußeren Unmöglichkeit auszuschweifen abhängt.

Es ist nicht schwer, diese einzelnen Erfahrungen mit den vorhergehenden allgemeinen Grundsätzen zu vereinigen.

Erstlich: es liegt bey allen Zuständen des Menschen und ihrer Wirksamkeit auf sein Gemüth, ein großer Unterschied darin, ob sie ihm auf eine natürliche und ruhige Art zu Theile geworden sind, oder ob er sie gesucht und gleichsam erzwungen hat; — ob er im Streben nach den Vortheilen derselben, oder in deren vollem Besitze ist. Das Gemüth des Menschen ist, bey allen großen Veränderungen seiner Lage, heftigen Stürmen ausgesetzt: es bleibt hingegen in einem der Tugend der Mäßigung günstigen Gleichgewicht, wenn seine alte Lage fortdauert, oder die neue, durch eine Reihe von ihm nicht veranlaßter Begebenheiten, allmählig herbeygeführt worden ist. Im ersten Falle herrschten entweder schon gewisse Leidenschaften von je her bey dem Menschen, und sie waren es eben, welche ihn mit seinem bisherigen Besitzstande, in Ansehung seines Glücks, seiner Ehre, oder seines Vergnügens unzufrieden, und nach neuen Erwerbungen begierig machten; oder sie wurden erst durch die ganz ungewohnte Ansicht der Dinge, unter welche er sich auf einmahl versetzt fand, durch die Lebhaftigkeit solcher Empfindungen, die von seinen bisherigen abstachen, und durch den natürlichen Reitz, den ein erster auf

der Bahn des Glücks gelungner Schritt giebt, neue Fortschritte zu begehren, erregt. Im zweyten Falle blieben seine sinnlichen Gefühle und Triebe, in demselben Verhältnisse unter einander und gegen die sittlichen Grundsätze, welche Natur, Erziehung und Nachdenken ihnen gegeben hatten: oder sie veränderten sich so unvermerkt mit seinen Umständen zugleich, daß die Vernunft zu keiner Zeit ihren einmahl erlangten Einfluß über sie verlor.

Ein Mensch, der durch die Geburt oder seine Schicksale von selbst in die große Welt hineingeworfen wird, und seine Familie in allen den Verbindungen, in allem dem Wohlstande und Ansehn, gefunden hat, die er nur zu erhalten braucht, wird durch das Geräuschvolle zahlreicher Gesellschaften weniger betäubt, durch den Schimmer des Luxus weniger geblendet, und durch die damit verbundnen sinnlichen Genüsse weniger berauscht, als der emporgekommne Neuling, der erst in diese Gesellschaften durch Glück oder Verdienst eindringt, an diesem Glanze zum ersten Mahle Theil nimmt, und hier ihm zuvor unbekannte Vergnügungen kennen lernt. Jener macht vielleicht alles mit,

was zu dem bey seinem Stande eingeführten Wohlleben oder Luxus gehört, ohne eben sonderlichen Geschmack daran zu finden, und strebt nach allem, wozu er nach seiner Lage Aussichten und worauf er Ansprüche hat, ohne einen großen Werth darauf zu legen. Dieser würde nie so eifrig daran gearbeitet haben, die neue Stufe des Glücks zu ersteigen, wenn er nicht, auf ihr, große Vortheile zu finden sich versprochen hätte: und nachdem er sie erreicht hat, mischt sich, wenigstens anfangs, zu dem Angenehmen der neuen Eindrücke das Vergnügen über das Gelingen seines Bestrebens. Es ist natürlich, daß sein Gemüth, während dieses ersten Zeitraums, Mühe hat, sich zu sammeln, und daß es dem Einflusse mehrerer Leidenschaften, als sonst, ausgesetzt ist. Und selbst, nachdem der in die Welt so spät Eingeführte von dem erstern Rausche nüchtern geworden ist, bleibt sein Gemüth in einer größern Bewegung, als bey dem vorhanden ist, der immer in derselben gelebt hat. Da der erstere in ihr immer nur einen wankenden und unsichern Standpunct findet: so ist er genöthigt, ihn durch emsigere Bemühungen zu gefallen und durch mehr hervorleuchtende Verdienste, als dieser nöthig hat,

zu befestigen. Er ist überdieß gemeiniglich, da er einmahl im Emporsteigen ist, mit dem neuerlich errungenen Vortheilen so wenig zufrieden, als er es mit seinem ursprünglichen Zustande war, und strebt von neuem nach höherem Ansehen und nach ausgebreitetern und glänzendern Verbindungen. Kummer und Begierde also, eine gewisse Verlegenheit, wie er sich in seiner Lage aufrecht erhalten soll, und eine erneuerte Anstrengung noch weiter vorwärts zu kommen, giebt mannigfaltigen mit einander streitenden Leidenschaften einen großen Spielraum, und muß also die Tugend der Mäßigung, von der wir reden, sehr schwer machen.

Ein fast gleicher Unterschied findet sich zwischen dem, welcher in eingeschränkten geselligen Verhältnissen gebohren und erzogen, durch seine Glücksumstände, seine Studien und seinen Beruf zu einem eingezogenen Leben genöthiget, in demselben seine Tage ruhig zubringt, und zwischen dem, der sich mit Gewalt aus allen seinen Verbindungen herausreißt, und, im Widerspruche mit den Meinungen und Forderungen der Welt, mit den Wünschen und Hofnungen der Seinigen und selbst mit seinen eigenen,

ehema-

ehemaligen Entwürfen und Aussichten sich, aus dem geselligen und thätigen Leben, in die Einsamkeit versetzt. Der erste ist in seinem natürlichen und also in einem ruhigen Zustande; er wird wahrscheinlich als ein arbeitsamer, zufriedener und genügsamer Mann, unter wenigen Freunden, glücklich und in der Stille nützlich seyn. Bey dem Andern, liegt entweder eine überspannte Einbildungskraft und eine gewisse Schwärmerey, wie dieß bey so vielen Großen, welche Einsiedler wurden, der Fall war zum Grunde; oder er hat durch erlittene Kränkungen und fehlgeschlagene Erwartungen, einen Haß gegen die Menschen bekommen; oder er verträgt sich endlich, wegen der Seltsamkeit seines Charakters und des Ausschweifenden seiner Denkungs- und Handlungsweise, mit so wenigen Menschen, daß weder er der größern Gesellschaft, noch sie ihm gefallen kann. In allen diesen Fällen kann er durch die Einsamkeit weder ruhig noch gemäßigten Geistes werden; er bringt entweder seine Schwärmerey, seinen Ehrgeitz, seine Misanthropie und die Unregelmäßigkeiten seines Charakters mit in die Einsamkeit, und sucht hier seine Leidenschaften, wenn er sie nicht auf die gewöhnliche Weise, wie alle andere Menschen, durch geselliges Vergnügen und Ehre befriedigen kann, auf unnatürliche Weise zu

sättigen. Oder die Entbehrungen und die Leere der Einsamkeit, auf die er nicht gefaßt ist, und auf die er nie zuvor einen Ersatz vorbereitet hatte, erwecken in ihm selbst Begierden, die er zuvor nicht kannte, und veranlassen ihn, im Trunke oder in der Wollust, Hülfsmittel gegen die lange Weile und die Reue zu suchen.

Jeder Mensch, der seinem Schicksale gehorcht, demselben nachgeht, es, so viel er kann, durch eine vollkommenere Ausbildung seiner Person und durch nützliche Arbeitsamkeit, verbessert, ohne schnelle Veränderungen in demselben weder zu erleiden, noch selbst zu suchen, ist meistens selbst gemäßigten Geistes und ruhigen Herzens, er mag in der großen Welt, oder in der Einsamkeit leben. Wer sich hingegen, den äußern Umständen zum Trotze, seine Bahn selbst vorzeichnen will, wer verwirft, was ihm angebothen wird, und nach dem strebt, was ihm seine Lage versagt, ist heftig, stürmisch, voll Zorn oder sinnlicher Begierde, in einer Einöde, wie am Hofe.

Ein zweyter der Tugend der Mäßigung im geselligen Leben günstiger Umstand ist: daß das nil admirari, (über nichts erstaunen) sie ausnehmend

befördert, und daß dieses viel leichter ist, wenn man alles, oder sehr vieles von dem, was der große Haufe für bewunderns = oder wünschenswürdig hält, kennen gelernt hat, als wenn man ein Neuling in den Erscheinungen und Wegen der Welt ist. Der Weltmann gelangt freylich zu dieser Ruhe erst durch Stürme. Aber er gelangt doch dazu, wenn er Vernunft und Männlichkeit im Charakter hat. Der unerfahrne Einsame hingegen bleibt der Gefahr, von ungewohnten Eindrücken überrascht, und durch Reize oder Schreckbilder, die sich ihm in einer täuschenden Vergrößerung darstellen, in seiner Gemüthsruhe gestört zu werden, auf immer ausgesetzt.

So wie Salomo, sehen die meisten Menschen die Eitelkeit aller menschlichen Freuden nie vollkommner ein, als nach dem sie sie alle genossen haben. Der Glanz der Hoheit und des Standes verschwindet, wenn man lange an Höfen gelebt, und in den Gesellschaften der Vornehmsten des Landes einen vertraulichen Zutritt gehabt hat. Wenn man von Putze und Schimmer und den Werken der für den Luxus arbeitenden Künste, täglich umgeben ist: so wird man gegen diesen doch am Ende sehr einförmigen Genuß gleichgültig, und lernet die allein nie veraltenden Güter, — das Vergnü-

gen eines geistreichen Gesprächs, oder eines vertraulichen und zwanglosen Umgangs — desto mehr schätzen. Kein Wunder, daß man oft die Fürsten, deren Geschmack durch alle Verfeinerungen der Kochkunst verwöhnt zu seyn scheint, sich mit vorzüglichem Vergnügen an trocknem Brodte, oder an bäuerischen Gerichten sättigen, und sich gewöhnlich mit wenigen und einfachen Speisen begnügen sieht: da der gemeine Mann hingegen, wenn er in seltenern Fällen zu wohlbesetzten Tafeln kommt, sich selten vor einer Unverdaulichkeit hüten kann.

In der That würde der Unterschied zwischen dem Reellen und dem Scheinbaren, zwischen dem Sinnlichen uno Geistigen in den menschlichen Vergnügungen, ohne Grund angenommen werden, wenn er sich nicht durch die Erfahrung bewährte. Die Ueberzeugung, welche aus dieser entsteht, ist weit stärker, und wirkt besonders weit mehr auf die Sittlichkeit des Menschen, als die, welche bloß aus theoretischen Beweisen herkommt. Um aber zu dieser Erfahrung zu gelangen, muß man beyde Arten des Vergnügens genossen haben: und das gesellschaftliche Leben biethet dazu weit mehr Gelegenheit an, als das einsame.

Im Umgange, besonders im ausgebreitetern Umgange mit der größern Welt, ist beydes mit einander vereiniget — Täuschung und Wahrheit, Ueppigkeit und geistiger Genuß, Verstand, Wissenschaft, Freundschaft. Selbst Beweise von edelmüthiger Tugend sind davon nicht ausgeschlossen: und schwerlich würde einem von Natur vernünftigen und edeln Manne, eine Gesellschaft lange erträglich seyn, in welcher er von allen diesem nichts fände. Aber diese höhern geselligen Freuden, sind bey den Begüterten, mit dem Vergnügen des fein gekitzelten Gaumens, des durch den Schmuck des Hausgeräthes und der Kleider angenehm unterhaltenen Auges, mit Spiel, Tanz, Gartenlust und körperlichen Bewegungen vermischt. Für den Einsamen bleiben auf die Länge, für seine Glückseligkeit, fast bloß die wesentlichsten und die unsinnlichen Güter übrig: nützliche Arbeitsamkeit, das Wachsen an eigner Vollkommenheit, häusliche Zufriedenheit und die Vertraulichkeit eines Freundes. Der Einsame kann fast nur, zwischen einem bloß vernünftigen Genusse und zwischen Ausschweifungen, wählen.

Man versetze also zwey Menschen, von gleichen sittlichen Anlagen in beyde Lagen: man ver-

binde den einen mit der Welt, man verberge den andern in der Dunkelheit, oder umgebe ihn bloß von einem kleinen Familien-Kreise.

Dem ersten wird es an Unterricht für seinen Verstand, an Mitteln der Erweckung für seine Einbildungskraft, seinen Witz und seine gute Laune, selbst an Aufforderungen an seine freundschaftlichen oder sittlichen Gefühle, in großen Gesellschaften nicht fehlen wofern er nach seinem Charakter für dieselben gemacht, und durch seine Talente sie zu benutzen fähig ist. Aber er wird diese wahren Vortheile seiner Lage, mit dem Vergnügen der durch weitläuftige oder angesehene Verbindungen befriedigten Eitelkeit, mit dem einer blos zerstreuenden Abwechselung der Personen und Gegenstände, mit dem endlich des erhöhten und vervielfältigten körperlichen Genusses, vergleichen können. Die Empfindungen für diese Freuden, werden durch den Genuß bey ihm abgestumpft werden, die Anhänglichkeit an jene wird unverändert bleiben, und das Blendwerk wird sich also von der Realität rein, und durch Erfahrung bey ihm absondern. Der letztere wird auf andern Wegen, zur Befriedigung der wesentlichen Bedürfnisse seines Geistes und Herzens, gelangen; aber er wird für die Be-

dürfnisse seiner sinnlichen Natur, nicht eben die feine und mannigfaltige Nahrung finden; und da ihm für diese also der Maßstab der Erfahrung fehlt, so wird er sie bald zu hoch schätzen, und sich mit geheimer Sehnsucht, oder mit vergeblichem Streben nach ihnen quälen, bald sie zu tief herabwürdigen, und mit übler Laune, oder mit Verachtung gegen denjenigen Theil des Menschengeschlechts eingenommen seyn, welcher in ihrem Besitze ist, und einen Werth auf sie legt.

Der erstere wird unter den Großen ohne Schüchternheit auftreten, und an dem Umgange derselben dasjenige Vergnügen finden, welches die Bekanntschaft mit einer ausgezeichneten, und im Staate vielgeltenden Classe allezeit gewährt. Aber er wird aufhören, den Zutritt zu ihnen für ein so hohes Glück zu halten; und er wird zu dem mittlern oder geringen Manne, der ihn zu unterhalten weiß, oder sich ihm durch seinen geselligen Charakter empfiehlt, gerne zurückkehren. Er wird mit der Zeit sogar die immer etwas lästige Aufmerksamkeit, welche der Umgang mit Höhern erfordert, gern gegen die völlige Freyheit und das leichtere Vergnügen, welches wir nur in der Gesellschaft von unsers Gleichen finden können, vertauschen. Der

letztere wird immer dem unangenehmen Gefühl der Verlegenheit ausgesetzt bleiben, wenn er zuweilen aus seiner Dunkelheit hervorgerufen, und unter Weltleute oder Große gestellt wird. Für sich und in seinem Herzen aber wird er, wofern er von Natur demüthig und durch seine frühe Erziehung zu Erniedrigungen gewöhnt ist, — zwischen sich und allem, was glänzend und groß ist, einen so ungeheuren Abstand zu sehen glauben, daß er selbst seines Gleichen durch den Ausdruck dieser Meinung lächerlich wird; oder wenn er ein höheres Gefühl seines Werthes und mehr Ehrgeitz hat, wird er nicht selten seine Dunkelheit mit Mißvergnügen und Schwermuth ansehen, und selbst vielleicht, um sich aus derselben heraus zu reissen, zu thörichten Schritten verleitet werden.

Der erstere endlich wird die Nothwendigkeit und den Werth eines dem Reichthume und dem Stande der Personen angemessenen Luxus einsehen, ohne denselben zu seiner Glückseligkeit für unentbehrlich zu halten: und er wird, wenn er Horazens Geschmack hat, nachdem er so wie dieser lange an den Tafeln der Auguste und Mäcene geschwelgt hat, ein einfaches kleines Häuschen im Sabiner Felde, ein bloß reinliches Salzfaß, und ungekünstelte Gerichte auf seinem Tische, unter

gutherzigen Nachbarn genossen, noch reizender finden. Der letztere wird nach Umständen und Launen bald den Genuß, dessen er entbehrt, verdammen, und gegen das Verderben seines Zeitalters, eine unnütze und ungerechte Klage führen, bald durch übertriebene Begriffe von der Glückseligkeit der Reichen, zu gewinnsüchtigen Entwürfen verführt, oder doch durch unmäßige Begierden nach Reichthum beunruhigt werden.

Es giebt noch ein letztes Blendwerk in den gewöhnlichen Gegenständen der menschlichen Begierden, in Reichthum und Auszeichnung, welches für den Welterfahrenen Mann von selbst verschwindet, und von dem einsam lebenden nur durch vieles Nachdenken für täuschend anerkannt werden kann, und es ist gerade dasjenige, welches Menschen von edlen Anlagen am öftesten verführt. Nur der Eitele sucht in den Glücksgütern weiter nichts, als bloße Auszeichnung; der Sinnliche sucht Wohlleben, der Ehrgeitzige sucht Macht. Aber auch der Wißbegierige und bloß nach seiner Vollkommenheit strebende Mann, kann mit heftigen Begierden nach denselben entzündet werden, weil er glaubt, in den obern Kreisen der bürgerlichen Gesellschaft, wohin ihn hohe Aemter und große Reichthümer füh-

ren, eine höhere Ausbildung der Menschen und größere Hülfsmittel zu seinen eigenen, als in jeder andern Lage und Verbingung, anzutreffen. Dort, sagt er sich, finde ich die Regierer der Staaten und ihre Stellvertreter, welche den gegenwärtigen Zustand der Dinge in Europa, und die Geschichte ihrer Zeit am genauesten und richtigsten kennen, und politische und moralische Weisheit durch große Erfahrungen und Versuche gesammelt haben. Dort finde ich die Geschäftsträger, welche die verschiedenen Regierungen an einander abschicken, die Unterhändler ihrer Friedensschlüsse und ihrer Bündnisse versammelt, ohne Zweifel die ausgewähltesten Personen aus allen europäischen Ländern: durch deren Umgang ich weit besser, als durch alle Bücher, von dem Zustande dieser Länder unterrichtet, und in alle Geheimnisse der Politik und der Menschenkunde eingeweihet werden kann. Dort finde ich die witzigsten Köpfe und selbst die ausgezeichnetesten Gelehrten der Nation, besonders diejenigen, welche die glücklichste Gabe haben, ihre Ideen andern mitzutheilen. Ich finde endlich dort, beym andern Geschlechte, außer Schönheit und Artigkeit, welche mich vergnügen, auch eine Welterfahrung und eine Feinheit des Geschmacks, von welcher ich lernen und durch die ich mich bilden kann.

Alles dieß ist, bis auf einen gewissen Grad wahr: aber bis auf welchem es wahr ist, weiß der vernünftigste Einsame nicht, wenigstens nicht aus Erfahrung, und er schlägt also leicht die Vortheile, deren er entbehrt, zu hoch an, und schätzt die Hülfsmittel, welche ihm zu seiner Ausbildung übrig bleiben, zu wenig. Der gleich vernünftige Mann, der in jener ausgezeichneten Gesellschaft wirklich lebt, wird zeitig gewahr, daß die Welt durch eine viel geringere Weisheit regiert wird, als der von den politischen Schauplätzen Entfernte sich, wegen der Wichtigkeit der Gegenstände, die hier verhandelt werden, vorstellt. Er sieht in Staatsgeschäften grau gewordne Männer, die nichts als deren Formen, nicht ihren Geist gefaßt haben; die von dem Zusammenhange der Begebenheiten weniger wissen, als der Privatmann, der sie in den Zeitschriften und historischen Denkmählern verfolgt hat; oder in deren Geist endlich die ehemahligen Erfahrungen, durch das beständige Zudrängen neuer Auftritte und neuer ihnen zugetheilten Rollen, verwischt worden sind und alle zusammen nur eine unförmliche, Andern nicht mittheilbare Masse von Kenntnissen, zuweilen auch eine völlige Leere bilden. Er findet Heerführer, welche die Feldzüge, und Minister, welche die Verhandlungen, an de-

ren Spitze sie waren, unvollkommen kennen oder in einem falschen Lichte sehen: und selbst die Einsichtsvollsten unter ihnen sieht er oft in der Gesellschaft mit einem abgespannten Geist und Körper erscheinen, mehr begierig, darin Erhohlung und einen leichten Zeitvertreib zu finden, als Unterricht entweder zu geben oder anzunehmen.

Die Gesandten findet er, so wie die von ihnen an ihre Höfe geschickten Depeschen, oft äußerst lehrreich und unterhaltend, zuweilen unbedeutend und leer. So wie die letzteren sich oft durch nichts über gemeine Zeitungsnachrichten, als durch die hinzugefügte Lästerchronik aus Hof und Stadt, erheben: so sind die ersteren oft nichts, als angenehme Gesellschafter oder listige Kundschafter, mehr Werkzeuge der Intrige, als Mittelspersonen einer wahren Politik. Doch macht in der That in den Hauptstädten der Europäischen Reiche, der sogenannte diplomatische Körper, der aus den Gesandten besteht, einen der angenehmsten Theile der großen Gesellschaft aus.

Was die Erwartungen von feiner Lebensart, Geschmack, Witz und Wissenschaft betrifft, welche der Umgang, mit den höchsten und vom Glück am

meisten begünstigten Ständen, hoffen läßt: so werden die beyden erstern gewiß am sichersten erfüllt, die beyden letztern aber nicht selten getäuscht. Aber die ersteren Eigenschaften verlieren etwas von ihrem Werthe, da wo sie am allgemeinsten verbreitet sind; wofern sie nicht bloß die Außenseite tiefer liegender und mehr wirksamer Talente und Tugenden ausmachen. Witz und Einsicht hingegen, welche die allein unerschöpflichen Quellen des gesellschaftlichen Vergnügens sind, finden sich doch eben so zufällig in den höheren Kreisen, als bey den mittleren, bald in höherem bald in minderem Grade, nachdem nehmlich der ursprüngliche Stamm jeder Gesellschaft, oder die bedeutendsten Glieder derselben Personen von diesen Vorzügen herbeylocket oder verscheuchet. Immer aber werden sie weit weniger benutzt und genossen, wo die Unterhaltung, welche sie gewähren, durch bloßen Prunk oder sinnliche Zerstreuungen unaufhörlich unterbrochen wird.

Indem also auf diese Weise von dem beobachtenden Weltkenner, auch für das Beste und Edelste, was die Höfe, hohe Ehrenstellen und große Reichthümer darbiethen, kurz für alles, was uns in der Gesellschaft der obern Classe gefallen kann, der Maßstab genauer bestimmt und gemeiniglich ein wenig verkleinert wird: so tritt auch für ihn alles, was

die Bewunderung an sich ziehen, den Ehrgeitz locken, oder den Neid und mit ihm zugleich den Unmuth des Einsamen erregen kann, mehr in das System der Gleichheit, in die Reihe der gemeinen und alltäglichen Dinge zurück, die weder die Begierden sehr reizen, noch mit großem Mißvergnügen entbehret werden. Ein Grund mehr, warum der, zur Mäßigung seiner Begierden und zur Herrschaft über sich selbst, durch seine Vernunft ausgerüstete Mann, diese Tugend in dem Grade, daß sie ihm völlige Gemüthsruhe gewährt, eher erlangt, wenn er durch die Schule der Gesellschaft, und des größeren Weltumganges hindurchgegangen ist, als wenn er sich bloß mit den allgemeinen Belehrungen der Sittenlehre, oder mit den besonderen seines eignen Nachdenkens, hätte begnügen müssen.

Alles vereiniget sich also auf folgende drey Resultate.

Die Mäßigung, welche mehr vom Temperamente, von der natürlichen Schwäche der Begierden und von der Unbekanntschaft mit ihren Gegenständen, als von der Beherrschung der Begierden herkommt, wird in einem eingezogenen Leben leichter aufrecht erhalten. Diejenige Mäßigung,

welche aus dem Siege der Vernunft über die Leidenschaften entsteht, wird durch das gesellschaftliche Leben besser geübt.

Zweytens: diejenigen Begierden, welche den meisten Menschen gemein sind und gleichsam zu dem allgemeinen Charakter der Gattung gehören, werden durch das gesellschaftliche Leben entflammt: die sonderbaren hingegen, die ungewöhnlichen, die jeder Person ganz eigenthümlichen werden durch die Gesellschaft zurückgehalten, und kommen in der Einsamkeit eher, zu einer mit der Vernunft, Sittlichkeit und Gemüthsruhe streitenden Stärke.

Wer in der Welt, mit der Absicht, sich zu vergnügen oder sich empor zuschwingen, lebt, will das seyn oder wenigstens scheinen, was alle übrigen sind. Er kann demnach allerdings leicht, wider seine Vorsätze und seine bessern Einsichten, fortgerissen werden; — aber nur zu Begierden, von denen jedermann in Bewegung gesetzt wird, nur zu Gegenständen, welche Alle schätzen, suchen und genießen. Er wird hingegen gehindert, demjenigen nachzujagen, was ihm nur allein gefällt und von Andern gemißbilliget wird.

Daher kommt es, daß man die gröberen Ausschweifungen, die unnatürlichen Laster, die seltsamen und unerklärlichen Launen am öftesten bey gewissen Einsamen findet, die sich der ursprünglichen Verkehrtheit ihrer Anlagen, oder der frühzeitigen Verderbniß ihrer Jugend ohne alle Rücksicht auf die Urtheile Anderer überlassen konnten. Aber die mit Geschmack und Anstand bekleidete Zügellosigkeit, das Verderbniß der Sitten, welches Fehler des Zeitalters und herrschender Ton ist, steckt vornehmlich in der Gesellschaft an, und wird von den von ihr Entfernten, so wie eine in einer Stadt epidemische Seuche von denen, welche an abgelegnen Orten wohnen, leichter vermieden.

Drittens: die wahrhaft gute Gesellschaft befördert die Mäßigkeit im engen Verstande, durch das geistige Vergnügen, das sie mit jedem sinnlichen Genusse verbindet, *) und Mäßigung überhaupt, durch den Beyfall, welchen sie den Personen von gesetztem Charakter ertheilt; die glänzende oder üppige, — die von den Eiteln oder Sinn-

*) Bey einem noch so lange dauernden Gastmahle, wird man schwerlich zu viel essen, wenn man von seinen Nachbarn bey Tische gut unterhalten wird, aber sehr leicht, wenn man lange Weile hat.

Sinnlichen am meisten gesuchte Gesellschaft, setzt, durch Erhöhung der leidenschaftlichen Reitze und durch die Ansteckung der bösen Beyspiele, die Tugend der Selbstbeherrschung in augenscheinliche Gefahr; die zu ausgebreitete, zu häufig genossene endlich stört durch die bloße Zerstreuung das Nachdenken und die Gemüthsruhe, — wovon das eine das größte Hülfsmittel, die zweyte die beständige Begleiterinn der Mäßigung ist.

Vierte Haupttugend: Tugend des Muths, oder (nach dem Griechischen Worte) Tugend der Männlichkeit ἀνδρεία.

Unter den vier Haupttugenden, deren Classification ich der griechischen Philosophie abborge, sind zwey, welche Naturanlagen ähnlicher, und mit ihnen mehr vermischt sind, die Klugheit und die Tapferkeit; und zwey, welche mehr rein moralisch, und von der Freyheit abhängiger sind, Gerechtigkeit und Mäßigung. Es ist unmöglich, in dem klugen Manne das Talent, oder den natürlichen Verstand, von den erworbenen Kenntnissen, oder ihrer zweckmäßigen Anwendung, zu unterscheiden. Es ist unmöglich, in dem tapfern Manne die Ta-

pferkeit des Bluts, von der des Charakters rein abzusondern.

Die Schwierigkeit, die aus einer ähnlichen Mischung, bey allen Tugenden, aber vorzüglich bey jener genannten, wo sie auffallender ist, für die moralischen Untersuchungen entsteht, geht uns hier nichts an. Aber eine Folge derselben berührt gegenwärtige Untersuchung: die nähmlich, daß moralische Mittel, dergleichen Gesellschaft und Einsamkeit sind, im Ganzen weniger Einfluß auf eine Tugend haben, die selbst großentheils von der Organisation des Körpers, und von dem Laufe der Säfte abhängt. In der Hütte, wie um den Thron, werden tapfre Männer geboren, und aus der tiefsten Einsamkeit geht der bäurische Jüngling, als gemeiner Soldat, den Gefahren des Krieges mit eben der Unerschrockenheit entgegen, als der im Geräusche der Höfe, oder der Heere erzogene Anführer. Aber eben dieser Umstand macht, daß wir die verschiednen Arten des Muths sorgfältig von einander absondern müssen.

Die erste ist eben die, von welcher ich jetzt redete, die Kühnheit, sich einer augenscheinlichen Lebensgefahr auszusetzen. Sie ist das, was die

Franzosen Bravoure nennen. Und in Rücksicht auf sie, sagte der Marschall von Sachsen, daß man von Rechts wegen keinen Menschen brav nennen, sondern nur sagen sollte, er habe an dem Tage und zu der Stunde brav gehandelt. So sehr hielt sie dieser, mit kriegerischem Muthe vertraute, Held, von der augenblicklichen Stimmung des Körpers und Geistes, abhängig.

Es ist augenscheinlich, daß auf diese Tapferkeit des Temperaments, auf dieses plötzlich und schnell vorübergehende Aufbrausen, oder Niedersinken der Lebensgeister, die vorhergehende einsame, oder gesellige Lage des Menschen nur wenig Einfluß haben könne.

Doch zu dieser, im Baue und in dem gegenwärtigen Zustande des Körpers liegenden, Ursache des kriegerischen Muthes, können auch Grundsätze und Meinungen hinzukommen. Wie könnte er sonst eine sittliche Eigenschaft seyn?

Sind dieß eigentliche Grundsätze; — ist es die Ueberzeugung, daß es Pflicht sey, sich einer Leibes- oder Lebens-Gefahr auszusetzen, daß es

unser Amt, die Treue gegen unsern Beruf und gegen den Staat, die uns obliegende Beschützung der Unsrigen, oder unsrer Mitbürger erfordert, und daß das Wohl des Vaterlandes davon abhängt: dann ist der kriegerische Muth eigentliche Tugend, und es ist klar, daß er alsdann weder von dem Umgange mit Menschen noch der Abgeschiedenheit von ihnen abhängig sey: ausgenommen daß er, so wie jede andre Tugend, durch zufällige Umstände, die sich mit der einen Lage öfter als mit der andern verbinden, befördert oder erschwert wird. Aber auch Meinungen, Gewohnheiten und selbst Vorurtheile haben darauf Einfluß; — zwar weniger sittliche Triebfedern, die aber doch mit der Sittlichkeit zusammenhängen, weil Ueberlegung und Wahl Einfluß auf sie haben. Durch diese zuletzt genannten Triebfedern wird nun die Herzhaftigkeit weit mehr im gesellschaftlichen, als im eingezogenen Leben befördert. Schon macht zuerst die Gesellschaft den Menschen l e b h a f t: und die Einsamkeit und einsame Beschäftigungen schlagen die Munterkeit nieder. Der lebhafte Mann ist aber immer muthiger, als der unbelebte. Zweytens, wir fühlen uns immer schwach, wenn wir allein sind, und werden nur stark, wenn wir mit andern in Verbindung treten. Selbst Gefahren, gegen welche uns niemand schützen kann,

wie das Einschlagen des Blitzstrahls, werden von dem Furchtsamen doch leichter ertragen, wenn sie sich von Menschen umgeben sehn. Weit mehr ist dieß der Fall bey dem Angriffe, oder der Abwehrung von Feinden, gegen welche uns nur die vereinigten Kräfte vieler mit uns Verbündeten den Sieg versprechen. Mancher Soldat, der unter muthigen Cameraden sich herzhaft beträgt und wirklich unerschrocken ist, würde als ein Feiger handeln, wenn er allein stände, und wird es, sobald jene anfangen zu wanken. Es ist selbst ein Schutz gegen die Unglücksfälle des bürgerlichen Lebens, in mannigfaltigen und großen Verbindungen zu stehn: und es ist unstreitig, daß, wer diese Sicherheit lange genossen hat, und selbst darauf einen Theil seines Stolzes gründet, auch zum kriegerischen Muthe mehr vorbereitet ist, als der, welcher in bürgerlicher Dunkelheit, sich von Gehülfen und Beschützern in den wichtigsten Angelegenheiten seines Lebens immer entblößt gesehn hat.

Drittens, im gesellschaftlichen Leben wird nach derjenigen Tugend am meisten gestrebt, welche Ehre bringt und einen gewissen Glanz von sich wirft: dieß thut aber die Tapferkeit vor allen übrigen. Sie gewinnt dem Manne die Herzen der Weiber,

nicht nur, weil sie Beschützer nöthig haben, sondern auch, weil sie, in Männlichkeit und Muth, die Zeichen vieler andern liebenswürdigen Eigenschaften zu entdecken glauben. Sie erwirbt ihm ein gewisses Ansehn auch bey seinem eignen Geschlechte, und setzt ihn besonders gegen die Unbesonnenen und Leichtsinnigen in Sicherheit. Daher kommt es, daß diejenige Classe, welche am meisten in Gesellschaft lebt, und vornehmlich für die Gesellschaft erzogen wird, der Adel, ihren jungen Zöglingen diese Tugend am sorgfältigsten einprägt; daß sie sich dieselbe beynahe als einen Vorzug ihrer Geburt anmaßt, *) und daß sie so hartnäckig über der Beybehaltung einer Gewohnheit hält, wobey sie dieselbe auch im Frieden zu zeigen Gelegenheit hat.

Viertens, die Erfahrung lehrt, daß mitten im Kriege sich der Trieb nach geselligen Ergetzungen

---

*) Diese Meinung, daß kriegerischer Muth den Kindern aus vornehmen Familien angebohren ist, finden wir schon im Heldenalter der Griechen, und in ihren Dichtern, welche den Stoff ihrer Werke aus diesem Zeitalter nahmen, herrschend. An hundert Stellen ihrer Tragiker kommen Sentenzen vor, wie die in der Andromache des Euripides (V. 772) ἀλκὰς ȣ σπάνις εὐγενέταις. „Den Personen von vornehmer Geburt fehlt es nie an Tapferkeit.“ —

vermehrt, und Spiel und Tanz und Gastmähler nie häufiger und glänzender sind, als in den Winter-Quartieren ausruhender Heere. Ein Beweis, daß beyde Sachen, die Bereitwilligkeit, Gefahr und Mühseligkeit zu übernehmen, und die Begierde nach Vergnügen und Zeitvertreib im Umgange der Menschen zusammenhängen.

Fünftens, unter allen Ständen ist keiner mehr zur Geselligkeit geneigt, keiner ist früher zum geselligen Anstande gebildet, keiner bisher bereitwilliger in die Gesellschaften aller Classen aufgenommen worden, als der Militärstand. Die Ursachen davon habe ich an einem andern Orte entwickelt. Ich setze hier nur noch hinzu: daß, so wie der Soldatenstand in vorzüglichem Grade gesellig ist, auch die geselligen Stände leichter militärisch werden. Der Handwerker, der Künstler und der Gelehrte, alle, welche sitzen und sich einsam beschäftigen, sind selten gute Soldaten. Der Bauer taugt besser dazu, den die Feldarbeit nicht nur zu den Strapatzen des Krieges vorbereitet, sondern auch dazu gewöhnt, große Beschwerlichkeiten, in Gesellschaft vieler seines gleichen zu ertragen, und durch diese Gesellschaft zu versüßen.

Endlich wird man im gesellschaftlichen Leben der Nothwendigkeit dieser Eigenschaft mehr gewahr, und lernt sie besonders als das wichtigste Werkzeug der Regierung kennen. Man ist selbst darin mehr Gefahren ausgesetzt; man sieht darin Personen, welche große Gefahren überstanden und dem Staate dadurch große Vortheile gebracht, und sich ein angenehmes Daseyn auf ihr übriges Leben, durch einige angstvolle und unangenehme Augenblicke, verschafft haben.

In den großen Angelegenheiten der Welt ist am Ende nichts ohne Macht und Gewalt durchzusetzen. In engern bürgerlichen Verhältnissen sind Nachgiebigkeit, Schonung und Sanftmuth die besten Mittel, durch die Schwierigkeiten des Lebens hindurch zu kommen. Kein Wunder, daß, wer mit jenen Angelegenheiten sich abgegeben, oder mit darein verwickelten Personen gelebt hat, sich daran gewöhnt, Macht und Muth über alles hochzuschätzen; daß er, zu seiner Vertheidigung oder zur Erreichung seiner Endzwecke, sich lieber an seine eigene Kraft, als an sein Recht, oder an seine Ueberredungsgabe wendet; und daß er also auch nach derjenigen Tugend strebt, welche die eignen Kräfte des Menschen zur höchsten Anstrengung auffordert. Wer hingegen zu seinen Endzwecken, immer nur

sanftere Mittel hat brauchen lernen, wird zuletzt selbst unfähig, das Rauhe und Starke in seiner Natur zum Vorschein zu bringen, und seine Widersacher seinen Muth fühlen zu laßen.

Eine zweyte, von der Bravoure am weitesten entfernte, Art des Muths, ist der ganz eigentlich gesellschaftliche Muth, welcher der Schüchternheit entgegengesetzt ist, und durch das Wort Dreistigkeit, wenn nicht ganz genau, doch ziemlich richtig, bezeichnet wird. Er besteht theils, in der Ablegung der übertriebenen Furcht vor den Urtheilen Anderer, wenn wir in ihrer Gegenwart reden oder handeln sollen, theils in der Mäßigung der uns außer Fassung bringenden Eindrücke, welche Pracht, Hoheit, Macht und Ruhm der Personen, welchen wir uns nähern, auf uns machen. Der Dreiste trotzt auch Gefahren, aber Gefahren der Ehre; — der Gefahr, ungünstig beurtheilt, oder der, erniedriget und verdunkelt zu werden. Die Dreistigkeit ist eine Tugend: weil sie Seelenstärke voraussetzt und unentbehrlich ist, um irgend etwas Gutes unter Menschen auszurichten.

Daß auf diese zweyte Art des Muths der Einfluß des Umgangs und der Einsamkeit, eben

so unumschränkt sey, als er auf die erste gering ist, wird durch die gemeinsten Erfahrungen bewiesen. Der schüchterne Bauerknabe, welcher sich vor jedem durch sein Dorf reisenden Fremden verbirgt, und der dreiste adelige Jüngling, der sich schon vornehmen und großen Männern ohne Furcht zur Seite stellt, sind beyde, was sie sind, nur vermöge ihrer gesellschaftlichen Lage. Der erste hat immer nur wenige Menschen, und nie vornehme in der Nähe gesehn; der andere ist immer mit vielen, und mit angesehenen Leuten umgeben gewesen. Jener hält sich selbst für geringe und fürchtet also Verachtung; Dieser schreibt sich eine Würde zu, und erwartet also in jeder Gesellschaft Achtung oder doch Nachsicht. Die feinern, mittlern Schattirungen beyder Eigenschaften, die zwischen diesen Extremen liegen, lassen keinen andern, als einen ähnlichen Ursprung ihrer Verschiedenheit vermuthen; und die Art, wie Gesellschaft und Einsamkeit auf den Menschen wirkt, läßt eine solche Ungleichheit in ihren Folgen erwarten. Eine etwas genauere Entwickelung dieser Wirkungen, wird sowohl die Regel beweisen, als die Ausnahmen angeben.

Der Schüchterne fürchtet sich vor den Personen, mit welchen er zusammen kommt, entweder

bloß weil er sie nicht kennt, und also, wie jeder Unwissende, bey ungewöhnlichen Natur-Erscheinungen, wie jeder Mensch in der Nacht, Gefahr vermuthet, wo er die ihn umgebenden und ihm bevorstehenden Dinge nicht kennt. Oder er fürchtet sie, weil er in ihnen irgend eine große Erhabenheit über sich, es sey an Vorzügen des Glücks, oder an persönlichen, — an Schönheit der Gestalt, Reichthum und Range, oder an Verstand und Artigkeit — zu entdecken glaubt. Jede solche Erhabenheit giebt der Person, welcher sie zukömmt, eine Macht. Und alles was mächtig und von einer, der unsrigen überlegnen, Kraft ist, flößt Schrecken ein. Oder er fühlt endlich bloß seine eigne Kühnheit und Schwäche, ohne noch die Größe und Macht andrer zu ahnden oder anzuerkennen, und wagt sich nur nicht, sich einer Vergleichung mit ihnen auszusetzen, und seine Ehre dem ungewissen Ausgange eines Wettstreits Preis zu geben.

Die erste Ursache der Schüchternheit, findet schlechterdings nur in der Einsamkeit statt, und wird nothwendig durch den Umgang mit Menschen gehoben: aber die zweyte und dritte, die in dem Schüchternen selbst, oder in den Personen, vor welchen er sich scheuet, liegen, werden durch die

Einsamkeit nur in ihrer Wirksamkeit befördert, und können also durch das gesellschaftliche Leben nur geschwächt, nicht aufgehoben werden.

Durch das Fremde, und durch die Neuheit schrecken die Menschen, so wie alle Gegenstände denjenigen gewiß nicht mehr, welcher viel mit ihnen umgeht. Auch gegen Könige und Fürsten können ihre Bediente dreist werden: und es giebt, sagt man, keinen großen Mann für seinen Cammerdiener.

Aber die wirklichen Vorzüge des einen, und die wirklichen Schwächen des andern bleiben und wirken, selbst bey dem beständigen Umgange dieser Personen mit einander. Nur daß in diesem Falle die ersten in der Nähe genauer untersucht, und auf die Probe vielleicht geringhaltiger befunden werden können, als sie bey einem entfernten und flüchtigen Anblicke geschätzt wurden, und daß die letztern vielleicht, bey dem Versuche des Schwachen seine Kraft im Umgange zu brauchen, sich minder groß, als in seiner Einbildung, zeigen, oder durch die Uebung des Umgangs nach und nach wirklich vermindert werden.

Der Unwissende wird unter Gelehrten, der

Arme unter Reichen, der Verachtete unter Geehrten, der, welcher sich seiner gemeinen Erziehung bewußt ist, unter fein gebildeten Leuten immer schüchtern bleiben, so lange er auch mit ihnen in Verbindung stehen mag.

Man sieht zugleich, daß es zwey Arten giebt, wie der Umgang diese, auf wirkliche Ungleichheit gegründete, Schüchternheit der Geringern vermindern kann, und nur eine, wie er sie vermehrt. Er vermindert sie, einmahl, indem er die Ungleichheit nur durch die Gewohnheit unmerklicher und weniger auffallend macht; zweytens, indem er diese Ungleichheit selbst vermindert. Der Umgang vermehrt hingegen die Schüchternheit, nur indem er die zuvor verborgne Ungleichheit ans Licht bringt: — denn sie unmittelbar zu vergrößern, dazu kann er nichts beytragen. Einige Beyspiele werden diese Unterschiede deutlicher machen.

Der große Gelehrte, oder der Mann von Genie, dessen Ruhm den im Dunkeln lebenden Freund der Wissenschaften, bey ihrer Zusammenkunft schreckte, kann bey einer nähern Bekanntschaft hinter der Erwartung zurückbleiben, welche sein Nahme und seine Schriften erregten: und der, welcher sich ge-

gen sie für unwissend und für unbegabt hielt, kann, bey der angestellten Vergleichung, seinen Werth zu erkennen anfangen, und, wie jener junge Mahler, der sich an einem abgelegnen Orte Italiens gebildet hatte und nun zum erstenmahl das Werk eines großen Meisters erblickte, zu sich selbst sagen, anch' io sono pittore. *) Der Reichthum kann seinen Glanz in den Augen des Unbegüterten, und die Armuth ihre Niedrigkeit in den Augen des Reichen verlieren, wenn jener von anderem Verdienste entblößt, und diese mit Talenten und Tugenden gepaart erscheint. Der Große kann von seiner Höhe herabsteigen, und der Niedrige sich erheben, bloß dadurch, daß sie mit einander in Verbindung treten: wenn jener Schwäche des Verstandes oder Charakters in diese Verbindung mitbringt, dieser hingegen mit demjenigen Zauber auf den ersten wirkt, welchem die Marschallin d' Ancres ihren Einfluß auf das Gemüth der Maria von Medicis zuschrieb: — **) „mit der Gewalt, welche starke Geister über die schwachen haben."

---

*) Auch ich bin ein Mahler.

**) Eleonora Galigai, Gemahlinn des bekannten Concini, nachmaligen Marechal d' Ancres, beherrschte mit diesem gemeinschaftlich das Gemüth der Maria

Oder es ist auch möglich, daß der Unwissende sich in dem Umgange des Gelehrten wirklich unterrichte; daß das schwächere Talent von dem stärkern erweckt werde, daß der Ungebildete, aber der Bildung Fähige in der Gesellschaft vorzüglicher Männer sich veredle und seine Naturanlagen zur Reife bringet; daß der Mensch von gemeinen Sitten unter artigen Leuten Artigkeit lerne, — daß selbst der Niedrige von den Großen einige der Vortheile ihrer Erziehung mitgetheilt bekomme, und einen gewissen edlen Anstand annehme, wodurch er sich ihnen verähnlichet, und eben deßwegen mehr von ihnen geschätzt, und selbst gegen sie dreister wird. Nur der Arme kann durch den Umgang des Reichen nichts von dessen Vorzügen erhalten. — Und

---

von Medicis, der Mutter Ludwigs des Dreyzehnten, Regentinn von Frankreich, und durch sie dieses Reich selbst. Beyde wurden von dem Herzoge von Luines, Günstling des jungen Ludwigs XIII, bey der erlangten Volljährigkeit des letzteren, gestürzt. Der Marschall wurde ermordet; seine Gemahlinn wurde vor Gericht gestellt und zauberischer Künste beschuldiget, durch welche sie sich Einfluß auf das Gemüth der Regentinn verschafft hätte. Ihre in der That edle Antwort war die, welche ich im Texte angegeben habe.

so zeigte sich auch hier, wie in der Politik und Gesetzgebung, diejenige Art der Ungleichheit unter den Menschen, welche auf dem Eigenthume beruht, als die unveränderlichste unter allen übrigen, welche allen Versuchen sie wegzuschaffen oder zu vermindern am hartnäckigsten widersteht.

Auf der andern Seite kann der, welcher in der Einsamkeit, oder in der Gesellschaft noch unwissenderer und weniger fähiger Menschen, sich selbst ein Weiser und ein großer Geist zu seyn schien, und deßhalb dreist, unter den Männern vom ersten Range an Geist oder Politur, auftrat, doch Verstand genug haben, nach und nach seine Mängel und ihre Ueberlegenheit wahr zu nehmen, und dadurch zur Schüchternheit, die seinem Verhältnisse mit ihnen gemäß ist, zurückkommen. Der Mensch, von gemeinen oder pedantischen Sitten, kann dem in feiner Lebensart ausgelernten Weltmanne dreist unter die Augen treten, weil er nicht einmahl weiß, daß es ihm an gutem Anstande fehlt, — und kann, wenn er länger in der Gesellschaft artiger Leute bleibt, sich endlich verlegen und gedemüthiget fühlen. Noch öfter geschieht es, daß, wer ohne Ansehen, oder persönlichen Ruhm, doch zu der Gesellschaft

der

der Höhern und besonders seiner Obern zugelassen wird, und selbst in derselben zu erscheinen gezwungen ist, dann erst seine Niedrigkeit recht tief und innig empfindet; theils durch die kleinen Kränkungen seines Ehrgeitzes, die er von Zeit zu Zeit erfährt, theils durch die Verlegenheit, in welcher er sich befindet, immer auf eine schickliche Weise zu handeln, theils durch die lange Weile, welcher er nothwendig in einer Gesellschaft ausgesetzt ist, bey der er gegenwärtig seyn muß, ohne doch wirklich mit ihr in Verbindung zu stehen. Und wie sehr wird nicht endlich der Arme vom gemeinen Schlage, dem schon der Nahme eines Reichen Hochachtung einflößt, bey dem wirklichen Anblick der Vortheile, welche der Reichthum gewährt, geblendet. Daher sind die Parasiten alter und neuer Zeit entstanden, die sich selbst herabwürdigen und sich von Andern mißbrauchen und beleidigen lassen, um an den Tafeln der Reichen zu sitzen und an ihrem Wohlleben Theil zu nehmen. Der Einsame hingegen, der alle solche Vergleichungen anzustellen nie Gelegenheit hat, kann die hohe Meinung, welche er von Natur von sich hat, oder die ihm seine Unwissenheit und die unrichtige Schätzung des Werthes der

Dinge einflößt, ungekränkt und unvermindert zeitlebens beybehalten. Er kann daher auch unter Umständen, welche eine ihm gleiche aber mehr welterfahrne Person äußerst schüchtern machen würden, unerschrocken und dreist bleiben.

Hieraus erklären sich also zwey Erscheinungen, in welchen die Wirkungen von Gesellschaft und Einsamkeit den gewöhnlichen ganz entgegengesetzt zu seyn scheinen. Die erste ist, daß man niemanden knechtischer vor den Großen sich beugen sieht, als gewisse Subalternen, welche in den Gesellschaften derselben am öftesten erscheinen, ohne doch deßhalb als wahre Mitglieder denselben einverleibt zu seyn. Sie sehen nähmlich alsdann den großen Abstand, welcher sich zwischen ihnen und ihren Gesellschaftern befindet, täglich mit Augen. In dieser Lage wird es auch dem verständigen Manne schwer, seine Rolle gut und edel zu spielen. Diejenigen aber, welche mehr von äußern Eindrücken regiert werden, gerathen alsdann unfehlbar in eine Art von Schüchternheit, die bey dem einen mit Unwillen gemischt ist, und sich mit dem Hasse dieser Unterscheidungen im bürgerlichen Leben endiget, bey den andern aber in eine wirkliche

oder verstellte Anerkennung ihrer eigenen Niedrigkeit und der Vorzüge ihrer Gesellschafter übergeht, und dann diejenige Gesinnung ausmacht, welche man das **knechtische Wesen** nennt.

Die zweyte Erscheinung ist, daß man zuweilen bey den einsam lebenden einen unter geselligen Menschen unerhörten Stolz und eine Insolenz findet, die sie über alle Schüchternheit und selbst über alle Rücksichten von Anstand hinwegsetzen, selbst wenn sie mit den angesehensten und bey allen andern Ehrerbiethung erweckenden Personen zu thun haben. Diese Quelle der Dreistigkeit, die Gleichgültigkeit gegen alle bürliche Verhältnisse, die Verachtung des öffentlichen Urtheils, die hohe Meinung von sich selbst, bey einer wirklichen Niedrigkeit der Person oder des Standes, diese Unbesorgtheit wegen der Folgen eines von allen gewöhnlichen Regeln abweichenden Betragens kann nur bey Leuten statt finden, die in ihrer Entfernung von den Menschen auch eine gewisse Unabhängigkeit finden, oder durch einen gänzlichen Mangel der Welterfahrung auch die Gefahr, welcher sie ihre Ehre und ihren guten Nahmen aussetzen, nicht

kennen. Die Einsamkeit, welche den Menschen ganz auf sich selbst einschränkt, hindert ihn auch, das Verdienst andrer Stände und Beschäftigungen richtig zu beurtheilen. Hieraus entsteht die Pedanterey der Gelehrten sowohl als aller übrigen Classen. Ist diese nur in einem minderen Grade vorhanden, so macht sie oft blöde und verlegen, besonders, wenn die Einsamkeit doch zuweilen mit Umgange abwechselt; erreicht sie aber, bey einem durchaus einsiedlerischen Leben, den höchsten Grad, so macht sie dreist und grobstolz.

Alles zusammen genommen findet sich also in Absicht des Einflusses welchen Gesellschaft und Einsamkeit auf diese, der Schüchternheit entgegengesetzte Art des Muthes äußern, das Uebergewicht der Vortheile auf der Seite des gesellschaftlichen Lebens.

Ohne eigentliche Gefahren können bloße Schwierigkeiten und Beschwerden dieselbe Kraft, dieselbe Stärke der Seele, welche Muth heißt, erfordern, wenn sie bey einem Unternehmen

freywillig ausgehalten, oder beym Leiden mit Anstand ertragen werden sollen. Und diese dritte Art des Muths heißt, im ersten Falle, Standhaftigkeit, im andern, Geduld. So wie sie von den vorhergehenden Arten, in ihrem Charakter und in ihren Aeußerungen, verschieden ist; so ist sie es nicht weniger, in Rücksicht auf den Einfluß, welchen Gesellschaft und Einsamkeit auf sie haben: und ihre beyde Unterarten stehen fast eben so weit von einander ab.

Standhaftigkeit im Unternehmen, Ausharren bey einem einmahl gemachten und eingeleiteten Plane, trotz aller sich dagegenhäufenden Schwierigkeiten, der muthige Widerstand gegen die Hindernisse, welche uns unsere Gegner, unvorhergesehene Zufälle und, am Ende einer langdauernden Arbeit, unsere eigene Trägheit und die natürlich entstehende Ermüdung entgegensetzen: dieß alles sind Eigenschaften, welche besser im thätigen Leben, auf dem Schauplatze der Welt und der Geschäfte, und unter Menschen erworben werden, als in der philosophischen oder ländlichen Muße, in der Einsamkeit des Studierzimmers oder der Künstlerwerkstatt, kurz als in einem Zustande, wo wir nur uns selbst

von unsern Handlungen Rechenschaft zu geben haben. In der Gesellschaft, und wo man Zeugen hat, schämt man sich, wankelmüthig und muthlos, und selbst nur ermüdet zu scheinen. Man hat überdieß in sein Unternehmen oft andere Menschen verwickelt, welche man täuscht und deren Tadel man fürchtet, wenn man dasselbe aufgiebt. Die Beyspiele, welche man überdieß in dieser Lage von der, durch Ehre und Gewinn belohnten, Standhaftigkeit in langdaurenden mühsamen Unternehmungen sieht, stärken den Muth, indem sie die Begierde nach dem Ziele anfeuern. Ein solches ununterbrochenes Beharren, bey einem und demselben Plane des Lebens, in der Eintheilung seiner Zeit und in der Ordnung der aufeinanderfolgenden Arbeiten, wie sie Friedrich der Zweyte bis an seinen letzten Augenblick bewies, wird man schwerlich bey irgend einem Privatmanne finden. Vielleicht wird auch keinem eine solche Standhaftigkeit so leicht, als einem Fürsten, der an der Spitze der Gesellschaft steht, der von jedermann gesehen und beobachtet wird, der sich bewußt ist, daß er mit allem, was er thut oder unterläßt, in die bürgerlichen Geschäfte von Tausenden eingreift, dieselben im Gange erhält oder stört, und der durch

die Wichtigkeit der Endzwecke, welche er zu erreichen hat, zu immer neuen Anstrengungen aufgefordert, und durch den höchsten menschlichen Ruhm, den Ruhm eines außerordentlichen Regenten, belohnt wird.

Im stillen Privatleben sind die Endzwecke kleiner; in der Einsamkeit ist die Theilnahme anderer Menschen daran unbedeutend. Die Wahl der Zeit zu jeder Arbeit scheint gleichgültig, die Unterbrechung einer Arbeit durch eine andre scheint unschädlich, und der Aufschub einer einmahl angefangenen, auf die Zeit einer größern Heiterkeit und glücklichern Gemüthsstimmung, scheint sogar nützlich. Auch können wir uns die Störer unserer Arbeiten, in der Einsamkeit nicht so leicht abwehren, weil wir nicht so triftige Gründe anzuführen wissen, welche uns bey derselben festhalten. Alles das macht, daß wir in dieser Lage oft hinlängliche Ursache finden, bey unsern Entwürfen nicht unveränderlich zu beharren. Und eben deswegen erlangen wir auch nicht die Gewohnheit, standhaft zu seyn, die Denkungsart und den Charakter des festen und unerschütterlichen Mannes. Dieß geht so weit, daß selbst in den schriftstellerischen Arbeiten, welche am meisten unaufge-

fordert geschehn, und also immer von Wahl und Muße abzuhängen scheinen, die weit aussehenden, — die, welche ein großes Feld der Wissenschaften umfassen, fast nur an Orten zu Stande kommen, wo viele Gelehrte beysammen leben, — auf hohen Schulen und Akademien, und selten von frey und einsam lebenden Gelehrten ins Publicum gebracht werden. Mitten unter den Geschäften des öffentlichen Unterrichts und in Zerstreuungen einer vielfachen Ansprache, schreiben die Professoren auf Universitäten gemeiniglich größere und zahlreichere Werke, als die Personen, welche in vollkommener Muße sich dem Anbaue der Wissenschaften widmen. *) Wenigstens ist dieß der Fall in Deutschland: wo wir von Männern der letzten Classe fast nur Bruchstücke und unvollendete Werke, oder Aufklärungen über einzelne Aufgaben aus den Wissenschaften besitzen. Wenn in Frankreich Montesquieu, in

*) Für jene ist es Pflicht zu schreiben; das Beyspiel des allgemein herrschenden Fleißes (wenn solcher auf einer hohen Schule zur Sitte geworden ist,) steckt an, oder schreckt die weniger Arbeitsamen mit dem zu befürchtenden Tadel ihrer Collegen; endlich ist es für jeden leichter, sich mit andern zu gemeinschaftlichen Arbeiten zu vereinigen. Für diese ist die Schriftstellerey nur Werk der Wahl, nicht der Nothwendigkeit; und es ist weit leichter, bey Arbeiten,

England Gibbon große Ausnahmen von jener Regel sind, — und es giebt gewiß in beyden Ländern noch mehrere: — so kommt dieß vielleicht eben daher, daß dort der Gelehrte, wenigstens bisher, mehr in Gesellschaft gelebt und das größere Publicum mehr Antheil an seinen Arbeiten genommen hat, als bey uns. Immer aber bleibt es ausgemacht, daß, in Gegenwart anderer und mit ihnen gemeinschaftlich, etwas unternehmen, uns zum Ausharren bey den Schwierigkeiten der Arbeit auffordert; daß aber ein einsam entworfener, und im Verborgenen, bearbeiteter Plan sehr leicht, bey eintretenden Schwierigkeiten, bey Seite gelegt wird.

Etwas anders ist es mit der zweyten der oben angezeigten Unterarten, mit der muthigen Ertragung der Leiden, kurz mit dem, was man

welche unser Beruf uns auflegt, oder unsere Obern uns gebiethen, standhaft bis zu ihrer Beendigung fortzufahren, als bey solchen, welche wir selbst gewählt haben. Sie sehen sich überdieß von Leuten umgeben, welche auf schriftstellerische Arbeiten keinen großen Werth legen, und deren Vollendung also auch nicht strenge von ihnen fordern. Endlich arbeiten sie an ihren Werken größtentheils allein, und stören also niemanden in seinen Plänen, wenn sie die ihrigen unvollendet lassen.

im weitesten Verstande Geduld nennt, beschaffen. — Da ich meine Begriffe über diesen Gegenstand schon im ersten Theile der Versuche entwickelt habe: so schränke ich mich hier auf folgende wenige Bemerkungen ein.

Es kommt bey dem Einflusse, welchen Einsamkeit und Gesellschaft auf die Tugend der Geduld haben, sehr darauf an, welche Uebel sie ertragen soll. Sind es Unglücksfälle, welche bloß wehmüthig und betrübt machen, ohne zu kränken und niederzuschlagen, und ohne körperlichen Schmerz zu erregen; so ist die Gegenwart anderer Menschen ein Mittel, unsre Standhaftigkeit aufzufordern und ihre Theilnahme ein Mittel, sie zu erleichtern. Dieß ist der Fall bey dem Verluste der Unsrigen, bey dem Tode eines Kindes, eines Vaters, eines geliebten Freundes, kurz bey allen den Uebeln, bey welchen Sympathie und Liebe, wenn nicht die einzigen, doch Miturſachen des Schmerzens sind: obgleich auch hier die innig Betrübten sich gerne von der Gesellschaft entfernen, und sich lieber selbst trösten, als sich von Andern trösten lassen. Sind es solche: die uns zugleich Ehre bringen, welche uns als wichtige Personen im Staate darstellen so werden wir sie weit leichter standhaft, vor den Augen der Welt, ertragen, als wenn wir

aus ihr verwiesen, oder von ihr vergessen wären. Die Standhaftigkeit, mit welcher Seneca sich die Adern öffnen ließ, und Cato sich selbst entleibte, ist von den Helden der Römischen Geschichte sehr oft nachgeahmt worden. Weit seltener sind die Beyspiele von Staatsmännern, die eine lange Verweisung aus Rom in eine entfernte Provinz haben ruhig ertragen können; und wir haben ein großes Beyspiel, daß selbst ein sonst edler Geist dadurch feige und kleinmüthig gemacht werden kann. Sind die Unglücksfälle von der Art, daß sie uns zugleich erniedrigen und in der Meinung Anderer herabsetzen, — wozu unter andern auch die Dürftigkeit nach vorher genossenem Reichthume gehört: so ist es leichter, sie entfernt von der Welt zu ertragen, weil ihnen dadurch der größte Stachel genommen wird, — der tägliche Anblick der Veränderung, welche sie, in den Meinungen der Menschen von uns, und in ihrem Betragen gegen uns, hervorgebracht haben.

Sind es endlich körperliche Leiden, die unsre Geduld auffordern: so sind es zwey Ursachen hauptsächlich, welche uns die Einsamkeit lieb, und zum Hülfsmittel dieser Tugend machen. Zuerst, körperliche Leiden werden durch Ruhe gemildert; und Einsamkeit gewährt uns Ruhe. Zweytens

Bayerische Staatsbibliothek München

körperliche Leiden finden weniger Theilnahme bey andern Menschen, als alle andere Arten von Uebeln. Nur durch diese Theilnahme aber kann ihre Gegenwart uns trösten, und ohne dieselbe wird sie uns sogar lästig und vermehret den Schmerz. Im ganzen genommen, ist es ausgemacht, daß es leichter sey, sich beym Leiden innerlich zu beruhigen, als sich während desselben vor andern schicklich und auf eine ihnen wohlgefallende Weise zu betragen. Selbst mit andern, die man liebt, gemeinschaftlich zu leiden, ist schwerer, als standhaft für seine eigne Person zu handeln. Aus dieser Ursache ist, z. B. die Armuth einem unverheuratheten Manne weit erträglicher, als einem Hausvater; und andere, die man liebt, und für welche man zu sorgen die Pflicht hat, mit sich zugleich darben lassen, unendlich kränkender, als sich allein dem Mangel ausgesetzt sehen, — besonders, wenn man ihn vor andern verbergen kann.

Ueberhaupt und der Natur der Sache nach scheint Gesellschaft für die Zeiten der Gesundheit der Heiterkeit und des Vergnügens, gemacht, die Einsamkeit aber der natürliche Zufluchtsort des Kranken, Betrübten und Gebeugten zu seyn.

Ende des ersten Bandes.

Bayerische Staatsbibliothek München

ill. h.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Garve, Christian, / Spalding, Johann Joachim, / Graff, Anton,

Ueber Gesellschaft und Einsamkeit

Bd.: Erster Band

Breßlau 1797

Ph.pr. 485 i-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10040573-7
VD18 80001092